DENKWÜRDIGKEITEN AUS ALTÖSTERREICH VIII

(UNTER DER LEITUNG VON GUSTAV GUGITZ)

GRÄFIN THÜRHEIM, MEIN LEBEN II

ZWEITE AUFLAGE



Gräfin Lulu Thürheim (1832)

(Selbstporträt)

Nach dem Original im Besitze
der Familie des Herausgebers

GRÄFIN LULU THÜRHEIM

MEIN LEBEN

ERINNERUNGEN AUS ÖSTERREICHS GROSSER WELT

*

1788—1819

IN DEUTSCHER
ÜBERSETZUNG, MIT EINEM VORWORT,
VIER STAMMTAFELN, ANMERKUNGEN UND
PERSONENREGISTER VERSEHEN,
HERAUSGEGEBEN
VON

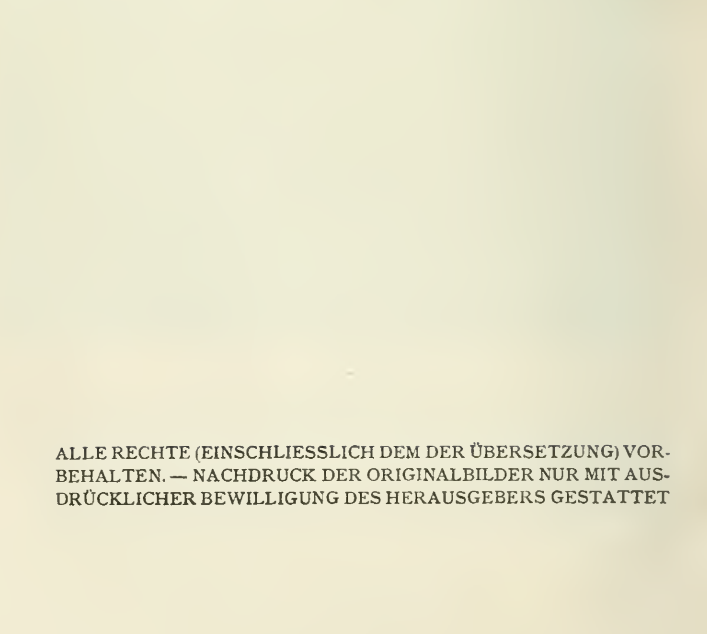
RENÉ VAN RHYN
(P. v. B.)

ZWEITER BAND

MIT VIERZIG BILDBEIGABEN

1913

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER



Pour des coeurs bien nés le plus grand mobile de leurs actions généreuses n'est-il pas de les considérer comme des chaînons qui rattachent à leur individu et l'avenir et le passé? Car de la gloire de chacun se fait l'honneur de tous.

(Aus der Novelle der Gräfin
Lulu Thürheim „Le Rocher".)

4. UNABHÄNGIGKEIT

XV. 1812

Ich war nun vierundzwanzig Jahre alt und doppelte Waise, das Leben lag vor mir gleich einer noch zu erfüllenden Aufgabe: führerlos, ohne Mittel und ohne sichtbares Ziel mußte ich ihr entgegengehen. Das väterliche Haus und die Gräber meiner Eltern verlassend, sah ich vor mir nur einen einsamen, unbekannten, langen und finsteren Weg. Was lag daran? Ich mußte meine Tränen trocknen, den Stock ergreifen und gehen, um wohin zu kommen? In diesem Lichte erschien mir die Unabhängigkeit, die ich so liebte; für mich, in meiner tiefen Trauer, war sie traurig und versprach mir nur Kummer, Enttäuschungen und Verlassensein in der Wüste, die man die Welt nennt. Als ich mich von meinem ersten unnennbaren Schmerze, wie von einer seelischen Folterung erholte, sah ich ringsum in die Gegenwart und Zukunft und, da ich nirgends meine Mutter fand, überlief es mich kalt und ich fühlte in mir die Jugend ersterben. Bis zu diesem Abschnitte war ich unbesonnen und lustig gewesen, jetzt wurde ich träumerisch und überlegt; niemals wieder habe ich meine heitere Laune vollkommen zurückgewonnen.

Tante *Therese* war auf die Nachricht von unserem schrecklichen Unglück sofort nach Schwertberg mit der Absicht gekommen, unseren Schmerz zu lindern oder wenigstens zu teilen. Aber ach, ihre Gegenwart er-

höhte nur unsere Leiden. War es nicht die Stelle Mamas, die sie hier einnahm? Sie saß in ihrem Fauteuil, im Fond ihres Wagens, wir erwiesen ihr dieselbe Aufmerksamkeit, wie unserer seligen Mutter ... und doch war sie es nicht! Einmal passierte es mir sogar, daß, als mich die Tante rief, ich mit „Mama“ antwortete; so beschäftigten sich meine Gedanken fortwährend mit der Toten.

Die Ankunft in der Wiener Wohnung, die meine Mutter zwei Jahre vorher mit aller Sorgfalt wohnlich gemacht hatte, in der verschiedene Möbel von ihrer Hand waren, wo uns alles an sie erinnerte, war ergreifend. Wir bewohnten die oberen Stockwerke des Hauses meiner Tante, während sie im 1. Stock logierte. Wir mußten uns jetzt einschränken, gaben ihr daher den 2. Stock zurück und drängten uns im 3. zusammen. Wir lebten von Ersparnissen, denn der Teil des Wittumes, den die Vormundschaft auf Drängen meines Bruders uns überließ, genügte samt unserer kleinen Apanage kaum für unseren Unterhalt. Alles im allen hatten wir nur 2000 fl. K. M. zu verzehren und davon mußten acht bis neun Personen leben, nämlich meine Schwestern, ich, Mlle. *Tisserant*, von der wir uns nicht trennen konnten, die gute, alte Judit und zwei alte Diener. Unsere Tante wollte uns anfangs an ihren Tisch ziehen, wir schätzten aber unsere Unabhängigkeit höher und machten getrennte Menage, obwohl unter demselben Dache. Josef zeigte sich trotz seiner 17 Jahre in jeder Weise nobel gegen uns, seine Empfindsamkeit und Zärtlichkeit offenbarte sich in wirklich rührenden Szenen. Sein Herz war seiner Eltern würdig. Selbstredend blieb Franz *Hager* auch in diesen Tagen sich gleich, er war unser Freund, unser Berater und Vater.

Drei Monate nach Mamas Tod kamen meine Schwestern Isabella und Josefine aus Galizien an. Da sich erstere Mutter fühlte, so hatte dies ihre Abreise verzögert. Die ganzen fünf Jahre, die meine Schwester verheiratet war, hatte meine Mutter vergebens auf einen Enkel gehofft, und der Brief, der Isabellas Schwangerschaft endlich anzeigte, traf wenige Tage nach ihrem Tode ein. Die Ankunft der Schwestern öffnete wieder alle Wunden, ich will aber darüber hinweggehen. Das Resultat aller unserer Auseinandersetzungen war, daß sich jede von uns in ihren Schmerz einspann. Besonders war dies bei Konstantine der Fall, sie interessierte sich für nichts mehr und schien in ihrer künstlichen Ruhe zu Stein erstarrt zu sein, trotzdem ihr Herz die Schwere unseres Unglückes ebenso fühlte, wie wir. Es deuchte mir wirklich, indem ich die Mutter verlor, auch meine Schwestern verloren zu haben. Ich fing zu verstehen an, daß man im Schmerz, wie im Tode allein sein muß.

Diese Wahrheit schien mir ungemein hart.

XVI. 1813

In den ersten Tagen dieses Jahres besuchte uns Hans *Weißenwolff* in unserem Salon. Es waren außer ihm noch andere Leute anwesend. Ich vermied es, ihn anzusehen, um in ihm nicht vielleicht falsche Hoffnungen zu erwecken. Zuerst war er sehr verlegen, seine Stimme zitterte, aber er erholte sich bald und sprach dann ganz natürlich über gleichgiltige Dinge. Da trat Konstantine ein, die auf seinen Besuch nicht vorbereitet war, und zerfloß in Tränen, als sie Hans sah. Nun mußte ich auch weinen, aber ich gewann meine Fassung bald wieder, denn ich wollte nicht, daß Hans an mir irgend etwas finden könnte, was seiner Eitelkeit geschmeichelt hätte. Er ist sehr dick geworden, und dieser Umstand half mir, glaube ich, auch dieses Wiedersehen ohne Erregung zu ertragen. Zuerst kam er mir so fremd vor, dann sah ich ihn genauer an. Welch' ein Kontrast seit unserer Trennung vor sechs Monaten! Der Augenblick, der mir die Mutter raubte, hat auch das Andenken an Hans in mir verlöscht, ich liebte ihn nicht mehr.

Das Jahr 1812 schloß noch mit einer neuen Hiobsbotschaft. Mein Onkel, der Baron Alois *Hager*[1]), starb

1) Franz Alois Freiherr *Hager* von und zu *Allentsteig* (1722—1812) focht noch unter Prinz Eugen am Rhein, später in Ungarn bis zum Belgrader Frieden. Mit 36 Jahren wurde er FMLt. Die schweren Verwundungen im schlesischen Kriege nötigten ihn, dem Felddienste zu entsagen. Er wurde zunächst, 1758, Kommandant der

am 26. Dezember an der Brustwassersucht. Er war der Vater von Franz Hager und meinen Cousinen und erreichte das hohe Alter von 90 Jahren. In den schlesischen Kriegen gegen den König von Preußen erhielt er 22 Wunden, davon neun am Kopf. In der Schlacht von *Kolin* ließ man ihn für tot in einem Graben zurück; ich weiß nicht, welcher Zufall ihn rettete. Seine körperliche Konstitution war so fest, daß er von diesem Tage an sich den Genuß des Tabakes, des Schnupfens, des Weines und Kaffees vollkommen abgewöhnte, welche plötzliche Änderung seiner Lebensweise nicht im geringsten schadete. Er war General und Ajo der jüngeren Brüder Kaiser Franz II. und ein schöner, von aller Welt hochgeachteter und geliebter Greis. Der Schmerz der Familie wurde einigermaßen durch die Art und Weise gemildert, womit der *Kaiser* die Verdienste des Vaters an seinen Kindern belohnen

Festung Olmütz, dann durch das Vertrauen Kaiser Franz I. Ajo der fünf jüngeren Brüder Sr. Majestät. Zuletzt war er Obersthofmeister des Erzherzogs Rainer. Er begleitete außer der Charge eines FMLt. nur die Würden eines k. k. Kämmerers und Geh. Rats. 1753 vermählte er sich mit Maria Anna Gräfin *Schlik* zu Bassano, die 1787 starb.

Erzherzog *Rainer* richtete an seinen Sohn Franz folgendes ehrende Beileidsschreiben: „Mein lieber Baron Hager! Mit tiefem Schmerze erhielt ich gestern abends Ihre Zuschrift, wodurch Sie mir das Hinscheiden Ihres Vatters anzeigen. Ich nehme gewiß den lebhaftesten Antheil an diesem Unglücke, indem auch ich dadurch einen wahren Freund verlohr, welchem ich dafür, daß er meine ganze Erziehung von Kindheit an leitete, nie genug dankbar seyn kann. Er war im ganzen Sinn des Wortes ein echt deutscher Biedermann, wie sie itzt selten sind und seinen Verlust noch schmerzlicher macht. Kann ich Ihnen, oder Ihren Geschwistern itzt oder in Zukunft was immer für einen Dienst erweisen, so werde ich die Gelegenheit dazu, um meine Schuld gegen den Verewigten abzuzahlen, immer mit wahrem Vergnügen ergreifen. Wien, den 27. Dez. 1812. Ihr dienstwilliger Eh. Rainer."

wollte. Jede meiner Cousinen bekam eine Lebensrente von 1000 fl. K. Münze und meinem Vetter Franz zeigte er mittels eigenhändigem Billet, worin er in warmen Worten den Eifer, und die Treue des Verblichenen lobte und seine Genugtuung darüber aussprach, daß sein Sohn in die Fußstapfen des Vaters getreten sei, dieselbe Zulage an. Mein Vetter, den ein gütiges Wort seines kaiserlichen Herrn in alle Himmel erhob, war über das Billet viel mehr gerührt, als über den Gnadenbeweis, den es enthielt. Die Erzherzöge bewiesen in dieser traurigen Angelegenheit ein Interesse und eine Anteilnahme, wie sie bei Prinzen sehr selten ist. Dreißig Jahre später kam meine Schwester Goëß nach *Brandhof*, der Besitzung des mit der Gräfin *Meran* vermählten Erzherzogs *Johann*, und war dort ebenso betroffen, wie gerührt, als sie im Schreibzimmer des Prinzen das lebensgroße Porträt ihres Onkels Hager bemerkte. So treu war das Andenken, welches die Schüler ihrem Erzieher bewahrten.

Der Winter verging langsam und traurig. Meine arme Mutter hatte sich noch die letzte Zeit so eingehend mit den Unterhaltungen beschäftigt, die sie uns in Wien verschaffen wollte! Ach, wenn sie geahnt hätte, wie wir den Winter verbringen würden, wie mich Tag und Nacht ihr Bild nicht verließ! Einmal hatte ich aber doch einen tröstlichen Traum. Meine gute Mama erschien mir wie eine Vision; ich stürzte mich auf sie und umarmte sie, obwohl ich merkte, daß ihr Körper aus einer übernatürlichen Substanz bestand. Sie sagte mir: „Es war für mich ein tiefer Schmerz, euch verlassen zu müssen, meine Kinder, denn in meinem letzten Augenblick hatte ich die volle Besinnung.“ Ich fragte sie, ob sie jetzt leide, worauf sie mit einem himmlischen Lächeln antwortete: „Nein, mein Leid hat aufgehört.“ Als ich



Salon im Thürheimschen Hause in Wien, I. (Wollzeile Nr. 738)

Nach einem Aquarell der Baronin Th. Schwiter, geb. Gräfin Thürheim, im Besitze der Familie des Herausgebers

wissen wollte, was ich tun müßte, um dorthin zu gelangen, wo sie sei, antwortete sie: „Fahre so fort," worauf sie verschwand.

Andere schwere Träume beunruhigen mich, ich sah Max Zandt in der Schlacht, er hielt meine Mutter bei der Hand und zeigte seine Brust, die eine Kugel durchbohrt hatte. Wenn er mit ihr vereinigt ist, werden sie beide für mich beten!

Damals teilte ganz Europa meine Schrecken. Eine Million Menschen lag im Todeskampfe und unzählige Tränen flossen, ohne auch nur das Grab zu wissen, worauf sie hätten fallen sollen. Wer kann heutzutage über seine eigenen Leiden klagen, wenn er seinen Blick auf die Greuelszenen im Norden richtet. Die Berichte, die uns aus den Ländern zukommen, durch welche sich die Überreste der großen Armee schleppen, empören die Gemüter selbst in diesem Jahrhundert, das schon Schreckensbilder genug gesehen hat. Ein Kaufmann einer polnischen Stadt schrieb neulich u. a.: „Die Wege sind bedeckt mit Soldaten, die durch den Frost verstümmelt wurden und nicht imstande sind, ihren Kameraden zu folgen. Diese, durch ihre unzähligen Leiden gegen jedes Mitleid abgestumpft, berauben die Niedergesunkenen ihrer letzten Kleider, diese verteidigen wieder mit ihrer letzten Kraft ihre Lumpen, und der schreckliche Kampf hört nicht früher auf, als bis nicht der weniger Schwache die Kleider des anderen an sich gerissen hat. Und dies alles, um noch einige Meilen weiterzuwanken und sie dann auf dieselbe Weise, vielleicht mit dem Leben, zu verlieren. Diese aufgeriebene Armee nährte sich seit langem nicht nur von Pferdefleisch, sondern man sah auch Soldaten, die ihren Hunger an den Kadavern ihrer Kameraden stillten.

Die Kälte, die Kämpfe, der Hunger und die gänzliche Auflösung der Ordnung hat die Armee so dezimiert, daß auf 10 Männer nicht ein Gesunder kommt. Der König von *Neapel* verließ die Armee mit einem gefrorenen Kinn; man fürchtete, es amputieren zu müssen. . ."

Ein anderes Mal schrieb ich: „Diesen Morgen hörte ich an der Türe des Vorzimmers mehrmals läuten. Da niemand öffnete, so tat ich es selbst und vor mir stand ein stummer, junger Mann, mit einem Zettel in der Hand, worin mehrere Behörden bestätigten, daß er durch einen Schuß in den Nacken die Sprache verloren habe. Von Schrecken und Mitleid übermannt, gab ich dem Unglücklichen, was ich bei mir hatte, worauf dieser in jugendlicher Kraft vor mir Stehende unartikulierte Laute ausstieß und meine Hand küßte. Tränen flossen ihm von den Wangen herunter.

In meiner Einbildung sah ich die Tausende, ähnlich oder noch ärger Verstümmelten vor mir, ich sah darunter auch Freunde und ich fühlte Verzweiflung über das Schicksal so vieler Opfer des unersättlichen Ehrgeizes *Bonapartes*, dieser Geisel der Menschheit. Und man denkt noch nicht an den Frieden und dieser Tiger in Menschengestalt ist immer noch damit beschäftigt, in Frankreich die Jünglinge ihren Familien zu entreißen, um sie aufs neue zur Schlachtbank zu führen! Dieses entsetzliche Bild flößte mir für unsere Freunde in der großen Armee die größte Besorgnis ein. Man sagt, daß von den 60 000 Soldaten des bayerischen Hilfskorps nur sechshundert zurückgekommen seien. Ist dies auch vielleicht übertrieben, so scheint doch nichts mit zu schwarzer Farbe aufgetragen, wenn man die offiziellen Berichte unserer Zeit liest.

Meine Befürchtungen für meine Freunde bewahrheiteten sich, obwohl nicht unbegründet, doch nicht. Max *Zandt* kam aus diesem Feldzuge als Oberstleutnant zurück; er hatte in Polen viel ausgestanden, besonders vor Smolensk, und ein Lanzenstich in den Fuß machte ihn für immer lahm. Leopold *Zandt* wurde nicht verwundet. Ich hatte diese Details dadurch erhalten, daß es mir gelungen war, den Aufenthaltsort der beiden Zandts zu erfahren, und weil Max mir ausführlich schrieb. Konstantine verbot mir dann, die Korrespondenz fortzusetzen, außer, wenn sich etwas Besonderes ereigne.

Infolge unserer eigenen Sorgen, von denen mein Tagebuch in dieser Zeit Seite um Seite erzählt, hatte ich wenig Gelegenheit, vom Kriege zu sprechen. Man hätte meinen können, wir lebten im tiefsten Frieden. Trotzdem sah man in Österreich, wie überall, ängstlich nach dem Norden, wo die Kälte, ebenso unbeugsam, wie das Volk, der siegreichen Laufbahn Napoleons ein schreckliches Veto zuzurufen schien. Das flammende Schwert Baals erschien ihm in Moskau, nicht allein, um seinen Eroberungen ein Ziel zu setzen, sondern auch wie die Morgenröte der anbrechenden Rache ganz Europas. Als Metternich, der nun anfing, sein Opfer zu überlisten, der Beistellung eines österreichischen Hilfskorps zu der Armee des Schwiegersohnes seines kaiserlichen Herrn zugestimmt hatte, ohne aber Napoleon in den hohen Norden zu folgen, war seine Absicht, viel eher dessen Erfolge zu hemmen, als zu ihnen beizutragen. Wenn ihn auch die umfassenden Vorbereitungen Bonapartes von dessen Niederlage nicht im voraus überzeugen konnten, so mußte er dennoch unschwer in einem Winterfeldzug in Rußland Schwierigkeiten vorausahnen, die einen Erfolg fast ebenso zweifelhaft

machten, wie eine Niederlage. Bis auf Ägypten, wo der Kaiser eben nicht glücklich war, hatte er immer nur in zivilisierten Ländern Krieg geführt, wo er stets auf Kosten des Besiegten leben konnte. In Rußland, mitten im Winter, war es ein anderes Ding. Wenn selbst einzelne Reisende nahezu ihren ganzen Lebensbedarf mitführen mußten, um wieviel mehr eine Armee! Wie von der Vorsehung mit Blindheit geschlagen, wagte sich Napoleon, der immer alles so klug bedachte, mit der Unbesonnenheit eines Karl XII. in die Eisfelder Rußlands. *Metternich* dagegen hatte mit der Sendung von 20 000 Österreichern, die eher den sogenannten Verbündeten zu beobachten, als zu unterstützen hatten, kein besonders edelmütiges Opfer gebracht. Und doch gab es viele Wiener, die über die Schande und die Gefahren entrüstet waren, die Österreich bei der Gefolgschaft auf sich nahm. Die Gutdenkenden, aber gewöhnlich Kurzsichtigen, jammerten über die Schmach und das Unglück, das unwiderruflich der Erfolg des Unternehmens sein würde. Das Militär sah darin vor allem seine Ehre besudelt, und als Fürst *Schwarzenberg* das Kommando des österreichischen Korps, das unter dem Oberbefehl *Napoleons* marschieren sollte, wirklich übernahm, rissen sie Mund und Ohren auf und mancher unter ihn bekrittelte es mit beißendem Spotte. Nichtsdestoweniger ist es richtig, daß Schwarzenberg sein Kommando mit schwerem Herzen übernahm; daß er aber seinem Schwure, der ihm nicht das Recht gab, die Befehle seines Kriegsherrn zu kritisieren, sondern ihnen zu gehorchen, dieses Opfer brachte, ist umso verdienstvoller. Diese Unterwerfung wurde für Schwarzenberg die Quelle zu dem glänzendstem Ruhme, wozu jemals ein edles Herz auserkoren ward. Ohne König zu sein, ver-

dankte er, ein zweiter Agamemnon, es der Größe seines Charakters, daß man ihm um dessenwillen gehorchte. Er verstand es, alle die vielen Elemente der Zwietracht, die er unter seinem Kommando hatte, zusammenzuhalten und einem gemeinsamen Ziele zuzuführen, ihm verdankte man die Lösung des Problems der Koalitionen. Er bewies, daß zur Sicherung ihres Erfolges weder ein Genie, noch die Kraft, noch die Macht die Führung erhalten müsse, sondern daß nur eine vollkommene Übereinstimmung des Planes, die Lauterkeit der Mittel und besonders der gänzliche Verzicht auf persönliche Empfindungen zum Siege führen konnten.

Leider war der herrliche Augenblick noch nicht gekommen, der wie ein Mann sämtliche Unterdrückten sich erheben ließ. *Napoleon*, der ohne Armee, ohne Geld und ohne Ruhm fast wie ein Dieb nach Frankreich zurückgekehrt war, stampfte die Erde, um aus ihr Männer, oder vielmehr Kinder hervorzuzaubern, mit denen er sein Glück wieder erwecken und, seinem Stern vertrauend, sein Unglück rächen wollte. Europa sah ihm untätig und zitternd zu, wie es seit Jahren gewohnt war, über seine geringsten Bewegungen in Angst zu geraten. Österreich hielt sich in aller Stille bereit, es hatte sich nicht ausgesprochen, aber seine Absicht blieb vielleicht nur einem Manne verborgen, der mit blindem Vertrauen auf seine Redlichkeit zählte, und dieser eine Mann war Napoleon. Er meinte, sich auf Kaiser *Franz* verlassen zu können und dieser Irrwahn richtete ihn zu Grunde. Es ist merkwürdig, daß Napoleon, der die Menschen so verachtete, weil er sich über sie erhaben fühlte, zweimal das Opfer seines Vertrauens auf ihre Tugenden wurde. Zuerst verließ er sich auf Franz II., das zweitemal auf England; die Offenheit des einen

und die Großmut des anderen, an die niemand anderer mehr glaubte, erschienen ihm als unumstößliche Tatsachen. Der Eroberer glaubte an die Tugend, nur hielt er sie für eine für überspannte Leute geschaffene Albernheit, die sie in der Hand eines Genies zu willenlosen Werkzeugen gestaltete. Aus diesem Grunde sagte er, beiläufig zu dieser Zeit, zu *Marmont*, er halte mehr auf einen gewissenhaften, als auf einen ehrenhaften Menschen.

Ich komme nun wieder zu meinem Bericht. Im Februar suchten uns einige Freunde auf und brachten einige Abwechslung in unsere Verlassenheit. Zuerst war es unsere Jugendfreundin Therese *Chotek*, dann ihr Bruder *Hermann* und Louis *Mandell*. Der erstere brachte von der Zeit, da er Adjutant des Fürsten *Schwarzenberg* gewesen war, einen kleinen Schnurrbart, die Gunst des Fürsten und die Hoffnung auf eine Majorsstelle mit. Dies alles stand ihm gut und gab ihm eine eigene Schönheit; auch eine gewisse Sentimentalität, die er zeigte, schadete ihm in den Augen von uns jungen Mädchen keineswegs. Er hatte nämlich eine schwärmerische Neigung zu einem ungarischen Fräulein gefaßt (Gräfin Henriette *Brunsvik*)[1], die er für sehr reich, schön und liebenswürdig hielt. In unseren Augen besaß sie aber nur die erste Eigenschaft, was aber kein Hindernis war, daß er mit ihr bald darauf sehr glücklich wurde, sei es nun, daß er sich seines Irrtumes nie bewußt wurde, sei es, daß der Charakter und Verstand der Dame, sowie insbesondere ihre Liebe zu Hermann diesem zu seinem

1) Henriette Gräfin *Brunsvik* von Korompa, geb. 12. 10. 1789, gest. Wien 27. 1. 1857, Tochter des Josef Grafen B., Judex curiae und Anna Marie v. *Majthenyi*, heiratete Wien 22. 6. 1813 Hermann Graf *Chotek*, k. k. Km. und Oberst (v. I, 279).

Glücke genügten. Auch Louis Mandell, der gerade geheiratet hatte, zeigte sich froh und vollkommen zufrieden.

Dann kam Bernhard *Mayhirt* auf einige Wochen und brachte Frohsinn zu uns. Er wohnte bei uns und war ein netter, sehr hübscher junger Mann geworden. Die Aufgeräumtheit und Liebenswürdigkeit seiner 25 Jahre, sein etwas dezidiertes Wesen, das ihm sehr gut stand und sein gutes Herz gefielen allen. Habe ich schon gesagt, wer Bernhard Mayhirt war? Der Bruder meines Vaters, Norbert *Thürheim*[1]), der in der Veteranischen

1) Graf Norbert *Thürheim* (1760—1788) wurde am 11. 8. 1788 als Oberleutnant in der Veteranischen Höhle bei Alt-Orsova von den Türken niedergehauen und enthauptet, während seine überlebenden Kameraden in das Sklavenhaus nach Konstantinopel geschleppt wurden.

Von seinen Söhnen sind zwei Taufscheine erhalten: 1. von *Bernhard* „legitimer und natürlicher Sohn des Bernhard Meichirt und Katharina Lezovin, seiner Gattin, getauft zu Triest am 22. Okt. 1788, Paten: Bernhard Baron Rossetti und Anna Maria, Gattin des Dominik Randolini, 2. *Wenzel Ernst* „ein ehelich erzeugtes Kind des Ehrngeachten Herrn Ernst Meihürt, Beamter der Hauswirtschafft in Dominio Lybiegiensi in Böhmen und Katharina, geb. Letzawin kath. Religion" getauft Grünburg 8. Mai 1787. Pate: der Verwalter der Herrschaft Leonstein. Es ist eigentümlich, daß der zweite Sohn im Taufschein Wenzel Ernst heißt, während er im gewöhnlichen Leben immer Vincenz genannt wurde. — Diese beiden Taufscheine sind ein lehrreiches Beispiel darüber, wie es die Geistlichen der damaligen Zeit verstanden, den Tatbestand zu verschleiern. Die Verdrehung des väterlichen Eigennamens kam öfters vor (siehe darüber: Dr. Heydenreichs familiengeschichtl. Quellenkunde 1909, Seite 11—14).

Am 7. Juni 1808 bekennt Graf Josef Wenzel *Thürheim*, daß er an „Bernhard Mayhirt, derzeit Fähnrich bey einem löbl. vacant Graf Stuartischen Infanterie Regiment" und an „Hr. Wenzel Mayhirth, derzeit Fähnrich bey ehemals Fürst Auerspergischen Regiment" je 15 000 Fl. schuldig geworden sei, welche Schuld gelte, falls nicht die Genannten vor den Verfallszeiten auf diese Legate Schulden machen würden.

Höhle im Jahre meiner Geburt von den Türken getötet wurde, hatte irgendwo in Böhmen bei Anbruch des Feldzuges von 1788 ein hübsches Mädchen von niedriger Geburt als seine Maitresse zurückgelassen, von der er zwei Söhne hatte, die er nach seiner Rückkehr durch seine Heirat mit seiner Geliebten legitimieren wollte. Das Schicksal der armen Kinder wollte es, daß mein Onkel nicht mehr zurückkam, und das Vermögen, welches er testamentarisch seinen Söhnen hinterließ, konnte sie nicht über den Verlust seines Namens entschädigen. Meine Großmutter nahm sie nach dem Tode Norberts zu sich, später wurde es mein Vater, der sich um sie kümmerte und sie unter dem Namen Mayhirt in eine Militärschule eintreten ließ. Die Kinder, welche Waisen eines mit meinem Vater befreundeten Offiziers zu sein glaubten, lebten sorglos dahin. Eines Tages unterhielten sie sich, schon Jünglinge, mit Kameraden damit, Namen aufzulösen und wieder zusammenzusetzen; so geschah es, daß der ältere Vincenz *Mayhirt* aus den Buchstaben seines Namens den der Thürheim zusammensetzte (wenigstens dem Klange nach). Diese Entdeckung half ihm, das Übrige und die Ursache des Wohlwollens unserer Familie für sie zu erraten. Leichtsinnig und nicht zu empfindlich, tröstete sich Vincenz über die Unregelmäßigkeit seiner Geburt mit der Annehmlichkeit, einer adeligen Familie anzugehören. Bernhard hingegen war über diesen Flecken seiner Abstammung untröstlich; seine Verzweiflung ging so weit, fast seine Mutter zu verfluchen; man hatte große Mühe, ihn zu trösten, aber er kam nie darüber hinweg, ein Bastard zu sein.

Die Familie Mayhirt existiert heute noch und wurde Konstantin, ein Sohn Bernhards, k. k. Oberst, mit dem Prädikat „von Schwertheim" (sic!) in den Adelsstand erhoben.



Isabella Gräfin Goëß, geb. Gräfin Thürheim (1784—1855)

Nach einem Stich von Kriehuber im
Besitze der Familie des Herausgebers

Während des Feldzugs von 1805 öffnete man nach den ersten Niederlagen die Militärschulen und sandte diejenigen Zöglinge, die stark genug waren (oder es in Wirklichkeit nicht waren), zu den Fahnen, um die Muskete zu tragen. Meine beiden Vettern waren darunter, sie kamen bei *Austerlitz* das erstemal ins Feuer, wo Vincenz, wie er erzählte, mehr österreichische Flüchtlinge, als feindliche niedergesäbelt hat. Seitdem setzten sie ihre militärische Laufbahn fort, Vincenz in der Infanterie, Bernhard bei den Dragonern. Als dieser im Frühjahr 1813 zu uns kam, war er Oberleutnant. Wir quartierten ihn bei Josef und Herrn Lux ein und seine Gesellschaft vertrieb unseren Trübsinn ein wenig. Ich allerdings hatte noch nicht das Herz, heiter zu sein. Ich war, wie die Leute, die sich zwicken müssen, um zu lachen. Tagsüber schien ich bei guter Laune zu sein; wenn ich dann abends in mein Zimmer kam und niemanden zu betrüben fürchten mußte, erleichterten Tränen mein armes Herz. Ich gleiche den großen Herren, die arm geworden, aus Eitelkeit in den Straßen ihr altes Galakleid anziehen, zu Hause aber sich beeilen, in ihre schlechten Lumpen zu fahren.

Am 9. Mai bekam meine Schwester *Goëss* einen schönen Knaben, den man nach meinem Vater Josef nannte. Mein Schwager, durch politische Umstände verhindert, konnte der Niederkunft nicht anwohnen, freute sich aber sehr über die Geburt eines Erben. Meine Schwester bewohnte ein Appartement in der Wipplingerstraße und wollte anfangs selbst nähren, trotzdem es ihr die Ärzte widerraten hatten. Doch verlor sie bald die Milch und der Knabe wurde künstlich aufgezogen. Vielleicht hatte sie während ihrer Schwangerschaft zuviel geweint und war dadurch außer Stand, ihre Mutter-

pflicht zu erfüllen. Sie erheischt soviel Ruhe. Vielleicht hatte auch die Empfindsamkeit und nervöse Reizbarkeit meiner Schwester dazu beigetragen. Trotz Jean Jacques *Rousseau*[1]) ist die Milch einer festen Bäuerin den Kindern oft zuträglicher, als die einer zarten, nervösen Mutter; ich glaube nicht, daß deshalb die kindliche Liebe den geringsten Schaden leiden wird. Die alte Marschallin *Lubomirska* sagte meiner Schwester, um sie zu trösten: „Wenn eine Dame von Stand das Amt einer Amme übernehmen will, so ist die unausbleibliche Folge davon, daß das Kind abmagert und die Mutter nach Käse riecht!"

Während des sechswöchentlichen Kindbettes empfing Isabella nach Wiener Gebrauch jeden Abend ihre Besucher. Obwohl Ende Mai schon viele Leute die Stadt verlassen hatten, so gab es doch noch genug, um im Salon meiner Schwester eine nette Gesellschaft zu versammeln. Die Fürstin *Lichnowska*[2]), ihr Sohn und ihre Nichte, ihr Schwager Graf *Rasumoffsky*, der Graf Roger *Damas*, der Prinz (damals Kommandant) *Ruffo*[3]), die Gräfin *Lanskoronska* und andere polnische Damen, sowie die Gräfin Flora *Wrbna* suchten sie häufig auf. Diese geistreiche und distinguierte Gesellschaft war uns allen sehr angenehm, und obwohl die meisten derselben viel älter waren, wie wir, so fehlte es doch nicht an Ju-

1) Anspielung auf die in Rousseaus „Emile" propagierte Erziehungsweise der Kinder.

2) Wilhelmine Christine, Tochter des Grafen Franz Josef *Thun*-Hohenstein-Klösterle und Wilhelmine Gräfin Uhlefeldt, geb. 1765, gest. 1841, heiratete 1788 Fürst Karl *Lichnowski* (1756—1814). Ihr Sohn war der schon früher genannte Historiograph des Hauses Habsburg.

3) Alvaro *Ruffo*, Principe di Scalletta, langjähriger sizilianischer Gesandter in Wien, auch Vertreter beim Wiener Kongreß (s. Helfert, Königin Karolina von Neapel).



Gräfin Flora Wrbna-Kageneck (1779—1857)

Nach einem Bilde aus der Sammlung
Metternich im Wiener Hofmuseum

gend, namentlich an jungen Männern, die sich jeder Zeit in den Wiener Salons durch ihre Bedeutungslosigkeit und Langweiligkeit ausgezeichnet haben. Damals war es ohne Zweifel, daß der Graf *Rasumoffsky* intimer mit meiner Schwester Konstantine bekannt wurde und, entzückt über ihren Verstand und ihre Gestalt, den Heiratsplan faßte, den er wenige Jahre später ausführte und der auf mein und meiner Schwester Schicksal von so großem Einflusse wurde. Er war sehr geistreich und ein glänzender Causeur, ich werde später noch oft Gelegenheit haben, von ihm zu sprechen.

Roger de *Damas*[1]), der Bruder des Herzogs Karl, war ausgewandert und in die Dienste des Königs von Neapel getreten. Er faszinierte mehr durch seine Lustigkeit, als durch die Tiefe seines Verstandes, er besaß das den Franzosen eigentümliche Talent, die Gesprächsthemas mit Geschick zu berühren und zeigte in seinen Erörterungen und Manieren eine so natürliche Originalität, einen so edlen Takt und eine solche Gutherzigkeit, daß er gefiel, auch ohne daß man ihm mehr Verstand zumutete, als er besaß. Er war auffallend häßlich; eine Schmarre, die sein Gesicht durchzog, entstellte ihn voll-

1) Roger Graf *Damas* (1765—1823), schon mit 14 Jahren französischer Offizier, machte als Volontär den türkischen Krieg als russischer Offizier mit und wurde nach der Eroberung von Ismael, wo er einer der Ersten auf den Wällen war, Oberst. Später war er Adjutant des Grafen Artois, machte die Feldzüge 1793 und 98 mit, war bis 1795 Kommandant der Emigrantenlegion, wurde dabei verwundet und kam nach Calabrien. Dann hielt er sich in Wien auf und kehrte nach der Restauration nach Frankreich zurück. Während der 100 Tage begleitete er Ludwig XVIII. nach Gent, wurde 1815 Mitglied der Deputiertenkammer und starb auf dem Schlosse Citrey in Frankreich. Er war ein „schwärmerischer Freund" der Gräfin Rasumoffsky-Thun (Vide Thürheim F. M. Fürst de Ligne, Wien 1877, S. 146 und C. v. K. „Fürst A. K. Rasoumoffsky", Halle a. S. 1912, S. 48).

kommen, und trotzdem hatte er in seiner Jugend bei den Damen viel Erfolg gehabt; dazu trugen seine Bravour und die Verfolgungen Napoleons, die er erdulden mußte, viel bei. Für die erste Frau Rasumoffskys hegte er eine begeisterte Zuneigung. Es ist merkwürdig, daß Konstantine auf Damas einen ebenso großen Eindruck machte, wie auf Rasumoffsky, und wenn ersterer damals schon sein Vermögen wiedererlangt hätte, das er erst nach der Restauration erhielt, so wäre es wahrscheinlich dazu gekommen, daß die beiden Freunde noch einmal Rivalen geworden wären.

Wenn ich auch die übrigen Personen, die bei meiner Schwester verkehrten, hier nicht weiter berühren will, weil sie ohnhin später noch vorkommen werden, so möchte ich doch ein Wort über die Prinzessin Lichnowska sagen, eine intime Freundin meiner Tante, die in deren Hause wohnte und mit der auch wir eine lebenslängliche Freundschaft schlossen. Die Prinzessin Christine *Lichnowska*, geborene Gräfin *Thun* hatte eine bemerkenswerte Auffassungsgabe, so daß sie alle Fragen im Fluge erfaßte und sie in klarer Weise erörterte. Es war nicht leicht, mit ihr zu streiten, denn sie beherrschte alle Feinheiten der Dialektik und alle Sophismen der Einbildungskraft. Sie würde immer recht behalten haben, einen so offenen Kopf hatte sie, nur führten sie ihre Vorurteile manchmal in die Irre. Dasselbe galt von ihrem Charakter, der mit einem ausgezeichneten Herzen und christlicher Nächstenliebe gepaart war, dem aber ihre vorgefaßte Meinung Abbruch tat, mit der sie gewisse Personen nicht leiden konnte und dabei jedes Gerechtigkeitsgefühl außer acht ließ. Man konnte nicht gerade von ihr etwas Schlechtes sagen, denn dazu war sie zu mildtätig, doch brach sie mit einer Geste, mit

einem verächtlichen Lächeln oder auch nur mit einer bloßen herabsetzenden Bemerkung manchem in der Gesellschaft den Hals, „elle coulait“ sagt man heutzutage. Dieser Fehler rührte übrigens von dem bösen Geiste der Kotterien her, die in ihrer Jugend in Wien herrschten und deren Devise es war: „Nul n'aura de l'esprit hors nous et nos amis.“ Außerdem hatte sie noch einen eigentümlichen, persönlichen Fehler, der an dem Unglück ihres Lebens Schuld trug; es war dies sogar weniger ein Fehler, als die Karrikatur einer Eigenschaft. Die Geradheit ihres Wesens war nämlich zu einer Art Halsstarrigkeit entartet; sobald sie ein Ziel als gut und richtig erkannt hatte, ging sie gerade darauf los, ohne auch nur nach rechts oder links zu sehen und ohne irgend eine Überlegung gelten zu lassen.

So hatte sie z. B. Gewissensskrupeln darüber, durch ihre Kälte ihren Gatten entfremdet zu haben; sie liebte ihn nicht, aber sie verfolgte ihn nun mit ihren Avancen derart, daß sie ihn sogar eines Tages in ein Freudenhaus lockte, wo er zu seiner großen Entrüstung seine Frau, die bis dahin eine Maske trug, erkannte. In späterer Zeit wollte sie um jeden Preis ein kleines Mädchen erziehen, von dem sie sich einbildete, daß es von ihrem Gatten abstamme. Es half diesem nichts, daß er sagte, er habe daran keinen oder nur wenig Anteil, sie ging von ihrem festgewurzelten Großmutsakt nicht mehr ab, adoptierte das Kind unter dem Namen Lina, gab ihr die gleiche Erziehung, die sie ihrer eigenen Tochter gegeben haben würde und hinterließ ihr das ganze Vermögen.

Dieselbe Halsstarrigkeit brachte es mit sich, daß sie ihren einzigen Sohn in den Händen von schlechten Leuten ließ, denen er von seinem Vater anvertraut worden

war; sie rechtfertigte sich damit, daß sie nicht das Recht habe, dem Willen ihres Gemahls, den sie so wenig liebe, entgegenzuwirken. Ich würde nicht zu Ende kommen, wollte ich alle Inkonsequenzen wiedergeben, die sie trotz ihrem hellen Verstand in ihrem Leben beging. In ihrem Alter warf sie sich jene mit einer rührenden Bescheidenheit vor: „Wenn ich sehe," sagte sie mir eines Tags, „wie einfach und gewissenhaft so viele Frauen ihre Pflichten als Gattin und Mutter erfüllen, so fühle ich mich ganz verwirrt, ich, die ich so weit davon entfernt war, ihnen nachzueifern." Und trotzdem hat die arme Frau niemals ihren Gatten betrogen, was dieser ihr übrigens ohne Groll vergeben haben würde; als zynischer Wüstling und schamloser Feigling hätte er das Hörneraufsetzen wohl verdient. Meiner Meinung nach stehen derartige Leute außerhalb des Gesetzes.

Vierzehn Tage nach der Niederkunft meiner Schwester trat mein Bruder *Josef* in die militärische Karriere ein. Im Juni 1813 war er Leutnant bei den Merveldt-Ulanen und überglücklich. Drei Wochen später rückte er zu seinem Regimente ein. Es war ein trauriger Abschied, wir weinten alle, und er gestand, daß er niemals Offizier geworden wäre, wenn er gewußt hätte, wie schwer er sich von uns trennen würde. „Gott schütze ihn," schrieb ich, „der Friede ist ein so gutes Ding für unsere Herzen und für die Körper der anderen."

Der Sommer war schon weit vorgeschritten und wir dachten nicht daran, die Stadt zu verlassen, das einzige Mittel, um nicht an unser Schwertberg zu denken. Und wohin anders hätten wir gehen sollen? Cousin Franz aber, der uns wenigstens einige Tage frische Landluft vergönnte, schlug uns einen kleinen Ausflug zu Frau von *Mandell* nach Steiermark vor, welche Dame dort ein

hübsches Landhaus besaß. Sie hatte es sich aus ihren Ersparnissen und dem Erlöse ihrer Diamanten, die sie als Dank für die Erziehung der Prinzessinnen vom neapolitanischen Hofe mitgebracht, gekauft. Prinzessin *Amalie*[1]), die letzte ihrer Schutzbefohlenen, hatte in Sizilien (1809) Louis Philippe d'*Orleans*, den heutigen König der Franzosen, geheiratet.

Tante Therese *Thürheim* stimmte dem Vorschlage Franz Hagers um so mehr zu, als sie mit der Reise die geheime Absicht verband, eine Begegnung meiner Schwester Konstantine mit einem gewissen Grafen *Attems*[2]), einem 38jährigen Witwer und Vater von zwei Kindern, herbeizuführen. Dieser war sehr reich und seine Eltern hatten von meiner Schwester so viel Gutes gehört, daß sie eine Verbindung protegierten. Glücklicherweise verstanden sich die interessierten Parteien nicht, ich sage glücklicherweise, denn Konstantine hatte durch ihre Ablehnung ebenso recht, wie Attems im Unrechte war. Indem man meine schöne und geistreiche Schwester diesem schwerfälligen Provinzler gegeben hätte, würde man nach dem Sprichwort von den Perlen, die man den Säuen vorwirft, gehandelt haben.

Unser Ausflug nach der Steiermark gelang glänzend. Nach so viel Kummer waren diese drei Wochen in der Tat eine Ferienzeit für uns. Inmitten einer lieblichen Natur, umgeben von Freunden aus der Kinderzeit,

1) *Marie Amalie*, Tochter des 1825 verstorbenen Königs Ferdinand I. von Sizilien, geb. Caserta 26. 4. 1782, gest. 24. 3. 1866, heiratete 25. 11. 1809 Louis Philippe I., König der Franzosen (1773—1850).
2) Ignaz Graf *Attems*, geb. 24. 2. 1774, gest. 17. 12. 1861, k. k. Km., Geh. Rat, Landeshauptmann in Steiermark, heiratete 1., 22. 1. 1807 Antonie Gräfin *Chorinsky* (1787—1809), von der er eine Tochter und einen Sohn hatte, 2. 18. 4. 1814 Marie Aloisia Gräfin *Inzaghi* (1794—1879).

lebten wir ruhig und sorglos dahin und dachten nicht an die Zukunft, an die Vergangenheit aber so wenig als möglich.

Louis *Mandell* trug mehr, wie jeder andere zu unserem Wohlbefinden bei. Ich habe früher schon seine Geschichte erwähnt und erzählt, daß er, nachdem er den Militärdienst quittieren mußte, die einzige Tochter eines reichen Barons heiratete, deren Vormund er zuvor gewesen. Ich weiß nicht, ob ich nicht, indem ich meinen einstigen Verehrer so vollkommen und liebenswürdig sah, den verlorenen Brief bedauerte, von dem ich früher sprach. Jedenfalls beweist die folgende Lobrede auf ihn, daß ich ihm seine Unbeständigkeit nicht nachtrug: „Louis gewinnt durch sein Familienleben unser Interesse, er zeigt sich unermüdlich in zarten Aufmerksamkeiten seiner Mutter und Gattin gegenüber, er wird von seiner Umgebung vergöttert. Immer gut gelaunt, verbreitet er Liebe und wird geliebt. Er, der doch ein rauhes Militärleben hinter sich hat, er führt seit zwei Jahren das Dasein eines Landmannes und verbindet damit den ganzen Eifer eines gewiegten Agronomen. Er leitet die Arbeiten, er beobachtet alles und in seinen freien Stunden studiert er landwirtschaftliche Bücher. Er hat darin so große Fortschritte gemacht, daß er oft als Orakel von seinen bäuerlichen Nachbarn angerufen wird. Ich konnte nicht umhin, ihn zu bewundern, wenn er mit solcher Vollkommenheit die Pflichten eines guten und klugen Mannes erfüllte. Warum gibt es so wenig Menschen, die ihm gleichen? Er macht mich, in bezug auf die Männer, noch empfindlicher, vor allem betreffs der Ehegatten."

Mit geringerer Genügsamkeit in seinen Ansprüchen würde Louis wohl nicht der glückliche Mann geworden

sein, der er in der Tat war. Denn erstens liebte er seine sanfte, furchtsame, gute und langweilige Frau, die nur die einzige Energie besaß, nämlich ihn anzubeten, sonst aber wenig Anziehendes hatte, keineswegs mit Leidenschaft. Seine Mutter hinwiederum hatte alle Fehler kleiner Geister: eifersüchtig auf das Vermögen, das ihre Schwiegertochter in die Ehe mitgebracht und das sie von ihren Wohltaten für ihren Sohn unabhängig machen konnte, sogar eifersüchtig auf seine Neigung für seine Frau, wollte sie dieses Gefühl durch ihr Maxim herabsetzen, daß eine Schwiegertochter immer ihre Schwiegermutter hasse. Infolgedessen kam sie ihr zuvor und drangsalierte nach besten Kräften die arme kleine Frau, die sie als falsch und hochmütig darstellte. Sicherlich war dieser geheime Krieg nicht dazu angetan, um Louis glücklich zu machen und es bedurfte aller seiner Ruhe, um diese Quälereien auszuhalten.

Unser Aufenthalt in Münchhoffen[1]) verlief sehr angenehm. Des Morgens machten wir Ausflüge in der Umgegend des Schlosses und gegen Abend liefen wir weiter hinaus. Eine reizende Gegend, zwischen den Hügeln sind kleine Täler eingebettet, bedeckt mit Obstbäumen, Weinstöcken, Gebüschen und pittoresken Bauernhütten und im Hintergrunde ragen hohe, oft bis zum Gipfel kultivierte Berge empor. Die Vegetation in Steiermark ähnelt der in der Schweiz, die Natur verschwendet hier ihren ganzen Reichtum und erschöpft sich nie. Eines Tages besichtigten wir ein altes, romantisches Schloß, *Sturmberg*[2]) genannt, das einen schmalen Engpaß so be-

1) *Münchhofen* bei Weitz nächst Graz. Die Baronin Mandell hatte das Gut am 27. 1. 1810 von Joh. Michael Panfilli gekauft (s. Schmutz, Lexikon von Steiermark, auch unter „Mandel").

2) *Sturmberg* bei Weitz, seit 1718 im Besitze der Grafen Wurmbrand.

herrscht, daß der Fußweg, der sich längs eines Baches hinaufzieht, kaum Platz findet. Dieser Bach fließt sogar auf einer Strecke von 20 Klafter unter einem Felsen durch, den ehemals drei arme türkische Gefangene aushöhlen mußten. Man hatte ihnen das Leben versprochen, wenn sie diese gefährliche Arbeit vollendeten; zwei von ihnen verunglückten und, als der dritte endlich fertig wurde, schnitt man ihm zur Belohnung den Kopf ab. Dieser Ort heißt heute noch der *Türkengraben.*

Schloß Herberstein[1]), das wir auch besuchten, ist noch interessanter wie Sturmberg. Es ist ganz erhalten und bewohnbar und wurde im Jahre 1200 erbaut; bald hernach kam es in den Besitz der Tempelherren. Man sieht dort noch die Kerker und die Räume, welche für die verschiedene Grade der Tortur bestimmt waren, darunter auch ein Loch, das durch drei Stockwerke geht und durch welches man die unglücklichen Gefangenen, denen ein Mühlstein an den Füßen angehängt war, hinaufzog. Man zeigt auch den Hungerturm, wo wir noch den Namen eines dieser Eingekerkerten mit der Jahreszahl 1510 sahen, den dieser selbst in das Holz eingeschnitten hatte. In Herberstein existiert auch die Rüstung und das blutige Hemd eines Grafen Herberstein, der im Türkenkriege, wohl um die Grausamkeiten seines Geschlechtes zu sühnen, getötet wurde. Die Ahnengalerie weist Herren von Herberstein aller Jahrhunderte seit der Aufhebung des Templerordens auf, ebenso die Bilder ihrer Frauen. Die Männer haben fast ausnahmslos strenge und geistvolle Züge, ihre bes-

1) *Herberstein* nächst der Feistritz, seit urdenklichen Zeiten im Besitze der Familie gleichen Namens und gräflich Herbersteinsches Fideikommiß.

seren Hälften sind fast alle häßlich, doch sehen sie sanft aus: übrigens mußten sie es an der Seite solcher „gaillards“ wohl werden.

Der heutige Besitzer[1]) (1845), ebenso gutmütig, wie seine Vorfahren schrecklich waren, gleicht ihnen weniger, als seiner Zeit. Was mich betrifft, vermisse ich weder diese melodramatischen Jahrhunderte, noch die Männer, die zu ihrem Privatgebrauch Hungertürme und Folterkammern unterhielten.

Der Herbersteinsche Pfleger gab uns ein prunkvolles Diner mit 20 Gedecken, das über zwei Stunden dauerte. Die Herzlichkeit der Gastgeber (auf Kosten des Grafen Herberstein!) hätte uns diese Genüsse noch erträglich gemacht, wenn uns die schwerfälligen und anstößigen Späße eines Pfarrers aus der Nachbarschaft nicht Langeweile und Ekel verursacht hätten. Unsere alten Damen fanden weniger Anstoß an der Ungeschliffenheit dieses Geistlichen, als wir; in ihrer Jugend hatten sie wohl oft diese gewöhnlichen Leute gesehen, deren Aufgabe es war, die Messe zu lesen und bei Tisch ihre Herren und deren Gäste durch ihre Schnurren zu unterhalten. Mein Vater erzählte mir öfters, daß in seiner Jugend der Kapuziner so ziemlich die Rolle des ehemaligen Hofnarren eingenommen habe. Beim Fürsten *Schwarzenberg* hatte er gesehen, wie sich im Momente, als der Kapuziner das Tischgebet vollendete, ein Bächlein unterhalb seines Stuhles ergoß. Solchergestalt waren die Scherze des 18. Jahrhunderts in Österreich!

Während unseres Aufenthaltes in Münchhoffen kam Karl *Mandell*, um uns seine Frau vorzustellen. Wir sahen ihn dann nochmals in Graz, wo er ein sehr hüb-

1) Joh. Hieronymus Graf *Herberstein* (1772—1847) heiratete 1795 Henriette Gräfin *Salm-Neuburg* (1775—1815).

sches Haus bewohnt und wo wir mit viel Höflichkeit und Herzlichkeit aufgenommen wurden. „Frau Karl Mandell," sagt mein Tagebuch, „ist gut, vortrefflich, dumm und besitzt in ihren Manieren keine Spur von „comme il faut"; sie ist in ihren Gatten wirklich ekelhaft verliebt, obgleich sie seine Mutter sein könnte. Karl zeigt sich ihr gegenüber voll Dankbarkeit, Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit, ich halte aber, trotz aller Einwendungen, diese Rührszenen mehr für die eines Sohnes, als eines Gatten. Im übrigen fand ich Karl seit seiner Heirat, sechs Jahre früher, nie so liebenswürdig, natürlich und von einer so aufrichtigen Freude über unser Wiedersehen beseelt, wie jetzt. Er führt großes Haus und gibt ausgezeichnete Diners." Der Regen hinderte uns, die Umgegend von Graz zu sehen, dennoch besichtigten wir das große Schloß *Eggenberg*[1]), das ehedem den Fürsten gleichen Namens gehörte, deren ephemeres Geschlecht sich mit zwei Günstlingen Ferdinands II. zur Blüte erhob und erlosch. Die Ausmasse des Schlosses, seine Malereien und innere Einrichtung wären einer königlichen Residenz würdig. Eine prachtvolle Lindenallee führt dorthin. Heute gehört es den Grafen *Herberstein*.

Als wir nach Wien zurückkehrten, waren wir sehr betrübt, zu hören, daß unser Bruder uns seit 18 Stunden

1) Schloß *Eggenberg* bei Graz, gehört zum gräflich Herbersteinschen Fideikommiß, erbaut von dem berühmten Hans Ulrich Fürst v. *Eggenberg* (1568—1634). Die Eggenbergs waren Mitte des 16. Jahrhunderts noch einfache Bürger von Radkersburg, wurden 1598 Reichsfreiherren und 1623 mit dem Titel „Herzog von Krumau" gefürstet. 1717 starb die Familie bereits aus. Schmutz, Lexikon von Steiermark I. S. 290 sagt über sie: „So endete dieses schnell vom Bürger- zum Freiherrn- und diesem zum Fürstenstande erhobene, außerordentlich reiche und begüterte Geschlecht, welches außer den Grafen von Cilli in der Steiermark nicht seinesgleichen hat."

dort erwartete und ihm nur mehr zwei übrig blieben, um sie mit uns zu verbringen. Mit Mühe hatte er nämlich 24 Stunden Urlaub von seinem Regimente, das in Preßburg lag, bekommen. Er versprach, die nächste Woche wiederzukommen, vorausgesetzt, daß der Himmel uns vor dem Kriege bewahre! Die Vorbereitungen dazu werden mit allem Eifer betrieben und dennoch hat der *Kongreß* zu *Dresden* zu tagen begonnen, wo sich auch *Napoleon* befindet. Wie soll man aber von dem entsetzlichen Ehrgeiz Napoleons einerseits und der hinterlistigen Politik Englands andererseits, jener egoistischen Hypokrisie, die unter dem Deckmantel eifrigen Bestrebens für die gute Sache eine unersättliche Habsucht verbirgt, Friedenshoffnungen schöpfen? In diesem bedeutungsvollen Augenblick sind aller Augen nach Dresden gerichtet, wo sich *Napoleon* und *Metternich* gegenüberstehen, das Genie und die Engherzigkeit. Der Stern, der sich am Himmel erhoben hatte, begegnete einer ihm feindlichen Konstellation, bestimmt, ihn auszulöschen. Napoleon glaubte nicht an den Abfall Österreichs, er bemerkte nicht den Umschwung in seinem Geschick. Erst später, nach der Niederlage von Montereau war es, daß er, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten auf und ab ging und wiederholt ausrief: „Buonaparte, Buonaparte, vient au secours de Napoléon!“ *Marmont* erzählte mir dies und sah darin einen Beweis geistiger Verirrung; ich bin aber nicht dieser Meinung.

In dieser allgemeinen Aufregung empfand ich einen ganz eigentümlichen oder vielmehr halsstarrigen Genuß darin, betreffs meines Schicksales eine apathische Gleichgültigkeit zu zeigen; ich erwartete mit Ruhe die Ereignisse, die mich daraus befreien sollten. Graf Ferdinand

Weißenwolff war gestorben und damit das Hindernis für meine Heirat mit Hans hinweggeräumt. Nikolaus beeilte sich denn auch, meiner Schwester Isabella zu sagen, daß er entschlossen sei, seinem Bruder alle seine Ansprüche auf die Hinterlassenschaft des Ältesten unter der Bedingung abzutreten, daß ich einwillige, seine Schwägerin zu werden, denn dieses Opfer tue er ebenso sehr für mich, wie für Hans. Er gab vor, dessen Gefühle, die „zärtlicher und lebhafter, wie jemals seien, zu kennen und hoffe, daß ich mich derjenigen noch erinnere, die ich ehemals für seinen Bruder gehegt habe". Man fängt also wieder von dieser Geschichte zu sprechen an! Ich antwortete, ich wüßte, was mir die Vernunft vorschriebe, ich würde das tun, was allen Vergnügen bereite, da aber noch nichts definitiv vorbereitet sei, so bäte ich, daß man mir erst im letzten Moment die Ohren vollschreien möge.

Ich war entschlossen, mein Wort nicht zu brechen, aber ich liebte Hans nicht mehr und diese Verbindung entsetzte mich, wie eine Heirat ohne Liebe. „Die Zeiten haben sich sehr geändert," schrieb ich, „adieu Träume meiner Jugend, adieu meine armselige Freiheit! Ich altere plötzlich mindestens um 10 Jahre. Ich will alles vergessen, das Reich der Hoffnung geht zu Ende, das der Wirklichkeit beginnt. Vielleicht wird dieses seine bescheidenen Hoffnungen halten, das andere hat mir nur Enttäuschungen gebracht."

In dieser geistigen Verfassung betrübte mich die Nachricht, daß diese so gewünschte und dann so gefürchtete Heirat nicht stattfinden werde, nicht im geringsten. Man verheimlichte sie mir durch einige Wochen, Konstantine glaubte, meine Eigenliebe zu verletzen und schob die Mitteilung möglichst weit hinaus.

Das hieß mich stark verkennen, ich stellte niemals Eitelkeit und Glück auf dieselbe Stufe. Heute noch weiß ich die wahre Ursache, die Hans von mir damals entfernte, nicht. Er sagte mir seither, schuld daran wäre nicht seine Unbeständigkeit, sondern seine Schwester, Gräfin *Mier;* vielleicht hat sich auch meine Cousine Hager ungeschickt oder absichtlich hineingemischt und seine Eigenliebe verletzt. Kurzum, in einem sehr widerspruchsvollen Brief an seine Schwester Lolotte (Mier) eröffnete er, er halte sich nicht für vollkommen genug, um mein Glück zu machen, und wir beide würden froh sein, uns nicht heiraten zu müssen. „Niemals," sagt mein Tagebuch, als ich endlich dieses unumwundene Geständnis erfuhr, „niemals kam ein so wahres Wort aus Hansens Mund, und wenn ich niemals seiner Meinung gewesen, so war ich es damals." Tatsache ist, daß man ihm sagte, ich liebte ihn nicht mehr, was der Wahrheit entsprach, und daß er darob enttäuscht, ja selbst bekümmert war.

Meine Angelegenheiten gingen Hand in Hand mit jenen Europas. Die Konferenzen meiner Bevollmächtigten waren zur gleichen Zeit abgebrochen worden, wie jene von Dresden. Den 10. August 1813 um Mitternacht zog *Metternich* seine Uhr hervor und erklärte, daß der Waffenstillstand abgelaufen sei; der Krieg begann. Heute weiß man, daß Österreich schon *vor* den Konferenzen zu diesem entschlossen war.

Dieses wichtige politische Ereignis befestigte den Entschluß meiner Schwester Goëß, zu ihrem Gatten zurückzukehren. Man wurde einig, daß ich sie begleiten werde, während Josefine und Konstantine bei meiner Tante verbleiben sollten. Diese neue Trennung war schrecklich, mein Bruder bei der Armee, von Gefahren umringt, meine armen Schwestern ohne Rückhalt, ge-

zwungen, einen Teil ihrer Dienerschaft zu entlassen und ihre Ausgaben einzuschränken, außerdem konnte der Krieg, wenn er sich vielleicht wieder in unseren Provinzen abspielte, die Verbindung zwischen Österreich und Galizien unterbrechen. Kurz, voraussichtliches Unglück auf allen Seiten, ohne daß man sein Ende absehen konnte. Es kostete mich sehr viel, meine Schwestern in dieser Situation zu verlassen, aber es war unumgänglich nötig, daß eine von uns Isabella nach Galizien begleitete, und weder Konstantine, noch Josefine erklärten sich, wohl aus Edelmut, dazu bereit. Dies war ein Versehen, denn Josefine hätte sich wahrscheinlich in Galizien glücklich verheiratet und die Reue Hans Weißenwolffs hätte mich in Wien unter dem Einfluß Konstantinens viel geneigter zum Einlenken gefunden, als sechs Monate später bei Isabella. Hier folgen nun einige Artikel über meine neue Situation.

19. August 1813, auf der Reise: Der Krieg ist erklärt. Das Geschick zieht mich in Gegenden, um die ich mich bisher sehr wenig kümmerte und wohin ich nie zu kommen glaubte. Die Trennung von meinen guten Schwestern war schmerzlich. Sie wollten mich bis außerhalb der Brücken begleiten, aber, als der Wagen anhielt, sagte man dem Postillon, immer wieder weiterzufahren und so kamen wir fast bis zur Poststation. Nun hieß es aber ernstlich Abschied nehmen, wir vergossen heiße Tränen. Als mein Wagen davonfuhr, begriff ich erst, was ich im Begriffe stand, zu tun. Fast wollte ich aus dem Gefährt herausspringen, dem ihrigen nachlaufen und sie beschwören, mich nicht fortzulassen, mich nicht zu verlassen. . . .

21. August, Weißkirchen: Auf unserer langwierigen und langweiligen Reise verbrachten wir einen lustigen

halben Tag bei Karl *Chotek*, der hier Kreishauptmann ist. Die Gegend ist hübsch, seine Wohnung bequem; viel Arbeit und Fleiß helfen ihm, die Einsamkeit zu ertragen. Anderen Morgens nach der Messe setzten wir die Reise fort. Die Umgegend von Weißkirchen ausgenommen, gefällt mir Mähren absolut nicht. Ein überschwemmtes Land, bedeckt mit Feldern, fast ohne Bäume, das ist wirklich nicht pittoresk. Zweifellos verbinden jene, welche die Schönheit des Landes loben, das Schöne mit dem Nützlichen; ein korngefüllter Speicher bietet solchen auch einigen Reiz.

24. August, Isdebnik in Galizien: Gestern stieß Graf *Goëß* in Teschen zu uns. Das Wiedersehen eines Gatten, der nach einer so langen Trennung seine geliebte Frau, seinen Sohn umarmen kann, ist ein Bild, das sich nicht beschreiben läßt, das man aber auch nicht vergessen kann. Goëß besitzt auch ein Herz, das warm empfindet, er ist sehr nett mit mir, und wenn er mir auch ein wenig imponiert, so denke ich doch, daß wir bald gute Freunde sein werden. Isabella und er sind fortgefahren, um in der Nähe der Weichsel einen Besuch zu machen und haben mich gebeten, sie in Myslenice, eine Poststation von hier, zu erwarten. Ich stehe also an der Spitze der Karawane, die sich aus einer Nichte Goëß' (Nany *Rebach*[1]), Tochter seiner Schwester), seinem Sohn, der noch in der Wiege liegt, einer dicken Bonne, einer Kammerjungfer und einem Postoffizier, der als Eskorte in einer Kalesche nachfolgt, zusammensetzt. Ohne dem strömenden Regen, der uns seit diesem Morgen belästigt und die Wege zur Nachtzeit gefährlich macht, wären wir am heutigen Abend bereits in unsere Station gekommen, doch zog ich es, im Gefühl meiner

1) Richtig Baronin Rechbach.

neuen Pflichten vor, eine Nacht noch zu verweilen. Die Abwesenheit meiner Schwester, der Regen, das Geschrei des Knäbleins, das einmal trinken und das andere Mal etwas anderes machen will, die Bonne und ihre Haufen schmutziger Wäsche, Nany mit ihren geschwollenen Mandeln, die Stickluft in unserer entsetzlichen Berline, dies alles hätte mir die Geduld geraubt, wenn ich mich nicht entschlossen hätte, mich in eine Ecke zu vergraben, wo ich im Schatten eines großen Fichus mich ganz meinen Tränen hingeben konnte. Was ich bisher von Polen gesehen, macht mir fast Angst, dieses Geschrei, diese Sprache, diese Grausamkeit den Tieren gegenüber und der Menschen untereinander, ihre so elenden Hütten, diese widerlichen Leute, alles ekelt mich an. Die Unterkunft, wo wir die Nacht zubringen, ist ein Mittelding zwischen Haus und Stall, Menschen und Tiere scheinen sich darin in gleicher Weise zu teilen. Ebenso schmutzig und roh scheinen die Menschen den Tieren entgegenkommen zu wollen, erstere werden barsch, letztere familiär, namentlich fraternisieren Hühner und Schweine in eigentümlicher Weise mit ihren Herren. Wenn die Sonne nicht bald mit ihrem magischen Glanze dieses Bild verschönt, wird mir Galizien gewiß nicht den Kopf verdrehen!

Und diese will nicht kommen, am Morgen, als unsere Karawane sich in Bewegung setzte, regnete es noch ärger, wie je zuvor. Um die Schrecken der Berline zu vermeiden, hatte ich mich zu dritt mit dem Offizier in die Kalesche gesetzt. Das schwere Gefährt vor mir, das mein kostbares Pfand barg, fesselte unaufhörlich meine Blicke; ein Haufen Bauern mit langen Bärten und fast insgesamt mit Lammsfellen bedeckt, trotteten in dem Schmutz und waren dazubestimmt, die Berline nötigen-

falls zu stützen, sobald die Unebenheiten der Straße ihr Gleichgewicht in Gefahr brächten. So ging es langsam weiter, oben und unten im Wasser. Plötzlich hielt die Berline zehn Schritte vor einer Brücke. „Was gibt's?“ rief ich aus. „Nichts, ein Riemen hat sich gelöst, man bindet ihn eben an,“ — und während diese tröstenden Worte gesprochen wurden, stürzt die Brücke unter lautem Krachen ein und wir sehen ihre Trümmer, an denen sich einige unglückliche Bauern festhalten, vom Strudel weggerissen. Welch ein Anblick! Eine Minute später wären wir verloren gewesen oder zum mindesten diejenigen, die mir Goëß anvertraut hatte. Vor Grauen erstarrt, dachte ich an ihn und Isabella, an meine Schwestern. Es war heute der Tag des h. Ludwig ... meine Mutter hatte über uns gewacht!

Niemals, weder früher, noch später war ich in einer drohenderen Gefahr. Den Schrecken noch in allen Gliedern, fuhren wir nach Isdebnik in unser altes Quartier zurück. Gott sei Dank hatten sich die verunglückten Bauern durch Schwimmen retten können. Aber der Regen hörte nicht auf, Flüsse und Bäche schwollen immer mehr an und überschwemmten das Land, mehr als 10 000 Menschen gingen in den Fluten zugrunde. Ein Fluß, die Skawa, trennte uns von Isabella, er hatte seine Schiffsbrücke weggerissen, die Gegend ringsum überschwemmt und ganze Dörfer verschlungen. Meine Schwester wußte nichts von uns, wir wieder nichts von ihr, die unüberschreitbaren Hindernisse, die uns trennten, waren nur mir bekannt. So vergingen drei schreckliche Tage. In einem kleinen Zimmer, mit der Nichte Goëß' hausend, hatte ich die Frauen und das Kind in einem größeren und weniger feuchten untergebracht. Alle Augenblicke brachte man uns Nachrichten von

neuem Unglück und der Regen strömte unaufhörlich nieder! Vor meinem Parterrefenster rauschte ein Gießbach, der bis zum Fenster emporzusteigen drohte. An diesem sitzend, verbrachte ich Stunden damit, den Abstand zu messen, der mich noch von dem Wasser trennte. Ich fühlte mich einigermaßen beruhigt, wenn ich durch das Gitterfenster sah, wie ein dickes Schwein, das auf den Misthaufen gestiegen war, manchmal seinen Kopf gegen das Fenster wandte, um Bekanntschaft mit den neuen Zimmerbewohnern zu machen. Die Nacht jedoch mit ihrer Dunkelheit, dem Brüllen des Wassers, dem Pfeifen des Windes, der wütend durch den Schornstein schnob, machte mich glauben, daß die Fluten jeden Moment in unser Haus dringen würden. Ich stand immer auf dem Sprunge, mich in das Nachbarzimmer zu stürzen, das Kind meiner Schwester zu ergreifen und es auf den Hügel gegenüber dem Hause zu tragen. Glücklicherweise wurde während dieser Tage des Schreckens niemand von uns krank, wir besaßen einige Bücher, unsere Nahrung war ziemlich gut und unser Postoffizier[1]) hielt uns immer auf dem Laufenden über seine Maßnahmen, um die ausgetretenen Flüsse zu überschreiten. Endlich am vierten Tag brachte ein Bauer, der mit Gefahr seines Lebens im Nachen die Skawa überschifft hatte, Nachricht von Goëß, der auch in irgend-

1) Dieser Herr war außerordentlich gefällig und diskret. Eines Tages sah er mich hilflos vor einer Magd, die mich nicht verstand. Er erriet meine Verlegenheit und in seiner unvergleichlichen Höflichkeit ergriff er meinen Arm, mit seiner anderen Hand ein Parapluie, das er aufspannte, führte mich in eine Ecke des Hofes vor eine zweideutige Türe, stellte mich vor einen gewissen Sitz, dann drehte er sich um und schloß die Türe. Als ich herauskam, wartete er meiner mit abgezogenem Hute und aufgespanntem Schirm und führte mich ebenso schweigsam und höflich in das Haus zurück. (Notiz d. Verf.)

einem Nest festgehalten worden war. Er hatte von unserem Unfall gehört, dann einen Brief von mir erhalten, der ihn beruhigte und an demselben Tage, da ich seinen Brief erhielt, gestattete ihnen eine Notbrücke, zu uns zu gelangen.

Da das Wetter sich nun aufhellte und die Brücke über die Skawa hergestellt werden konnte, so gelangten wir ohne Zwischenfall nach Myslenice, wo wir für einige Tage rasteten. Aber aus diesen Tagen wurden Wochen.

Myslenice, 30. August: Das Schicksal scheint es vorzuhaben, daß wir nicht nach Lemberg kommen. Die Schäden der Überschwemmung und der Wunsch meines Schwagers, Nachrichten von der Armee aus nächster Nähe zu erhalten, halten ihn an den Grenzen seines Gouvernements fest; selbstverständlich will ihn meine Schwester nicht verlassen und so ist die Länge unseres Aufenthaltes unbestimmbar. Was tun? Ich fasse mich mit Gleichmut, die Gegend ist ziemlich hübsch, die Luft gesund, unser Haus ganz bequem, der Kreishauptmann, der uns bei allem geholfen hatte, liebenswürdig und ein guter Gesellschafter. Myslenice ist eines jener großen, von Häusern umgebenen Kotmeere, das man in diesem Lande Stadt zu nennen für gut fand. Wir sind also nicht so schlecht daran und ich will nicht klagen. Nur meine Schwestern werden über den Verzug unserer Nachrichten sehr beunruhigt sein.

Die Verwüstungen der Weichsel sind viel ärger, als die der anderen Flüsse. Täglich bringt man Nachrichten von entsetzlichen Ereignissen. Ach, dies abscheuliche Land! Gestern kam ein Herr hierher, der drei Tage rittlings auf dem Dache seines Hauses ausgehalten hatte; von dort aus mußte er sehen, wie die Wogen seine Bauernhäuser, sein Korn und sein Vieh, dessen Gebrüll

sich mit dem der Wogen vermischte, davontrugen. Dann kam sein Lieblingspferd vorbei, das, als es die Stimme seines Herrn erkannte, die letzte Kraft zusammennahm, um eine Leiter zu erreichen, die an dem Hause befestigt war. Doch, da es sich daran hinaufarbeiten wollte, brach die schwache Leiter und zog das arme, treue Tier in den Strudel hinein. „Bei diesem Anblicke", sagte der polnische Edelmann, „brach auch mein Herz und ich zerfloß in Tränen." — Nahe von Krakau gelang es einer schwangeren Frau mit ihren zwei Kindern auf einen Baum zu flüchten, wo sie den ganzen Tag aushielt. Des Nachts kam sie nieder und dabei mußte sie ihr ältestes Kind fallen lassen, um den Ankömmling zu retten. Erst am dritten Tage konnte man die Unglückliche mit ihren zwei Kindern im Boote abholen. — Ein Wickelkind verdankte seine Rettung allein einer Katze, die sich auf die schwimmende Wiege geflüchtet hatte. Bei jeder Wellenbewegung der Weichsel sprang die Katze auf die entgegengesetzte Seite und stellte so unausgesetzt das Gleichgewicht wieder her, bis endlich die Wiege in einen toten Flußarm gelangte und Bewohner von Krakau das schlafende Kind samt seinem Retter befreien konnten. Die Stadt adoptierte Kind und Katze. — In Warschau wurde die Brücke durch ein Holzhaus hinweggerissen, das samt seinen Bewohnern, die noch um die Lampe an ihrem Tische saßen, und verzweifelt schrieen, gegen einen Pfeiler rannte, barst und unterging.

Dies waren Berichte, wie sie jeden Tag einliefen, während uns andererseits der Mangel bestimmter Nachrichten über die Armee in eine nervöse Aufregung versetzte. Dennoch fühlte ich mich mit der Elastizität meiner fünfundzwanzig Jahre den Schicksalsschlägen gewachsen.

Myslenice, 3. September: Wir führen hier ein wirk-

liches Landleben, das auch einen gewissen Reiz hat. Allerdings ist das Land im Vergleich zu den abwechslungsreichen und üppigen Gegenden Österreichs kaum hübsch zu nennen, aber ich liebe die Natur auch in ihren geringeren Reizen und dann ist doch die Sonne überall gleich. Ich bewohne ein kleines Zimmer von zehn Fuß Länge und acht in der Breite, das ich gern habe, selbst, wenn ich bei eindringendem Regen darin meinen Schirm aufspannen muß. Ich schreibe, lese und zeichne, so vergeht die Zeit, wie wenn ich in Lemberg wäre. Der Kreishauptmann *Baum*, der uns sein Haus überließ, besucht uns oft und beweist Geist und gute Manieren. Ein Magenleiden, das hoffnungslos zu sein scheint, gibt seiner Ausdrucksweise eine Art Resignation und Sanftmut, die den jungen Mann interessant macht. Ich glaube, daß er mich anbetet und ich bin darüber geschmeichelt. So verschönte eine kleine Koketterie, wie ich sie gewohnt war, meinen Aufenthalt und half mir, die Ungewißheit unserer Lage und die Entbehrungen leichter zu ertragen. Ich sollte dies eigentlich, meine kleinen Nichten, nicht eingestehen, aber ich bin keine Heuchlerin, auch hat mir mein Wunsch zu gefallen und geliebt zu werden, in ähnlichen Lagen wirkliche Dienste geleistet. Wenn ich die Wahrheit eingestehen soll, so muß ich sagen, daß ich in meinem Leben nichts Süßeres, wie die Liebe, nichts Amüsanteres gefunden habe, als die Koketterie. Das ist gewiß nicht moralisch, aber es ist wahr. Seitdem ich diese beiden Stützen verloren habe, ist mir das Leben eine Last geworden. Madame d'*Houdetot*[1]) schreibt mit Beziehung auf Clé-

1) *Houdetot*, Elisabet Françoise Sophie de Lalive de Bellegarde, Gräfin, 1730—1813, Enzyklopädistin, gelangte durch ihre Bekanntschaft mit Rousseau zu einer literarischen Berühmtheit.

ment Marot[1]) von der Liebe, wie folgt: „Il m'a consolé de tout, rien ne me console de lui", dies läßt sich auch auf die Koketterie anwenden, wenn auch in geringerem Maßstabe. Aber kommen wir zu unserer Geschichte zurück.

Myslenice, 7. September 1813: Die Nachrichten von der Armee sind endlich gekommen. *Schwarzenberg* hat den Feind bei Dresden aufs Haupt geschlagen, *Ostermann*[2]) ebenso bei Kulm, *Vandamme*[3]) wurde dabei gefangen genommen. Der Sieg bei Dresden kostete dem General *Moreau*[4]), der in russische Dienste übergetreten und Schwarzenberg zugeteilt worden war, das Leben. Eine Kanonenkugel zerschmetterte ihm beide Füße. Vor der Amputation ließ er dem Kaiser von Österreich sagen, er werde, nicht mehr so glücklich, ihm in seinem Bestreben um die gute Sache helfen zu können, in der anderen Welt Gott bitten, der leidenden Menschheit

1) *Marot* Clemens, 1495—1544, französischer Dichter.

2) Alexander Iwanowitsch Graf *Ostermann-Tolstoj*, geb. 12. 2. 1770, gest. 12. 2. 1857, russischer F. M., machte 1812/13 Borodino, Bautzen und besonders die Schlacht bei Kulm mit, wo er den linken Arm verlor. Er fiel später in Ungnade.

3) Dominique René *Vandamme*, Graf von Hüneburg (1771—1830), französischer General, sollte nach Napoleons Sieg bei Dresden, 26. u. 27. 8. 1813, den Verbündeten den Rückzug verlegen. Er griff Ostermann am 29. August bei Kulm an, wurde aber, durch das Eingreifen des Generals Kleist in seinem Rücken, mit 10 000 Mann gefangen.

4) Jean Victor *Moreau* (1761 bis 2. 9. 1813), französischer General, trat 1813 in russische Dienste. Am zweiten Schlachttage von Dresden (27. 8. 1813) wurde M. neben Kaiser Alexander von einer Kanonenkugel getroffen, die ihm den rechten Fuß zerschmetterte und den linken beschädigte. Kaum zu sich gekommen, sprach er: „Ich sterbe, aber wie süß ist es, für die gerechte Sache und unter den Augen eines so großen Monarchen zu sterben." Im Dorfe Kaitz wurden ihm beide Füße abgenommen, er starb in Laun i. Böhmen. Der Körper wurde in Petersburg feierlich bestattet. (Die Generale des Kaiserreiches, Leipzig 1846.)



General Alexander Graf Ostermann-Tolstoy (1770—1857)

Nach einem Stich von J. G. Mansfeld in der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek

zu Hilfe zu kommen. Sein Geschick hatte ihn aus dem behaglichen Leben, das er in Amerika führte, nach Deutschland geleitet, um dort die Freiheit der Völker zu verteidigen. Der Tod gebot seiner glänzenden Karriere gebieterisch Halt, als er zum ersten Male der Gerechtigkeit beistand; die Kugel, die ihn niederschlug, rächte das Vaterland, das er verraten hatte. Wie sehr man auch im nachsichtigen Österreich für Moreau begeistert war, so ist es doch traurig, einen bis dahin edlen und reinen Charakter im Tode mit dem Namen Verräter beflecken zu müssen, denn diesen Titel verdiente er durch seinen Abfall vom Vaterlande. In dieser Zeit der Erbitterung gegen den Unterdrücker nahm man es mit dem Verrat nicht so genau: es gab damals Abtrünnige aller Schattierungen, sie hatten dabei alle ihren Vorteil, wenn ihre Handlung auch keineswegs ehrenhaft genannt werden kann.

8. September: Ich möchte etwas schreiben, ich hätte Zeit genug dazu. Als Lektüre hat man mir die Briefe *Ciceros* gegeben. Dieses Buch, dessen Ruf in der literarischen Welt begründet ist, langweilt mich. Ich schätze den Autor zu wenig, um mich für die Details seines Lebens zu interessieren, sein schwacher und eitler Charakter mißfällt mir und seine Art, die Tagesereignisse zu besprechen, ähnelt zuviel der Politik unserer Zeit, um mir nicht im Munde eines Römers widerlich zu sein. Die Episteln des *Horaz*, die ich eben beendet habe, scheinen vielleicht denen des Cicero Unrecht zu geben, aber erstens liebe ich die Poesie sehr und dann verleihen die Offenheit, die Philosophie, die Lebhaftigkeit der Ideen, die in jenen Briefen zutage treten, diesen einen Reiz, der mich ihren Autor lieb gewinnen läßt.

Von der Armee keine Nachricht, dagegen die aus Myslenice, daß sich die beiden Mädchen, die man gestern verheiratete, aus dem Hause ihrer Gatten geflüchtet haben und nicht mehr dorthin zurückkehren wollen. Sie weinen, sie sind wie wahnsinnig und weigern sich, die Haube, das Zeichen der verheirateten Frau, aufzusetzen. Denkt man bei uns auch nur an dergleichen? Hier sind die Skandale aller Art an der Tagesordnung, man gibt nicht mehr darauf acht. Die besseren Klassen sanktionieren ihre ehelichen Zwiste durch fortwährende Scheidungen und das Volk gibt sich der Wollust hin, wozu der reichliche Genuß des Schnapses viel beiträgt. Ich bin in Polen oftmals nackten Frauen begegnet, u. a. sah ich in Myslenice an einem Markttage ein junges Mädchen, das, den Kopf auf einem Haufen Unrat, dessen Geruch die Luft verpestete, gelehnt, schlief.

14. September: Diese Nacht hatte ich einen schrecklichen Traum, ich sah meinen Bruder, ganz mit Blut bedeckt und kalt, ich konnte ihn nicht mehr erwärmen. Ich erwachte schluchzend, Nany und Therese konnten mich nur mit Mühe beruhigen. Auch habe ich den Ring verloren, den mir Josef gab. Diese böse Vorahnung erwies sich als falsch, betraf aber den Freund meines Bruders, den jungen *Kurz*, der damals im Gefechte von Caldiero[1]) durch eine Kugel getötet wurde. Josef eilte ihm zu Hilfe, aber nur, um ihn sterben zu sehen. Vielleicht gaben meine Verzweiflung und mein Gebet der Kugel eine andere Richtung!

Armer Kurz! Als ich einen Monat später seinen Tod vernahm, beweinte ich ihn aufrichtig. Sein unglücklicher Vater hatte sich mit allen Mitteln seinem Ein-

1) Siehe Seite I, 349.

tritt in die Armee widersetzt, doch gab seine väterliche Milde endlich den Bitten des Sohnes nach. Dieser rückte voller Hoffnung zu den Jägern ein. Seit einiger Zeit erwartete seine Familie vergebens Nachricht von ihm, endlich suchte sein Vater den Statthalter in Linz auf, der ihn mit den Worten empfing: „Baron Kurz, haben Sie schon lange keine Nachrichten von Ihrem Sohn?“ — „Beinahe vierzehn Tage, wissen Sie etwas von ihm?“ — „Ja.“ — „Mein Gott, ist er verwundet?“ — „Ja.“ — „Ist er — tot?“ — „Ja.“ — Der Greis fiel ohne Besinnung zu Boden. Trotzdem hatte der Statthalter kein hartes Herz, aber er war albern.

20. September: Die Wendung im Krieg belebt ein wenig unsere Hoffnungen. Der königliche Prinz von *Schweden* macht Fortschritte, gewinnt Schlachten und treibt Napoleon gegen Dresden. *Blücher* tut dasselbe von Schlesien aus, *Schwarzenberg* von Böhmen, alle streben dem gleichen Ziele zu. Der Kaiser der Franzosen scheint hartnäckig in einer Stellung beharren zu wollen, die ihm von Tag zu Tag gefährlicher wird. Wohl hat er einige Versuche gemacht, um die Umzinglung zu durchbrechen oder seine Feinde in die Flucht zu schlagen, doch scheiterte dieses Auskunftsmittel an der Vorsicht der verbündeten Generale. Sie kreisen ihn immer mehr ein. Wenn auch die Alliierten manchmal zum Rückzuge gezwungen wurden, so geschah dies in größter Ordnung und bald darauf waren die verlassenen Positionen wieder eingenommen. Der Verlust an Soldaten, Gefangenen und Kanonen ist auf französischer Seite bedeutend größer, wie auf der unserigen. Die Niedergeschlagenheit nimmt bei den Franzosen im gleichen Maße zu, wie bei den Verbündeten das Zu-

trauen. Wenn Gott uns nicht verläßt, so scheint die Stunde der Rache geschlagen zu haben!

Der Name des königlichen Prinzen von Schweden erinnert mich an eine Anekdote, die ich hier verewigen will, um sie nicht zu vergessen, ich hörte sie von Marschall *Marmont*. Als 1810 eine Deputation der Stände und des Königs von Schweden nach Paris kam, um *Bernadotte* die Anwartschaft auf den Thron von Schweden nach dem Tode Karl XIII. anzubieten, war jener darauf so wenig vorbereitet, daß er das Ganze für einen Scherz seiner Freunde hielt. Als ihn aber authentische Dokumente von der Richtigkeit überzeugten, fragte er, bevor er sich entschied, den Kaiser *Napoleon* um Rat. Dieser zeigte anfangs auch Zweifel und machte sich über die Leichtgläubigkeit des Gasconiers lustig, doch als er die Urkunden anerkennen mußte, sagte er ärgerlich, denn er mochte Bernadotte nicht besonders leiden: „Es ist für mich schmeichelhaft, daß die Schweden ihren König unter meinen Generalen auswählen, nehmen Sie an!“ — Dann setzte er spöttisch hinzu: „Man muß eingestehen, daß sie da eine recht schlechte Wahl getroffen haben!“[1]) Das Vorurteil verblendete den großen Mann, Schweden hatte wenig Könige, die so gut regierten, wie *Karl Johann*. Auch sein Sohn sitzt heute auf dem Throne; was aber ist aus den Söhnen der Könige à la façon de Napoléon geworden?

21. September: Mein Schwager schlug uns vor, das Salzbergwerk von *Wieliczka* und Krakau zu besuchen.

1) Die Deputation bestand eigentlich nur aus dem schwedischen Leutnant *Mörner*, dem sich der schwedische Generalkonsul de *Signeul* angeschlossen hatte. Diese trugen Bernadotte die Königskrone an, ohne daß jemand in Schweden etwas davon wußte.

Herr *Baum*, ein junger Baron *Waidmannsdorf*[1]), Sekretär beim Gouvernement, und andere Beamte begleiteten uns. Isabella nahm in dem besten Wagen Platz, während Nany und ich in einer Kalesche saßen und die beste gebratene Gans verzehrten, die ich in meinem Leben gegessen. Die Gänse sind in diesem Lande vorzüglich, übrigens erwartete uns heute noch mehr als eine Mahlzeit. In Wieliczka liefen Damen, Bergwerksbeamte, Kapuziner und Offiziere zusammen und begrüßten meine Schwester in allen Sprachen. Ein großartiges Frühstück erwartete uns, das dritte von heute, die Gans inbegriffen, dann kam noch das Diner, das Gouter und das Souper. Die Steifheit der Gastgeber hätte mich ein wenig ermüdet, wenn ich mich nicht an Nany und dem kleinen Waidmannsdorf entschädigt hätte, der lustig war, mangels etwas besserem. Ein junger Russe, Kommandant von Krakau, Herr *Avarin*, trug auch zu meiner Unterhaltung bei, er saß neben mir. Schöne Zähne, ein hübsches Lächeln und sein guter Einfall, mir den Hof zu machen, ließen mir ihn liebenswürdig erscheinen. Nach dem zweistündigen Diner ging es zu dem Bergwerk. Dieser Augenblick gehörte nicht gerade zu den lustigsten. Wir wurden jeder in einen offenen Knoten eingeschnürt, deren fünf bis sechs an einem dicken Tau hingen; so ging es langsam in einen Schacht von neunzig Klafter Tiefe hinab. Zwei Knappen, die weiter unten an dem gleichen Tau befestigt waren, empfingen uns auf der Sohle, mit Fackeln in den Händen. Aber wie wird man nun für das bischen Herzklopfen entschädigt!

1) Friedrich Freiherr von *Waidmannsdorf*, zu Meran auf Lampertsburg und Seebach, k. k. Km. und Hofrat, gest. 1878, Letzter seines Geschlechtes, heiratete 12. 10. 1829 Anna Maria Gräfin *Wurmbrand*-Stuppach (1805—1853).

Welche Wunder gibt es dort unten! Säle, Gänge, alles breit und bequem, eine Kapelle mit Altar, Statuen, Chor, Säulen, selbst mit zwei Kapuzinern, die dort knien, alles aus Salz und durch dahinter verborgene Lampen durchsichtig gemacht, Gewölbe in allen Dimensionen, in einem derselben ein See mit durchsichtigem Wasser, dessen Grund uns die Fackeln vom geräuschlosen Nachen aus wiesen, der mit uns den See übersetzte. Je mehr wir in diesem Labyrinthe, neunzig Klafter unter der Erdoberfläche, vordrangen, um so deutlicher vernahmen wir eine ferne und immer näher kommende Musik. Sie kam aus einer großen Höhle hervor, die sich plötzlich unter unseren Füßen zu öffnen schien. Ein Lüster, der in halber Höhe aufgehängt war, verbreitete einen zitternden und ungewissen Schein, worin sich die Schatten der Felsmassen wie riesige Gespenster hin und her bewegten. Diese ahnungsvolle Helle, die Unermeßlichkeit, diese Menge Bergknappen in ihren schwarzen Kostümen, die unbeweglich auf den Stiegen von der Decke des Saales bis in die Dunkelheit seiner tiefsten Abgründe standen, der melancholische Gesang, der in der Finsternis erklang und in langgezogenen Schwingungen sich in unsichtbaren Gewölben verlor, diese ganze, phantastische Szene rief in der Seele eine unbestimmte Emanation aus der anderen Welt hervor und versetzte sie in eine Region der Erwartung, der Hoffnung und des Friedens.

Nach dreistündigem Marsche erwartete uns ein Vesperbrot mit geräuschvoller Musik in dem von einem Salzlüster erleuchteten Saale, dann mußten wir uns, um aus dieser Zauberwelt zu entsteigen, wieder dem schwanken Seile anvertrauen. Langsam erhoben wir uns aus dem Schoße der Erde, bis wir „der Sonne rosiges Licht“

erschauten, das mir schöner dünkte, wie alles, was ich bisher gesehen.

Doch der Tag war noch nicht zu Ende. Der Erde wiedergegeben, mußten wir sofort Toilette machen, um zum Ball und Souper zu gehen, obwohl wir völlig erschöpft waren und auf unseren Augen infolge des Salzdampfes ein schwerer Druck lag. Um zwei Uhr nachts wurde uns endlich Ruhe gegönnt und ich nahm von meiner eintägigen Eroberung, dem Herrn Avarin, Abschied, der die Zeit so gut und rasch benützt hatte, daß bei unserer Trennung eigentlich nur meine Antwort auf seine Liebeserklärung fehlte.

Anderen Morgens fuhren wir nach *Krakau.*

Diese Stadt ist nur mehr ein Schatten von dem, was sie unter den Königen und selbst unter der österreichischen Herrschaft war. Von ihren neuen Herren, den Russen, ganz vernachlässigt, sind die Straßen leer und schlecht gepflastert, die Paläste sehr reparaturbedürftig, die Residenz der Jagellonnen ist nur mehr Kaserne und ihre Gräber allein sprechen noch von ihrer Größe.

Die Schloßkirche hat einen schönen Stil und enthält eine Menge historischer Monumente, u. a. Mausoleen, von bedeutendem Interesse. Schön ist es, wenn man sieht, wie einfache Ordensgeistliche das Andenken an die Könige zu erhalten bestrebt sind, damit es von der Nachwelt bewundert werden kann. Doch scheinen sie die ihnen anvertrauten Schätze nicht ebenso treu bewacht zu haben, denn man sagt, daß sich die Prinzessin *Czartoryska*[1]), Mutter des Prinzen Adam,

1) Isabella Fürstin *Czartoryska*, geb. Gräfin *Flemming*, geb. Warschau 31. 3. 1743, gest. Wysock i. Galizien 17. 6. 1835, heiratete ca. 1766 mit Adam Kasimir Fürst C. (1734—1823), österreichischen F. M., Ritter des gold. Vließes. Die Fürstin war eine schöne, geistreiche und

von dort den größten Teil ihres polnischen Museums geholt habe.

Der Erdhügel, der die Überreste von *Krakus*[1]), dem Gründer der Stadt, birgt, ist unversehrt geblieben, ebenso ein anderer am Ufer der Weichsel, der das Grab *Vandas*[2]), seiner Tochter, umschließt. Diese Prinzessin herrschte zu Beginn des siebenten Jahrhunderts weise und gut über das Volk; da sie sich aber niemals verheiraten wollte, wurden ihre Truppen von einem böhmischen Prinzen besiegt, der die Prinzessin zu seiner Frau mit Gewalt machen wollte. Sie stürzte sich in die Weichsel, die sie bis zu der Stelle schwemmte, wo sie noch begraben liegt. Ein dritter Hügel bedeckt die Gebeine der schönen *Esther*[3]), der Maitresse des großen *Kasimir*. Das Volk haßte sie, weil sie eine Jüdin war und warf sie eines Tages zum Fenster hinaus, angeblich, weil sie ihr Haar wegen eines sogenannten Weichselzopfes

von hehrstem Patriotismus begeisterte Frau. Auf ihrem Landsitze Pulawy, wo sie bis 1831 lebte, sammelte sie altpolnische Denkmäler. Dort war auch der berühmte Sibillentempel, wo die Altertümer und Reliquien der polnischen Könige aufbewahrt wurden. In einer Ebenholzkiste lagen Ringe, Pettschafte, Ketten u. dgl., was alles sich in den Königsgräbern Krakaus aufgefunden hatte. Später wurden diese Gegenstände auf höheren Befehl nach Petersburg gebracht, Pulawy aber wurde ein Mädchenpensionat. — Ihre Söhne waren: Adam (1770—1861) und Konstantin (1773—1860), ihre Töchter: Maria, seit 1784 Herzogin Ludwig v. *Württemberg* und Sofie, seit 1798 Gräfin Stanislaus *Zamoyska* (letztere v. S. I, 234).

1) *Krakus* (Krok), Stammvater des ältesten, slawischen Fürstengeschlechtes, gründete um 700 Krakau. Er liegt im sog. Krakushügel, der von Menschenhänden zusammengetragen wurde, s.-ö. Krakau, begraben.

2) *Wanda*, Tochter Krakus', stürzte sich in die Weichsel, um einen zudringlichen deutschen Fürsten nicht heiraten zu müssen.

3) Die schöne Jüdin *Esther*, die Geliebte Königs Kasimir d. Großen (1309—1370). Sie erreichte für ihre Glaubensgenossen die Freiheiten, welche sie nachmals in Polen besaßen.

versteckt hielt. Nach ihrem Tode entdeckte man die Unrichtigkeit dieser Anklage.

Dieser Tag war unendlich anstrengend, daher kehrten wir nicht nach Myslenice zurück, sondern übernachten in Podgorze, einem Vorort von Krakau, der österreichisch war. Anstatt aber die ersehnte Ruhe zu finden, machte mich ein Glas bitteren Punsches ganz krank, so daß ich selbst anderen Tages noch im Wagen furchtbar ausstand und Herr Baum sich entsetzlich über mich ängstigte. In Myslenice wurde ich wieder wohl und zwei Tage darauf reisten wir mit Baron Waidmannsdorf nach Lemberg ab.

Baum begleitete uns bis Bochnia, wo wir übernachteten. Er war traurig und, offenbar ärgerlich über meine Koketterie mit Herrn Avarin, wollte er sich dadurch rächen, daß er seine Aufmerksamkeit Nany zuwandte, die sich dabei aber recht unbehaglich fühlte. Bald jedoch siegte sein Schmerz über seinen Unwillen und beim Abschiede sagte er mir, mit Tränen im Auge: „Wenn ich gestorben sein werde, beten Sie für mich!" Armer Mann! Wenige Monate später betrat ich die Kirche von Lemberg, wo man ein Totenamt zelebrierte. Ein eigenes Gefühl der Teilnahme veranlaßte mich, für die arme Seele inbrünstig zu beten. Als ich die Kirche verließ, fragte ich nach dem Namen des Verstorbenen. Es war richtig der arme Baum. Er war im Winter an seinem Magenleiden zugrunde gegangen; ein Werk der Nächstenliebe hatte zudem seinen Tod beschleunigt. Bei der Rettung eines Kindes aus Ertrinkungsgefahr hatte er sich die Füße naß gemacht. Wenige Tage darauf war er eine Leiche.

Przemysl, 27. September 1813: Unsere Art zu reisen wäre sehr angenehm, wenn nicht bei allen Poststationen

österreichische Beamte uns empfingen und zu Ehren des Statthalters und der Statthalterin uns mit ebenso ermüdenden, als üppigen Einladungen belästigten. Vor Rzeszow fuhren Nany und ich dem Wagen der Goëß vor, doch o Schrecken, bei dem Orte standen zwei Reihen von Juden, die uns wie Besessene mit Vivatrufen und Schwenken ihrer Fahnen empfingen und uns zum Schlusse ihre Thora zum Kusse reichten. In meiner Bescheidenheit wußte ich nicht, wohin mich verkriechen, doch Nany beantwortete diese Ehrenbezeigungen mit lautem Gelächter. Da wir uns mit den Juden nicht verständigen konnten, mußten wir notgedrungen auf den nachfolgenden Wagen warten. Als dieser endlich erschien, wandte sich ihm die Aufmerksamkeit der Israeliten sofort zu; sie ließen uns mitten auf der Straße im Stiche und eilten mit ihren Fahnen und Tafeln des Moses davon, um ihren Irrtum wieder gutzumachen.

Lemberg, 28. September: Endlich sind wir hier. Ich betrat diese Stadt mit einem gewissen Herzklopfen, ich fühle mich hier nicht wohl, alles erscheint mir kalt und fremd. Auch Isabella und Nany kommen mir anders vor. Die Befriedigung der einen, endlich in ihrem Heim zu sein, das Vergnügen der anderen, ihre Freunde wiederzusehen, machen mir meine Einsamkeit doppelt fühlbar. Übrigens liebt Isabella dieses Land so wenig, daß ihr Wunsch, es zu verlassen, uns wohl bald einander näher bringen wird.

Lemberg, 1. Oktober: Ich sehe hier einige Leute und kann mich etwas zerstreuen. Die Fräuleins v. *Gaisruck*[1])

1) Sie waren die Töchter des verstorbenen Statthalters von Galizien Grafen *Gaisruck*; die älteste Tochter hatte den Finanzminister Grafen *O'Donell* geheiratet, die obengenannten Fräuleins lebten in Prag auf dem Hradschinerstifte, ihr älterer Bruder ist Erzbischof von Mailand. (Notiz d. Verf.) — Johann Jakob Graf *Gaisruck*,

sind gut und sehr liebenswürdig, besonders die beiden jüngsten. Ihre Mutter liegt infolge Entkräftung hoffnungslos darnieder. So mußte ich denn von so weit herkommen, um das herzzereißende Schauspiel des Todes einer Mutter mitanzusehen! Für mich gibt es nichts Schmerzlicheres. Arme Kinder! Ihr Geschick ist recht traurig, sie werden ganz verlassen sein. Aber ist man dies nicht immer, wenn man die Mutter verloren hat? Die Gräfin Gaisruck ist eine ausgezeichnete und trotz ihres Alters und Leidens äußerst liebenswürdige Dame; auch ist sie sehr geistreich.

8. Oktober: Die Gräfin lebt noch, bald aber wird sie erlöschen. Gestern war ich auf einem Ball, wo ich fast die ganze große Welt von Lemberg sah, häßliche oder überreife Frauen, die sehr affektiert und wie Tollhäuslerinnen angezogen waren, nichtssagende Männer oder unreife Schulknaben. Ich weiß nicht, wo die Herren sind, die meinen Schwestern in Polen so gut gefielen?

20. Oktober: Seit Beginn dieses Feldzuges konnte *Napoleon* nicht den geringsten Vorteil für sich erringen.

geb. 16. 3. 1739, gest. Lemberg 1801, k. k. Km. und Gouverneur in Ostgalizien, heiratete 1766 Marie Antonie Freiin v. *Valvassor*, geb. Laibach 14. 3. 1749, gest. 1813. Sie hatte 11 Kinder, von denen *Christine*, geb. 1767, 1792 den Grafen Karl *Stürgkh* (gest. 1825), Maria *Theresia*, geb. 1771, gest. 1841, 1802 den Landespräsident Christof Wilhelm *Thürheim* (gest. 1809), *Clementine*, geb. 1773, 1793 den Grafen Vincenz *Szápáry* (gest. 1851) heirateten und *Karl Cajetan* (1769—1846) der schon früher genannte Erzbischof von Mailand (seit 1818) und Kardinalpriester (seit 1824) war. Die Familie starb mit seinem Bruder, dem Malteser-Ordensritter *Josef* 1862 aus. (s. Witting, Beiträge zur Genealogie des krain. Adels, Jahrb. „Adler", Wien 1894, S. 114.) Nach dem Stammbaum in Wurzbachs Lexikon (unter O'Donell) heiratete der Finanzminister Josef O'Donell (1756—1810) Therese Gräfin *O'Donell*, nicht eine Gaisruck.

Seine Truppen haben das Zutrauen und die Ressourcen verloren, die Entmutigung ist daher groß. Aufgefangene Briefe bewiesen, wie groß das Elend eigentlich war. Dennoch steifte sich Napoleon darauf, seine Stellung bei *Dresden* zu behaupten, trotzdem ihn die Alliierten immer mehr einkreisten. Man sagt wohl, er hätte gerne Leipzig erreicht, aber *Platow*[1]) und seine Kosaken verhinderten ihn daran. Der Abfall von Bayern mußte ihm den Rückzug noch schwieriger gestalten. Dieses Land hat soeben einen Allianzvertrag mit Österreich geschlossen und ist der Koalition beigetreten. Infolgedessen bekam General *Wrede* von Kaiser Franz das Kommando über jenes Korps, das dazu bestimmt gewesen war, die Bayern zu bekämpfen. Um diese Maßnahme zu wagen, mußte man ein merkwürdiges Zutrauen entweder zu Bayern oder zum Unglück Napoleons haben! In der Tat hat seine Stunde geschlagen, das Glück drehte ihm für immer den Rücken. Ich fühlte es mit einer Art Aberglaube. Damals war es auch, daß man von Napoleon die früher erwähnten Worte vernahm: „Buonaparte, Buonaparte! Viens au secours de Napoléon!"

25. Oktober: Die Niederlage der verschiedenen französischen Korps, die Mutlosigkeit der Truppen, der Abfall der Deutschen, die Mausefalle, in der die Franzosen stecken, bringen ihren Kaiser zur Verzweiflung und jedes neue Unglück vermehrt seine Wut. Der Herzog von *Neuchâtel* (Berthier) mußte den Jähzorn seines kaiserlichen Herrn auskosten, als er ihm die Gefangennahme *Vandamme's* und die dieser vorausgegangene

1) Graf *Platoff*, russischer General, gest. 1818, machte als Kosakenhetman alle Kriege Rußlands zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit; besonders 1812 und 13 zeichnete er sich aus. Er galt als einer der besten Anführer im russischen Heere. Sein Nachfolger war General *Orloff-Denisow*.

Verwirrung meldete. In seinem Ärger gegen den Marschall, beauftragte er einen gewissen General *Barbris*, der anwesend war, damit, wichtige Befehle an ein anderes Armeekorps zu bringen. Dieser eilt sofort davon und erfährt bei seiner Ankunft, daß das Korps von dem preußischen General Baron *Thielmann*[1]) geschlagen sei. Augenblicklich macht er kehrt und fährt zitternd und bebend zu seinem Kaiser zurück, um ihm Rapport zu erstatten. Auf seinem Wege trifft er einen verirrten österreichischen Kurier, nimmt ihn gefangen, setzt ihn in seinen Wagen und fährt gegen Dresden weiter. So saßen denn unsere beiden Feinde Seite an Seite, der eine sich über seinen Unfall mit den Siegen der Verbündeten tröstend, der andere in sehr gedrückter Stimmung und in Gedanken schon bei dem schlechten Empfang, den ihm der Kaiser Napoleon bereiten würde. Je näher sie dem französischen Hauptquartier kamen, desto mutloser und schweigsamer wurde der Franzose. Der Österreicher, der lustig vor sich hin pfiff, wandte sich endlich an seinen Nachbar und fragte ihn höflich: „Herr General, sagen Sie mir doch, bitte, *wer* von uns beiden des anderen Gefangener ist?“ — „Meiner Treu“, erwiderte dieser, „derjenige, den Sie wünschen. Ich würde meine Zeit viel angenehmer im österreichischen Hauptquartier, als bei Napoleon verbringen.“ Der Österreicher ließ sich das nicht zweimal sagen, er ruft dem Postillon zu, einen Querweg zu nehmen und nun fuhren die beiden, was nur die Pferde laufen konnten, im besten Einvernehmen auf der Straße nach Teplitz, wo sie heil ankamen.

1) Josef Adolf (seit 1812) Freiherr von *Thielmann*, geb. Dresden 27. 4. 1765, gest. Koblenz 10. 10. 1824, Jugendfreund Körners, ging am 10. 5. 1813 mit seinem Stabschef Aster von den Sachsen zu den Verbündeten über und nahm an der Schlacht bei Leipzig teil.

Die Erfolge unserer Armeen ließen mich bedauern, nicht mit meinen Schwestern in Wien zu sein. Die schlechte Laune der Polen, als sie mit dem Mißgeschick Napoleons auch ihre Hoffnungen vernichtet sahen, die heuchlerischen Freudendemonstrationen, wodurch sie ihren Ärger verheimlichen wollten, waren ein kalter Wasserstrahl auf meinen patriotischen Enthusiasmus. Ich gab mich ihm nur unter vier Augen mit meiner Schwester oder in den verschwiegenen Blättern meines Tagebuches hin, das ich damals übrigens *deutsch* schrieb (das Original ist aber französisch), so fühlte ich mich in Polen als Deutsche. Ich dachte fortwährend an meine Schwestern und Freunde in Wien, dann auch oft an meine selige Mutter.

Hier ist mein Bulletin über die *Schlacht bei Leipzig*, die auf immer die Ketten Deutschlands brach. Man muß sich glücklich schätzen, in einer solchen Periode vaterländischen Ruhmes gelebt zu haben. Eine hübsche Entschädigung für soviel Erniedrigung und Unglück! Die Gerechtigkeit spricht jetzt, es ist ein Krieg Gottes:

2. November 1813: Eine herrliche Schlacht hat unsere Hoffnungen weit übertroffen. Am 16. Oktober hat *Blücher*, am 18. und 19. *Schwarzenberg* Napoleon aufs Haupt geschlagen. Sechs Regimenter Sachsen sind zu den Alliierten übergegangen. Leipzig ist unser, der König und seine Familie sind gefangen, eine unzählige Menge Kanonen erobert. Napoleon sucht mit den Überresten seiner Armee sich einen Weg zu bahnen, doch es ist zweifelhaft, ob es ihm gelingt. Wie möchte ich in Wien sein, mit meinen Mitbürgern zusammen! Diese mißgünstigen Menschen hier me gâtent tout mon plaisir avec leur fichus figures aigre-douces."



(1771—1820)

Nach einem Stich von J. G. Mansfeld im
Besitze der Familie des Herausgebers

Die Begeisterung hat in Wien ihren Höhepunkt erreicht. General *Neipperg*[1]) brachte die Nachricht von dem Siege. Die Wiener benützten jede Gelegenheit, um ihrer Freude Ausdruck zu geben. So wurde die Kaiserin bei einem Wohltätigkeitskonzert zugunsten der Witwen der bei Leipzig Gefallenen mit dem Ausdrucke rauschender Begeisterung empfangen. Plötzlich lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen Herrn in einfachem blauen Überrock, der nur mit einem Arm seinen Beifall bezeugte, da ihm der andere fehlte und bei dem nur der leere Ärmel herabhing, — es war der Sieger von Kulm, es war *Ostermann.* Sofort erhob sich das gesamte Publikum von seinen Sitzen, der Name des Helden geht von Mund zu Mund, die schöne Kaiserin *Luise* bemerkt den Herrn, wendet sich zu ihm und begrüßt ihn mit Händeklatschen, das 3000 Personen ihr nachmachen. Wie Donnergebrüll erschallen unzählige Vivats und Tränen fließen von den abgemagerten Wangen des braven russischen Generals. Welcher Augenblick im Leben eines Kriegers! Und dieser Mann war doch kein Österreicher! Aber so ist der Charakter der Wiener. So ruhig, so apathisch sie im gewöhnlichen Leben sind, so erheben sie sich doch zu einem Sturm der Begeisterung für alles, was wahrhaft groß und schön ist. Sie verschwenden ihre Gefühle nicht, aber diese sind aufrichtig und können selbst erhaben sein. So hat man sie gesehen im Unglücke ihres Kaisers Franz, in den heldenmütigen Anstrengungen von 1809 und in der Huldigung vor den

1) Adam Adalbert Graf *Neipperg*, geb. Wien 8. 4. 1798, gest. Parma 22. 2. 1829, k. k. F. M., Komm. d. Mar.-Ther.-Ordens (für Leipzig), durfte die Siegesnachricht nach Wien bringen, wo er am 24. 10. seinen feierlichen Einzug hielt. Er heiratete 1. 1811 Therese Gräfin *Thurn-Valsassina*, geschiedene Remondini, gest. 23. 4. 1815, 2. 15. 8. 1821, Kaiserin *Marie Louise*, Erzherzogin v. *Österreich* (1791—1847).

Verdiensten eines Ausländers im Jahre 1813. Der Enthusiasmus der Franzosen wird dagegen fast immer nur durch ihre Eitelkeit verursacht.

Jeder Tag dieser Zeit führte zu ähnlichen Szenen, wie die eben beschriebene, jeder Kurier brachte Nachrichten von weiteren Erfolgen und die Straßen Wiens bildeten das Theater, wo der patriotischen Freude Ausdruck gegeben wurde. Konstantine schrieb mir: „Ich bin krank vor Freude und köstlicher Aufregung. Wir freuen uns wohl der Erfolge unserer Armeen, wir können aber nicht an dem allgemeinen Jubel teilnehmen.“ „Was schadet es“, sagt mein Tagebuch, „selbst in einer Wüste würde ich mit Wonne dieses einzige Gefühl der Freiheit kosten, das in diesen Tagen Millionen von Menschenherzen höher schlagen macht und ihnen ein neues Leben gibt.“

Wenige Tage darauf erfuhr ich, daß der Fürst *Dietrichstein*[1]), ein Freund meiner Familie, mir einen *Extern-Stiftsplatz* im Brünner Damenstift, um den ihn meine Tante Thürheim gebeten, verliehen habe. Ich empfand darüber eine große Genugtuung, denn ich sah darin eine weitere Garantie meiner Unabhängigkeit, namentlich für die Zukunft und dies freute mich. Fast zur

1) Fürst Franz Josef *Dietrichstein* (1767—1854), k. k. Km. und Geh. Rat, Mitdirektor des Brünner Damenstiftes, heiratete 16. 7. 1797 Alexandrine Gräfin *Schuwalow* (1775—1847). Er schreibt an den Geh. Rat und Vizepräsidenten der Polizeihofstelle Baron Hager am 21. 11. 1812 (Wien), kurz vor Ernennung der Gräfin Thürheim zur Stiftsdame u. a.: „Wer möchte denn Mitdirektor sein und mit einer Oberin — wie es der Fall ist — zu zanken haben, wenn man nicht manchmal *seinem* Herzen folgen dürfte! In dem meinigen ist also das Dekret im voraus ausgefertigt: sobald eine Erledigung stattgehabt haben oder nahe vorauszusehen sein wird, werde ich Euerer Exzellenz anzeigen und um das gewöhnliche Gesuch bitten.“ (Fam.-Papiere der Verfasserin.)

gleichen Zeit stellte meine Tante meine Freiheitsliebe auf eine Probe, die, obwohl eine Schimäre, mir doch Klarheit über meine innersten Gefühle verschaffte.

Der Fürst *Rasumoffsky*, der Mann, der in Wien am meisten von sich reden machte, am meisten à la mode war und als der Reichste galt, zudem verdienstvoll und sehr distinguiert war, hatte meiner Tante, als deren langjähriger Freund, den Wunsch ausgesprochen, eine ihrer Nichten zu heiraten. Seine Wahl war zuerst auf Konstantine gefallen; der namenlose Schrecken, den jedoch dieser Vorschlag in meiner Schwester hervorrief, die Tränen, die sie vergoß und die mehr noch als Worte offenbarten, wie wenig sie dieses Los zu schätzen wußte, betrübten meine Tante, bewogen sie aber, bei mir mehr Entgegenkommen für eine Verbindung zu suchen, die ihr als der Gipfel der Glückseligkeit für unsere Familie erschien. Rasumoffsky kannte meine Schwester und mich nur vom Sehen, daher hoffte meine Tante, seine Heiratsabsichten leicht zugunsten derjenigen ändern zu können, die den Antrag mehr zu schätzen wisse.

Ich erhielt infolgedessen einen Expreßbrief meiner Tante, worin sie mich, in der Meinung, daß mir Konstantine alles geschrieben habe, beschwor, nicht dem Beispiele meiner Schwester zu folgen. Diese Zeilen fanden mich ganz unvorbereitet, denn Konstantine hatte mir nichts verraten. Ich fühlte sofort, wie wenig Neigung mein Herz verspürte; um mir aber jeden Vorwurf zu ersparen, benützte ich die drei Tage Bedenkzeit, um den Vorschlag gut zu überlegen. Wenn selbst die zweiundsechzig Jahre des Fürsten in meinen Ideen von einem romantischen Glück nicht auf einen unüberwindlichen Widerstand gestoßen wären, waren doch die

glänzende Stellung und die damit verbundenen Verpflichtungen zu wenig nach meinem Geschmacke und kontrastierten zu sehr mit meiner Vorliebe für Landleben und Freiheit, als daß mich nicht die Vorteile eines guten Lebens und geschmeichelter Eitelkeit vollständig gleichgültig gelassen hätten. Nur ein Beweggrund neigte einen Augenblick die Wage zugunsten Rasumoffskys, es war aber auch der einzige. Das riesige Vermögen des Fürsten hätte mir die Mittel in die Hände gegeben, das Leben meiner Schwestern zu verschönen. Ich machte mir Vorwürfe, meinerseits nicht zu ihrem Glücke beitragen zu wollen, aber ich muß es gestehen, ich fühlte in mir nicht die Kraft, mich zu opfern und ich wäre unzweifelhaft unglücklich geworden, indem ich einen Mann, wer es auch immer sei, heiratete, dem ich nicht aus Liebe meine teure Freiheit hingab. Ich sah erst bei dieser Gelegenheit, wie nötig mir letztere war. Nur die Liebe allein könnte mich für einen so großen Verlust entschädigen. Um mir über meinen Egoismus hinwegzuhelfen, redete ich mir ein, daß auch meine Schwestern in eine Heirat, die mich unglücklich gemacht hätte, nie einwilligen würden und ich schrieb in diesem Sinne an Konstantine. Ich verheimlichte ihr auch nicht, daß ich wisse, daß dieser Vorschlag sie viel mehr anginge, als mich, weil ich glaubte, daß ihr Widerwille in meinem Beispiel den Mut finden würde, sich nicht ihrer Familie zum Opfer zu bringen.

Kaum war diese Aufregung beiseite geräumt, als eine andere an mich herantrat; sie fand mich aber ebenso entschlossen, zu entscheiden, denn Zweifelsucht liegt nicht in meinem Charakter. Immerhin war sie von größerer Bedeutung für mein Leben, da sie reeller war.



Fürstin Constantine Rasumoffsky, geb. Gräfin Thürheim (1785—1867)

Nach dem Originalporträt im Besitze des Grafen Eberhard
zur Lippe-Weißenfeld, Mariathal bei Preßburg

Ich bekam nämlich von der Armee einen schüchternen Brief von Hans *Weißenwolff*, der mit einem Heiratsantrag schloß.

Dazu war es aber zu spät, ich liebte ihn nicht mehr und glaubte nicht mehr an seine Liebe. Meine Antwort auf seinen Brief war ein wenig zu hart und frei, aber ich hatte mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß er meine Schonung mißachtete. Es schien mir eine Pflicht, ihm einmal die Augen über mein Herz zu öffnen. Was auch immer das Motiv meines Schreibens war, — es liegt hier bei, — die unterstrichenen Stellen widerrufe ich heute vollkommen, sie waren sehr übertrieben[1]).

Meine lieben Neffen, hier ist eben ein Punkt, wo eure alte Tante euch ein Geständnis machen muß, ein kleines peccavi. Doch die Wahrheit über alles! Dieses Tagebuch von „jenseits des Grabes" muß sogar aufrichtiger sein, als dasjenige, das mir die Gegenwart diktiert. Eine einfache, arglose Erzählung wird euch am besten über mich Aufschluß geben.

Nun komme ich wieder zur Sache. Der Geburtstag meines Schwagers nahte heran. Gräfin *Mier*, die ihn liebte und verehrte, wie er es auch allgemein war, wollte

1) Aus dem Brief seien die markantesten Stellen wiedergegeben: Lemberg, den 5. Dezember 1813: „Die ernsten Szenen, denen Sie täglich beiwohnen, die Gefahren, in denen Sie leben . . . haben Ihrer Seele einen Schwung gegeben, der Sie Ihren Wert fühlen läßt, und indem Sie sich selbst würdigen, empfinden Sie, daß Sie mir näher sind. Sie werden aber in das prosaische Leben zurückkehren und das Bequeme einer alltäglichen Denkungsart hat zuviel Reiz für Sie, als daß es Sie dann nicht unwiderstehlich hinrisse. Wer würde dann den Menschen wiedererkennen, der das Schöne und Edle so warm empfand, es ist aus ihm ein Alltagsgeschöpf geworden. Der Leichtsinn ist die einzige Triebfeder seines Betragens, bei einem vortrefflichen Herzen, bei manchem Keim von Tugend ist er imstande, unbesonnen, unzart zu handeln . . . Wie könnte Ihr flüchtiger Lebenssinn bei meiner bedächtigen Kälte gedeihen? . . ."

ihm zu Ehren eine glänzende Soirée geben. Ich faßte den Gedanken, durch lebende Bilder das Fest zu heben, um so mehr, als Goëß diese noch nicht kannte. Die Gräfin war dafür gleich Feuer und Flamme und die schönsten Leute der Gesellschaft erklärten sich sofort zur Mitwirkung bereit. Es handelte sich um dreimal drei Bilder verschiedener Schulen. In einem figurierte meine Schwester, wie sie an der Wiege ihres Sohnes kniete, zwei Engel beschatteten diese mit ihren schützenden Flügeln[1]). Ich hatte für mich die Rollen der Frau Rembrandts und einer Madonna von Raffael aufgehoben. Die letztere war gerade nicht bescheiden zu nennen, sie brachte mir großen Beifall ein, aber von allen Schmeicheleien gefiel mir keine so sehr, als die ziemlich schlechten Verse, die ich am anderen Morgen empfing. Hier sind sie:

„Stolz über Dich und die Kunst, die Dich zum Günstling erkoren,
Warst du, o Raffael, als Du das göttliche Urbild
Zarter, weiblicher Schönheit mit Anmut und Würde gestaltest,
Aus der Tiefe der Seel', (die allein das Göttliche fassen,
Selten nur aber mitteilen kann, was sie fühlt)
Vor die Augen der staunenden Welt mit glücklicher Kühnheit
Zaubertest. Ja, so war sie gewiß, mit der himmlischen Ruhe,
Die sich im Blick mit menschlicher Liebe vereint,
Um den verlornen Himmel dem Menschengeschlechte zu geben.
Glücklich glaubtest Du Dich; und Ruhm ward Deine Belohnung —
O wie beklag' ich Dich doch! Um wie viel glücklicher bin ich!
Dieses rein' Ideal, dies göttlich' liebende Wesen
Nur geahnet hast Du's, und ich — ich hab' es gefunden."

1) Die Engel stellten die Kinder des Herrn *Arthaber* dar. Dieses Bild hätte entzückend sein können, wenn es nicht durch das Geschrei meines kleinen Neffen, der dabei erwachte, gestört worden wäre. Meine Schwester erinnerte sich an das Bild, als ihr Sohn einige Monate später starb. Ich wurde dabei noch auf andere Weise seltsam erschüttert, da man für den Hintergrund schwarze Kirchenfahnen ausgeliehen hatte, auf deren einer Seite Totenköpfe aufgemalt waren. Ich bemerkte es zu spät. Meine Schwester erfuhr glücklicherweise nie etwas davon. (Notiz d. Verf.)

Unter diesen Versen las ich mit Vergnügen den Namen Louis *Jablonowskis*[1]). Er war damals einer der Meister à la mode in der eleganten Wiener Koterie, ich hatte ihn oftmals gesehen, aber niemals gesprochen. Konstantine, der er voriges Jahr in Lemberg den Hof gemacht hatte, erging sich in Lobesreden über seine Liebenswürdigkeit. Er gehörte zu den Habitués des Goëßschen Salons. Bald nach meiner Ankunft fesselte ihn ein Lungenleiden auf mehrere Wochen an sein Zimmer. Meine Schwester verbrachte viele Abende an seiner Chaiselongue, ich begleitete sie gewöhnlich. Auch Gräfin Mier traf man häufig dort. Diese Abende, wo man offen und rückhaltlos von den Erfolgen der Alliierten sprechen konnte, denn Jablonowski war ganz und gar Österreicher, gefielen mir ungemein. Er war angenehm, geistreich, elegant in seiner Ausdrucksweise, die blitzartige Schlagfertigkeit in seinen Antworten jedoch imponierte mir anfangs und machte mich etwas scheu. Als er aber imstande war aufzustehen, sah ich, wie er immer die Gelegenheit ergriff, sich neben meinen Fauteuil zu setzen, wie er meinen Ansichten immer, sei es durch ein Wort, sei es durch einen Blick oder auch nur durch einen achtungsvollen Klang in seiner Stimme recht gab. In kurzer Zeit war ich mit ihm auf dem besten Fuße und diese Abende entschädigten mich für das geringe Interesse, das ich an den polnischen Gesellschaften fand. War Jablonowski mit uns allein, so ließ er der Anmut seines Geistes, den Schwingen seiner Phantasie freien Lauf und ich konnte den Gefühlen

1) Ludwig Fürst *Jablonowski*, 1784—1864, k. k. Kämmerer, Geh. Rat, Oberstlandstallmeister und Küchenmeister der Königreiche Galizien und Lodomerien, heiratete 1. 1804 Karoline Gräfin *Woyna*, (1786—1840), 2. 1841 Luise de *Marin* aus Venedig, (1813—1900).

des Prinzen nicht mißtrauen, da er damals schon ein verheirateter Mann war. So wurden wir sehr intim, bzw. war ich in den Freundschaftsbund Jablonowskis mit meinem Schwager und meiner Schwester aufgenommen worden.

Als der Kranke endlich ausgehen konnte, kam er täglich zu uns. Am Abend, als die lebenden Bilder aufgeführt wurden, nahm er an den Beifallsbezeigungen nicht teil, ich wurde aber durch das erwähnte Gedicht reichlich für sein Stillschweigen entschädigt.

In den letzten Tagen des Jahres 1813 kam Isabella *Rzewuska*, die eben den Grafen Ferdinand *Waldstein*[1]) geheiratet hatte, auf ihrer Reise nach Rußland durch

1) Ferdinand Ernst Graf *Waldstein* (1762—1823) vide Stammbaum Rzewuski. Seine Lebensgeschichte ist der Erwähnung wert. Als Sohn des Grafen Emanuel Philipp aus der Duxer Linie und der Prinzessin Marianne Therese Liechtenstein geboren, wurde er Deutsch-Ordenskomtur von Virneberg und gehörte am Hofe des Erzherzogs Max, Kurfürsten von Köln (vide p. I, 19) anfangs zu den beliebtesten Persönlichkeiten. Infolge der sonderbaren, antiösterreichischen Gesinnungen des Kurfürsten brach aber Waldstein 1795 mit diesem und erhielt durch Protektion seines Freundes, des Fürsten Ludwig Starhemberg, Botschafters in London, die Erlaubnis, in England ein deutsches Regiment zu errichten. Er wurde großbritannischer Oberst und war 1809 in dieser Eigenschaft dem österreichischen Hauptquartier zugeteilt. Ein Freund Beethovens, widmete dieser Waldstein die Sonate C-dur (Op. 53). Der Graf legte 1812 seine Komturwürde mit päpstlicher Erlaubnis nieder und heiratete Isabella Rzewuska. — (Wurzbach.) — Die Baronin du Montet sagt über ihn (S. 97) 1813: „Der Graf Waldstein, Besitzer herrlicher Majorate, ist ein origineller Grandseigneur, ungemein geistreich und überraschend belesen und unterrichtet. Er spricht nicht allein alle Sprachen Europas, das Französische, nach meiner Beurteilung, wie ein Franzose, aber überdies auch die Dialekte unserer verschiedenen Provinzen. Er unterhielt uns köstlich mit seinem Patois limousin, auvergnal, bas-breton, provençal etc. Zur Zeit des „Terreurs" führte er selbst, als Pferdehändler, seine Rosse auf die Hauptmärkte; dank seiner Kenntnis der verschiedenen Idiome entging er jedem Verdacht . . ."

Lemberg. Ich war über dieses Wiedersehen entzückt, ihre Konversation, schrieb ich, ist so interessant und mannigfaltig, so nach meinem Geschmack, daß niemals ein Wort verletzt. Ich kann mir schmeicheln, daß zwischen ihr und mir eine Art Wahlverwandtschaft existiert. Ihr Verstand macht mich liebenswürdiger, ihre Güte besser. Der Graf Waldstein gefällt mir auch, er ist sehr nett und ich glaube, daß Isabella glücklich sein muß. — Und dennoch ist diese Verbindung keine Liebesheirat. Als Isabella heiratete, war sie gerade von einer schweren Krankheit genesen, die ihr das schlechte Benehmen des Grafen *Ficquelmont*, den sie rasend liebte, verursacht hatte. Durch falsche Gerüchte und noch falschere Freundinnen verblendet und aus Trotz wegen seiner angeblich verletzten Eigenliebe hatte Ficquelmont, ohne Isabella anzuhören, dieser einen beleidigenden und von Vorwürfen und Verdächtigungen strotzenden Brief geschrieben, ihr darin sein Wort zurückgegeben, und war in die spanische Armee *Wellingtons* eingetreten. Isabella antwortete ihm keine Silbe, aber sie wurde gefährlich krank, und als sie endlich dem Leben wiedergegeben wurde, schenkte sie Waldstein, der ihre Herzensangelegenheit kannte, ihre Hand. Diese Wahl hatte sie niemals zu bereuen, denn Waldstein machte sie während der wenigen Jahre, die ihr der Himmel noch gönnte, wirklich glücklich.

Die Salons in Lemberg wurden immer mehr besucht, je näher wir dem Fasching kamen. Ich bemerkte nun in dem meiner Schwester einige weniger nichtssagende Leute, als damals bei meiner Ankunft. Darunter will ich den Grafen Leopold *Krasinski*[2]) und den Grafen Franz

1) Leopold, gest. ca. 1854, Sohn des Josef Grafen *Krasinski* (1763 bis 1820).

Potocki[1]) nennen. Der eine war gutmütig, lustig, natürlich, mit gesundem Hausverstand ausgestattet und bildete so eine Ressource für die Gesellschaft. Der andere wäre liebenswürdig, wenn er nicht von Paris her einen oberflächlichen Ton angenommen hätte, der affektiert erscheint. Er verletzt durch seinen beißenden Witz, der aber zu wenig Salz enthält, als daß man seine Satire verzeihen könnte. Ich würde ihm böse sein, wenn er nicht anderen Personen gegenüber, die es mir hinterbrachten, Gutes über mich gesagt hätte. Im übrigen hat man hier so wenig Auswahl von Leuten, die sprechen können, daß man sich gegenseitig seine Fehler mehr aus Egoismus, als aus Nächstenliebe verzeiht.

1) Franz Graf *Potoçki*, geb. 1789, russischer Geh. Rat, Senator und Zeremonienmeister, heiratete 1830 seine Cousine Karoline Gräfin *Potoçka*-Pilawa, geb. 1807.

XVII. 1814

Das Jahr 1814 hatte begonnen, ohne daß ich es in meinem Tagebuch eigens erwähnt hätte, weil sein Anfang mir Unglück brachte. Dieser hatte sich durch zwei Ereignisse eingeführt, Konstantine antwortete mir auf meinen obigen Brief in einer Weise, daß ich mich von meiner Furcht erholen konnte, als ob sie ein Opfer darbrächte, wenn sie Rasumoffsky heiratete. Die Eigenschaften des Fürsten gefielen ihr, sie fand es schmeichelhaft, daß ein so ausgezeichneter Mann sie auswähle, sie hoffte, sich an seine zweiundsechzig Jahre gewöhnen zu können. Voll Freude über den ruhigen Ton, den der Brief meiner Schwester atmete, erwartete ich, nicht allzu ungeduldig, die Rückkunft *Rasumoffskys*, der den Kaiser *Alexander* nach Paris begleitet hatte.

Das zweite Ereignis zu Beginn des Jahres 1814 war die Ankunft der Königin *Karoline* von *Neapel*[1]) in Lemberg. Diese Prinzessin war aus Sizilien entflohen, um angeblich der Tyrannei der Engländer zu entgehen. Sie sah sich gezwungen, über Konstantinopel, das Schwarze Meer, Odessa und Lemberg ihren Weg nach Wien zu nehmen; es war dies nicht gerade der kürzeste.

1) *Karoline* traf am 10. Januar 1814 in Lemberg ein, wo sie, von den Spitzen der Behörden, dem uniformierten Bürgerkorps und der Bevölkerung auf das festlichste empfangen, im erzbischöflichen Palais abstieg. Am 19. Januar reiste sie nach Wien ab.

Die Ankunft dieser Königin, sagt mein Tagebuch, versetzte uns in einige Verlegenheit, mir bereitete sie aber wenigstens Vergnügen, das ich bei den Bällen, Konzerten, Theatern und Illuminationen empfand, welche ihr zu Ehren gegeben wurden. Goëß gab zwei sehr elegante Bälle, dessen Königin ich eher war, als Ihre Majestät. Ich hatte schöne Kleider, die besten Tänzer, die mondainsten Herren drängten sich um mich, kurz alle Mittel, deren eine Frau bedarf, um sich bei solcher Gelegenheit nicht zu unterhalten. Es galt wohl auch, einige langweilige Soupers und Diners über sich ergehen zu lassen, aber da es immerhin interessant ist, eine Königin, eine Tochter *Maria Theresias*, aus nächster Nähe zu sehen, so benützte ich diese schwerfälligen Schmausereien und das respektvolle Schweigen, welches ich natürlich auch nicht brach, um unseren illustren Gast zu beobachten.

Die Königin *Karoline* hat ein edles Antlitz ohne den Hochmut einer österreichischen Prinzessin, sie zeigt sich sehr liebenswürdig, spielt aber dabei ein wenig Komödie, wenn sie die Augen und den Kopf verdreht. Sie spricht gut und mit Nachdruck und sagt nichts Unüberlegtes. Oft sah man sie traurig werden, wenn sie sich über den Unbestand im Lose der Herrscher ausließ. Dann vergaß man ihre Fehler, ihre Inkonsequenzen, und fühlte nur Mitleid mit ihr. Eines Tages sprach sie warm und voll Dankbarkeit von ihrer Mutter, von ihrem Schmerz, den sie beim letzten Abschied von Wien empfunden, nun nicht mehr hoffen zu dürfen, einstmals zu Füßen ihrer Mutter, wie ihre Schwester *Maria Christine* bei den Kapuzinern begraben werden zu können. „Ich wußte es damals nicht“, sagte sie, „daß ich wieder zurückkommen würde.“



(1752—1814)

Nach einem Stich von J. G. Mansfeld in der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek

Welch traurige Gedanken erweckt der Anblick dieser Königin, die, unter der Last des Alters und Unglücks gebeugt, von Sizilien über Konstantinopel und den Norden, mitten im strengsten Winter, als letzte der Töchter Maria Theresias kommt, um sich in der Kapuzinergruft mit den Ihrigen zu vereinigen. In der Tat stieg sie wenige Monate später dort hinab.

Gelegentlich des Balles bei meinem Schwager sprach die Königin alle Damen, die ihr vorgestellt wurden, voller Huld an, doch waren dies nur Tropfen auf einen heißen Stein, denn die Mehrzahl der Damen antwortete in ihrer kleinstädtischen Verlegenheit nur mit tiefen Verbeugungen. Mehrere unter ihnen wußten überhaupt nichts von der Stellung und Herkunft der Königin. So stellte sich die eine sehr gerührt, in Ihrer Majestät einen edlen Nachkommen der Familie der *Hohenstaufen* zu sehen, eine andere wieder sagte der Königin, sie sei glücklich, daß ihr Sohn die Ehre habe, österreichischer Gesandter am Hofe des Königs von Neapel zu sein, — dies war *Murat*!

Ihr Sohn, der Prinz *Leopold*, ein fetter, großer Mann, hatte bourbonische Züge, tänzelte, wie alle die letzten Prinzen dieses Hauses, liebte auch den Tanz, benahm sich dabei aber so linkisch und dumm, wie nur möglich. Es war dies derselbe Prinz, dem ich in meiner Jugend beim Herzog von *Sachsen* gelegentlich eines Balles einen Fußstoß gegeben hatte. Mir kam der Gedanke, er möchte mir ihn nur jetzt nicht, ein Bär, wie er geworden war, zurückgeben. In der Suite der Königin befand sich ein Marquis de *Saint-Claire*[1]), Franzose, dessen Existenz am

1) Der Marquis von *Saint-Claire* war Erzieher des Prinzen Leopold von Salerno. Helfert (Königin Karoline v. Neapel usw., Wien 1878, S. 169) schreibt: „Unter die Günstlinge, die sich im be-

neapolitanischen Hofe mir etwas merkwürdig vorkam. Für einen einfachen Haushofmeister schien er mir sehr zugeknöpft, für einen Günstling sehr bescheiden! Das übrige Gefolge verdient kein Wort der Erwähnung.

Zu den Festen in Lemberg waren verschiedene, vornehme Leute aus der Provinz gekommen, wie ja überhaupt in Galizien die Adligen fast ausnahmslos auf ihren Schlössern leben und sich die bessere Gesellschaft nur bei besonderen Gelegenheiten in den Städten einfindet. So machte ich denn erst jetzt mit dem Grafen *Kornarski* Bekanntschaft, der Josefine hatte heiraten wollen. Er war ein netter, hübscher junger Mann, der gut tanzte und für einen Polen eine sorgfältige Erziehung genossen hatte. Man rühmte ihn als ein Vorbild in allen körperlichen Übungen. Ich wußte damals noch nicht, daß seine Familie einen unüberwindlichen Abscheu vor einer Heirat mit einer Österreicherin hatte und war ihm daher böse, daß er meiner Schwester, die ihn doch liebte, keinen formellen Antrag gemacht hatte. Graf Johann *Stadnicki*[1]), der zuerst Konstantine den Hof gemacht hatte und nun Isabella eine platonische Liebe entgegenbrachte, kam auch nach Lemberg. Er war, wie man sagt, ein lustiger Bursche, die Heiterkeit war aber

sonderen Vertrauen Karolinens befanden, zählte lange Zeit der Marquis von Saint-Claire, der die Erziehung des Prinzen Leopold leitete; er verlor jetzt (1805) allen Einfluß bei der Königin, was ihn, wie es scheint, dem Könige näher brachte, der ihn mit dem Kammerherrnschlüssel auszeichnete." — Cockburn in seinem „A voyage to Sicily and Malta in 1810 and 1811", London 1815, II, p. 88 sagt von Saint-Claire: „He is well spoken of and esteemed." — Nach Helfert wurde er auch militärisch verwendet.

1) Johann Cantius Graf *Stadnicki*, k. k. Geh. Rat, Präsident der galizischen Landstände und Kämmerer, gest. 1858, heiratete 1804 Thekla Gräfin *Stadnicka*, geb. 1786. Sein Bruder *Alexander* (Xaver) heiratete eine *Unjaticka*.

auch sein größter geistiger Vorzug. Ich traf ferner den Prinzen Paul *Sapieha*[1]), schön, liebenswürdig, den Frauen durch seine Abenteuer, die sie alle verdammten, aber jede einzelne verzieh, sehr gefährlich. Mein Schwager haßte ihn wegen dieser Aufführung, seiner politischen Gesinnung, besonders aber wegen des skandalösen, mehrjährigen Zusammenlebens mit der Frau seines Vetters Franz *Sapieha*. Diese Liaison, die in Polen gewiß nicht beispiellos dasteht, erregte in Wien um so mehr Ärgernis, als Paul und Frau Pelagine Sapieha dort einen ganzen Winter als zärtlich liebende Gatten die guten Seelen auferbaut hatten. Pelagine *Potocka* war jung, schön und tugendhaft, sie heiratete Franz Sapieha, den sie liebte und auch glücklich machte. Sein Vetter Paul besuchte sie auf dem Land, wo sie als zärtliches Paar lebten. Als die beiden Vettern eines Tages spazieren gingen, rühmte sich Paul seiner Erfolge und behauptete, daß keine Frau ihm widerstehen könne. Franz war nicht seiner Ansicht und wollte wenigstens seine eigene Frau von dieser Regel ausnehmen, was aber der andere nicht zugab. Die beiden Vettern ereiferten sich und schlossen endlich eine Wette um tausend Dukaten ab. Der vertrauensvolle Gatte räumte dem Verführer während sechs Wochen das Feld, bekam aber schon in der Hälfte der Zeit einen Brief von ihm, worin er ihn bat, wieder-

1) Auch Graf *De la Garde* spielt in einer Anmerkung auf den Prinzen Paul *Sapieha* an, der zur Zeit des Kongresses in seine Cousine (Sapieha-Potoçka) sterblich verliebt war und sie kurz darauf heiratete. Paul starb 1846. *Pelagia*, Tochter des Stanisl. Felix Grafen *Potocki* des Wappens Pilawa auf Tulczyn und Krystynopol und der Josefa *Amalia* Gräfin Wandalin Mniszech von Groß-Ossowica des Wappens Konczyc, geb. 1775, gest. 1859, heiratete I., 1796 Franz Reichsfürsten *Sapieha* des Wappens Lis, geschieden, gest. 30. 5. 1829; II., 1806 Paul Fürsten Sapieha des Wappens Lis (aus einer anderen Linie, wie Franz), russ. wirkl. Staatsrat, gest. 1846.

zukommen und die tausend Dukaten zu zahlen, die er sich verdient habe. Franz Sapieha zahlte wohl, kam aber nicht mehr zurück.

Graf Andreas *Czetner*[1]) zeichnete sich in Lemberg durch seine geistreiche Konversation und seine guten Manieren aus. Leider ließ mich ihn seine Menschenscheu wenig in der Gesellschaft sehen. Er verbrachte lange Zeit im Faubourg St. Germain in Paris und eignete sich dort den Ton der besten Gesellschaft an. „Obwohl er über 40 Jahre alt und nicht schön ist, gebe ich gerne die Eroberung Paul Sapiehas, die ich schon halb machte und mehrerer anderer für die von Andreas Czetner. Ich weiß, daß ich ihm gefalle, aber er gilt wegen einer unglücklichen Liebe zu seiner Schwägerin für unverwundbar."[2])

Hier endigt diese Episode meines Lebens (die Liaison mit Louis *Jablonowski*). Mein Tagebuch hatte ganz recht, als es dieses Geständnis immer wieder verschob, es schämte sich dieser sentimentalen Ungereimtheiten, die es verewigen sollte. Wenn ich heute diese überschwänglichen Lobreden lese, die es einem Manne widmet, der nie etwas anderes war, als ein krasser Egoist und Komödiant, so erröte ich über die Verblendung, in die mich meine Einbildungskraft gezogen hatte.

1) Die Grafen Ignaz und Dominikus *Cettner* (Czetner) wurden 1780 galizische Grafen. Obiger Andreas ist wohl eines dieser Sohn.
2) Es folgt nun hier auf elf engbeschriebenen Seiten eine sentimentale Liebelei zu dem Fürsten Ludwig *Jabłonowski*, der mit der kalten und eitlen Gräfin Karoline *Woyna* verheiratet war. Der Fürst scheint rasend in die Verfasserin verliebt gewesen zu sein und verdankt es diese nur ihrem vorsichtigen, von ihrer Schwester Konstantine günstig beeinflußten Benehmen, daß diese Liaison nicht ernsten Charakter annahm. Der Fürst sah endlich das Unsinnige seiner Leidenschaft ein und reiste nach Mähren ab. Die seitenlangen Gefühlsmonologe werden hier, mangels allgemeinen Interesses, übergangen, um so mehr, als die Verfasserin eingesteht, daß Jablonowski ihre Neigung gar nicht verdiente.

Der Name Jablonowskis erscheint in meinen Blättern noch einige Male, aber nur nebenbei, die Gefahr war vorbei. Dieser Mann, den ich in meiner Unschuld vergöttert hatte, war selbstsüchtig und hat es sein ganzes Leben hindurch bewiesen. Schlechter Familienvater, schlechter Gatte, schlechter Diplomat konnte er nur gut Komödie spielen. Er ruinierte seine Kinder, hinterging seine Frau und wurde von seinem Posten abberufen. Heute sechzig Jahre alt, lebt er von einer Pension, die er der Protektion des Fürsten *Metternich* verdankt und hat ein junges Mädchen aus der alten venezianischen Familie *Marin* geheiratet. Weder dieser und ihren zwei Kindern, noch den Kindern erster Ehe wird er auch nur einen Kreuzer hinterlassen können. Dies hindert ihn aber nicht, jeden Abend seine Partie im Klub zu machen und sehr fromm zu sein.

Trotz allem, was ich eben sagte, bin ich doch nicht überzeugt, daß er zur Zeit, als er mich liebte, mir seine Tugenden nur vorheuchelte. Er wäre nicht der erste, dem die Reinheit und Unschuld eines jungen Mädchens edlere Gefühle eingeflößt hätte. Der Enthusiasmus besitzt für einen Polen immer Reize! Obwohl ich meine Unklugheit einsehe, muß ich gestehen, daß ich nie den Gedanken gefaßt hatte, einer wirklichen Gefahr entronnen zu sein. In den Sophismen der Leidenschaft und den aus dieser resultierenden, eingebildeten Pflichten liegt aber doch ein feines Gift verborgen. Wenn ich davon bewahrt wurde, so gebührt Gott das ganze Verdienst.

Während der Tage, da ich für einen anderen schwärmte, kam übrigens von Hans *Weißenwolff* ein neuer Brief, worin er nochmals um meine Hand anhielt und mein Glück zu begründen versprach. Meine Antwort mußte

ihm den letzten Hoffnungsstrahl nehmen. Es gibt Augenblicke, die über das ganze Leben entscheiden, fast immer bringen sie ihm Unheil, weil man unbedacht entscheidet. Hans Weißenwolf war mein *guter*, Louis Jablonowski wurde mein *schlechter* Engel!

Um diese Zeit erhielt ich erst die Nachricht vom Tode des jungen Baron *Kurz*, dessen letzte Worte waren: „Nur nicht gefangen werden!" Dann teilte mir ein Brief Max *Zandts* mit, daß dieser bei Hanau in das Bein geschossen worden sei. Er genas davon, hinkte aber sein ganzes Leben lang. Armer Max! Wie gerne möchte ich dich noch einmal sehen, das Schicksal trennt mich grausam von allen jenen, die meiner Seele nahestehen. Deren Zahl ist gleichwohl recht klein. Ich werde sie in unserem Vaterland dort oben im Himmel wiedersehen!

In diesen Tagen verloren die Goëß ihr Kind an den Fraisen. Es war für sie ein schrecklicher Schlag; noch heute, nach zweiunddreißig Jahren sehe ich meine arme Schwester vor mir, wie man sie davontrug, damit sie den Tod des Kleinen, der unaufhörlich Mama schrie, nicht mit ansehen müsse. Isabella litt unter dem Verluste unendlich, ihr Gatte, obwohl auch durch ihren und seinen eigenen Schmerz niedergedrückt, konnte sich durch seine dienstliche Beschäftigung zerstreuen. Die Männer stehen den psychischen Prüfungen nur selten wehrlos gegenüber, die Beschäftigungen, die Pflichten wappnen sie gegen die Trauer. Was kann aber eine arme Frau dem entgegenstellen? Wie die Christen, die man den wilden Tieren vorwarf, besitzt sie keinen anderen Schutz, als die Ergebung und den Glauben. Immerhin ist der Verlust eines kleinen Kindes nur selten unersetzlich und dieser Gedanke hielt meine Schwester aufrecht.

Um wieviel mehr aber ist die alte Baronin Kurz zu bedauern, für sie gibt es keine Hoffnung mehr!

Den 31. Mai 1813 hielt Kaiser *Alexander* seinen Einzug in Paris, achtzehn Monate vorher war *Napoleon* in Moskau eingezogen. So wechselt das Glück. Aber der Kaiser der Franzosen war in die alte Hauptstadt Rußlands, die von ihren eigenen Bewohnern in Brand gesteckt worden war, eingedrungen, Paris hingegen empfing Alexander mit begeisterten Zurufen und niedrigsten Schmeicheleien. So verschieden ist der Charakter der beiden Völker.

Die Franzosen, ihre Armee ausgenommen, hatten alles verloren, selbst die Ehre. Die Zeitungsberichte sprechen von zahlreichen Entwürdigungen, die dieses anmaßende Volk, dessen Hochmut so schwer und lange auf Europa gelegen, mit Schande bedecken. Dennoch machte seine Eitelkeit es nie erröten. Ihren Herrn, den es sich selbst gewählt hatte, im Unglücke im Stiche lassend, im Gegensatze zu dem Ruhme, womit er es bedeckte, alles, sogar den edlen Widerstand seiner tapferen Truppen gegen die Kräfte von ganz Europa verleugnend, stellte sich Frankreich, als ob es die Sieger voll Freude empfänge und, anstatt eine gekränkte Miene zu zeigen, nahm es an dem Triumphe der Überwinder teil. Dreiunddreißig Jahre sind seither vergangen und Frankreich hat die Schande, mit der es sich durch den Empfang der Alliierten befleckt hat, nicht gelöscht. Es verscherzte damals nicht allein den Ruhm, zu dem es Napoleon erhoben, sondern selbst die Ehre, die es unter den Königen auszeichnete. Seither mag vielleicht der Charakter der französischen Nation noch stolz und ruhmvoll geblieben sein, in den Augen der Welt kann er nicht anders, als unbeständig beurteilt werden.

Als ich in meinem Tagebuch den Einzug der Alliierten in Paris verzeichnete, fügte ich hinzu: „Gott gebe den Völkern den Frieden, den Herrschern Mäßigkeit!" Dieser Wunsch wurde wenige Wochen später erhört. Die erste dieser Himmelsgaben wurde die Belohnung der anderen. Dreißig Jahre hindurch wurde der Friede Europas nicht gestört, eine Folge der Mäßigung Kaiser Alexanders. Sein edles Herz dürstete nach Großmut, er würde sich daran berauscht haben, wenn man seinen Gefühlen freien Lauf gelassen hätte. Aber die Verbündeten, von ihren Erfolgen noch ganz betäubt, wußten nicht recht, was sie mit ihrem Siege anfangen sollten. Da Napoleon gestürzt war, mußte man jemand anderen an seine Stelle setzen. Als man Paris betrat, war man über diesen Punkt noch keineswegs schlüssig, in den verschiedenen Hauptquartieren der Souveraine waren die Bourbonen um nichts populärer, als sie es in Frankreich waren. Österreichs Interesse wies auf den König von *Rom* und eine Regentschaft, Alexander neigte, gleichsam durch ein zweites Gesicht geführt, (denn eine göttliche Vorherrschung konnte es nicht sein) zu dem Herzog von *Orleans*, England blieb unschlüssig, Preußen gleichgiltig, der König von Schweden dachte nur an sich. Eines Tages wurde diese Frage in einer Konferenz lebhaft besprochen, Karl Johann rief in seiner gaskonischen Art aus: „Eh pardiou, il faut donner le trône au plus digne!" — „Le plus digne," versetzte *Pozzo di Borgo*[1]), indem er aufgeregt auf seinen Stuhl sprang, „le plus digne, c'est moi." Dieser Einfall brachte

1) Karl Graf *Pozzo di Borgo* (1764—1842), russischer Diplomat, größter Gegner Napoleons, drängte seinen Kaiser zum Kriege gegen Frankreich, wurde nach 1814 Botschafter in Paris. — In Wien stieg er im Römischen Kaiser in der Freiung ab.



Graf Karl Pozzo di Borgo (1764—1842)

Nach einer Bleistiftzeichnung der Verfasserin
im Besitze des Dr. A. Figdor, Wien

alle Anwesenden zum Lachen, weniger gefiel er, wie ich glaube, aber *Bernadotte*.

Nach vielen Debatten verhalf mehr das Mißtrauen, als die Gerechtigkeit der Legimität zum Siege. Indem jeder seine Beute festhielt, erwischte die ältere bourbonische Linie wieder die Krone. Verdiente sie auch nicht Frankreich, so verdiente dieses die Bourbonen. Es war ein schlechter Dienst, den man einem schlechten Volke erwies.

Der Besuch Paul *Sapiehas* veranlaßte mich damals, folgende Zeilen in mein Tagebuch zu schreiben: „Der Prinz ist gefährlich krank, infolge eines Magenpolypen. Er ist ganz verändert und melancholisch. Ich betrachte ihn voll Mitleid, die Nähe des Todes muß schrecklich für jene sein, die ihn immer zu vergessen suchten. Ist es schon grausam, das Leben zu vergöttern und es verlassen zu müssen, so ist dies noch viel mehr, wenn man beim Eintritt in die Ewigkeit ein hoffnungsleeres Herz besitzt. Wie bedauere ich diese verirrten, unglücklichen Wesen, wie möchte ich ihnen meine innere Heiterkeit schenken, sie wären dann fast nicht mehr des Mitleides wert."

Seit dem Tode meines Neffen verging die Zeit einförmig und traurig. Ich mußte sie förmlich mit den Schultern weiterschieben, damit sie meine arme Schwester nicht gar zu sehr bedrücke. Ich erfand Beschäftigungen für sie, konnte aber nicht viel erreichen. Der innere Schmerz war noch zu lebhaft, um ihn betäuben zu können. Endlich besuchten wir auf zehn Tage die Gräfin Helene *Mniszek*[1]), geborene Fürstin *Lubomirska*

1) Stanislaus Graf *Mniszek-Buzenin* (1774—1846), Letzter seines Geschlechtes, heiratete 19. 3. 1807 Helene Fürstin Lubomirska (1784 bis 1876). Ihre Töchter: Felizie, geb. 1810, heiratete 1832 Georg Fürst *Lubomirski*; Luitgarde, geb. 1823, heiratete 1843 Eduard Grafen *Stadnicki*.

in *Krysowice*. Dieser Aufenthalt tat meiner Schwester sehr wohl, das Gut liegt recht garstig, aber das Haus und der Garten sind herrlich. Beides wurde sozusagen von der Mutter des Grafen, einer sehr verschwenderischen Dame, geschaffen, sie vergaß auch nichts, um dieses Gut mit allem auszustatten, was die Phantasie nur ersinnen kann. Zu diesem Zwecke ließ sie $^{1}/_{2}$ Meile vom Schlosse ein Landhaus oder reizendes Cottage errichten, das sie, mit genügend Ländereien ausgestattet, ihrem Geliebten schenkte, um ihm eine hübsche Revenu zu sichern. Sie bedachte keinen Undankbaren, denn dieser Mann, dessen Namen ich vergaß, blieb ihr mit Leidenschaft bis in ihre alten Tage ergeben. Eine herrliche Birkenallee, wie man sie nur im Norden antrifft, führt vom Schlosse zum Cottage. Diese wurden als ganz große Bäume von dem Geliebten in einer Nacht gepflanzt, als sich die Gräfin einmal über den Mangel an Schatten auf dem Wege beklagte. Als die Dame anderen Morgens erwachte, sah sie vom Fenster aus die prächtige Birkenallee, die ihr den schönsten Schatten bot. Derart sind in Polen die Wunder der Liebe und der — Frone!

Graf und Gräfin Stanislaus *Mniszek* (*-Buzenin*), beide die nettesten Leute der Welt und große Freunde meiner Schwester, taten ihr möglichstes, um diese zu zerstreuen und luden die glänzendsten Erscheinungen aus der Jugend Lembergs ein. Jeder trachtete, sie zu unterhalten und wirklich wich ihre Traurigkeit vor so viel Zuvorkommenheit und Liebe. Ich meinerseits war darüber entzückt und die Heiterkeit versetzte mich in mein Element. Die gute Luft, die Wohlgerüche des Frühlings, die Wälder, die Bäche, alles machte mir Freude. Seit langem hatte ich nicht so glückliche Tage verbracht, mein Herz war in Ferien gegangen. Leider

dauerte dieser schöne Aufenthalt nur kurze Zeit, wir reisten ab und bezogen 1/4 Stunde von Lemberg ein hübsches Landhaus, Cetneruffska genannt, das mein Schwager für seine Frau gemietet hatte. Mitten in Wiesen und Blumen gebettet, würde mir diese Wohnung die Heiterkeit von Krysowice wiedergegeben haben, wenn Isabella die ihrige gefunden hätte. Aber die Traurigkeit nahm von ihr um so mehr Besitz, seitdem wir uns wieder Lemberg genähert hatten. Wir sahen mehr Leute, als ich es für meine Schwester und mich gewünscht hätte, denn jene brachten uns um unsere Promenaden. Bei einem göttlichen Wetter, schrieb ich, mußten wir oft langsam in langweiligen Alleen spazierengehen, um den kurzen Atem gewisser älterer Personen zu schonen oder die kleinen Füße irgendeiner Wunderdame, die zu enge Schuhe trug. Ich entschädigte mich dafür, indem ich frühmorgens durch die Felder lief und die köstliche Luft ohne Langeweile mit vollen Zügen einatmete. Leopold *Krasinski* und Alexander *Stadnicki*, Bruder Johanns, kamen oft zu uns und machten mir den Hof, andere junge Leute suchten uns auch auf, wir machten tausend Tollheiten, wir schossen mit dem Bogen, wir liefen und spielten wie Kinder. Alles dies unterhielt mich um so mehr, als wir schon Vorbereitungen trafen, nach Österreich zurückzukehren, wo Goëß einer Deputation beiwohnen sollte, die Kaiser Franz bei seiner Rückkehr aus Paris beglückwünschen wollte. Ich vermißte fast niemanden in Polen und mein Herz zog mich mit aller Kraft zu meinen Schwestern und meinem Vaterland hin, unaufhörliche Regen jedoch schoben unsere Abreise wieder hinaus. „Der Teufel hole“, schrieb ich, „ein Land, wo man weder hinein, noch hinaus kann!“

Wien, 7. Juli 1814: Ein Monat ist verflossen, seitdem ich von Galizien Abschied nahm, es geschahen allerlei Dinge, ich war aber zu erregt, um daran zu denken, in meiner Erinnerung die Zeit festzuhalten, die wie im Sturme so viele für die Welt und mich interessante Ereignisse vorüberwehte. Endlich legte sich die allgemeine Aufregung und auch ich beeile mich, den Faden meiner Geschichte aufzunehmen, da, wo er abbrach.

Als wir Cetneruffska verließen, stellte ich mir die Reise infolge des ewigen Regens so widerlich, als nur möglich vor, ich sah Gefahren und unfreiwillige Aufenthalte voraus. Nichts von alledem trat ein. Am 10. Juni klärte sich das Wetter und die Wolken verschwanden, um erst mehrere Tage nach unserer Ankunft in Wien am Himmel wieder aufzutauchen. Julie *Krasicki-Mniszech*[1]), mit der ich mich in Lemberg befreundet hatte, kam Abschied zu nehmen, *Krasinski* speiste noch bei uns und um 3 Uhr sagten wir einander Lebewohl, ich glaube mit größerem Bedauern auf ihrer Seite, als auf der unsrigen. Ich vergesse ganz auf Herrn *Domski*, den Besitzer von Cetneruffska, der sich sozusagen in Stücke zerrissen hatte, das Haus zu verschönern, überzeugt, daß wir den Sommer hier verbrächten und dann nicht zum mindesten aus Eifer für meine Wenigkeit. Der gute Mann zerfloß in Tränen, als er uns in den Wagen half, Krasinski schien auch betrübt. Nach einigen konventionellen Phrasen, die aber mein heiteres Aussehen Lügen straften, verließ ich Cetneruffska und Lemberg, ohne mich auch nur einmal umzusehen. *Konarski* sprengte noch im Galopp heran, um mir seine Grüße

1) Julie Therese Gräfin (Vandalin-)*Mniszech*, gest. 20. 5. 1845, heiratete ca. 1806 Franz Xaver Grafen *Krasicki* von Siecin (1774—1844), 1794 polnischer Major des Generalstabes, dann k. k. Geh. Rat.

und Erinnerungen an Josefine mitzugeben. Alexander *Stadnicki* dagegen war auf sechs Tage aufs Land gegangen, ohne unsere Abreise zu ahnen. Die kleine Nany *Rechbach* weinte an meiner Seite, sie mußte eine Freundin verlassen, die sie aber bald in Wien ersetzte. Vor mir begannen zwei dicke Kammerjungfern mit roten Gesichtern einzuschlafen und von ihrer Stirne rannen dicke Schweißtropfen herab, eine Folge der großen Reisesäcke, die auf ihnen lagen und die mit allem möglichen unnützen Kram gefüllt waren. Ich fühlte mich strahlend glücklich und vermißte nur jemanden, mit dem ich hätte lachen können. Doch hatte ich mich in Lemberg daran gewöhnt, mich mit mir allein zu beschäftigen; so konnte ich, wie vordem meine Schmerzen, auch jetzt meine Freude in mir verbergen.

Isabella und Goëß folgten uns in der Kalesche, einige Sekretäre und Kammerdiener fuhren in Britschken vor und hinter unseren Wagen. Am ersten Tage weinte meine Schwester viel, am zweiten schlief sie lange und beruhigte sich, die Natur stellte, wie immer, das Gleichgewicht wieder her. Moritz *Woyna*, Schwager von Louis Jablonowski und Graf *Tomatis*[1]), der wenige Jahre später im Duell getötet wurde, beide damals Offiziere bei Kaiserulanen, kamen mit uns auf der Straße zusammen und boten uns einen Imbiß an. Sie waren sehr niedergeschlagen, anstatt sich in Wien mit den Siegern zu unterhalten, in ihre traurigen Kantonnements zurückkehren zu müssen.

Die Chausseen waren ausgezeichnet, wir flogen, wie der Wind dahin, und zwar so wahrheitsgetreu, daß unser Wagen während einiger Minuten auf drei Rädern rannte, ohne daß wir es bemerkten. Erst ein Vorüber-

1) Viktor Graf *Tomatis* von Valleri, 1816 Km., gest. ca. 1820.

gehender machte uns darauf aufmerksam und holte das vierte Rad herbei, das ziemlich weit hinter uns lag. Man fügte es ein und es sauste nun gleich den anderen Wien entgegen. In Tarnów wollte man die zweite Nacht verbringen. Schon suchte ich mein Lager auf, als mir meine Schwester im Auftrage ihres Mannes vorschlug, sofort wieder weiterzureisen. Goëß hatte nämlich die Nachricht bekommen, daß der Kaiser Franz schon am 16. in Wien einträfe; da wir am 12. waren, wäre es unmöglich gewesen, mit Nachtstationen zur rechten Zeit in Wien zu sein. Da meine Schwester nicht ohne Unterbrechung fahren konnte, ließ mir der immer gefällige Schwager vorschlagen, in seiner Britschka mit einer Kammerfrau und einem Bedienten vorauszufahren. Ich nahm ohne Zaudern an, verabschiedete mich von Isabella und Goëß und sauste wie ein Gewitter dahin. Am vierten Tage nach meiner Abfahrt von Cetneruffska war ich nur mehr drei Posten von Wien entfernt. Das Wetter war herrlich, ich ließ das Wagendach zurückschlagen, um die Abendluft zu genießen. Die Sonne beschien mit ihren letzten Strahlen heranwachsende Kornfelder und hübsche Häuser, deren rauchende Kamine das vorbereitete Abendmahl ihrer Besitzer und einen Wohlstand verrieten, dessen Spuren ich in Polen vergebens gesucht hatte. Dieses freundliche und ruhige Bild, die Reinheit der Luft, das ferne Gebell der Hunde, die ihre Nachtwache begannen, die Dorffamilien, die auf ihren Hausbänken saßen und miteinander plauderten, pausbäckige Kinder, die um sie herum spielten, alles dies erweckte in meiner Seele Gedanken an Friede, Glück und Eintracht. Mein Herz floß vor Freude über. Auch ich sollte mich ja bald im Schoße meiner Familie befinden! Goldene Bilder um-

gaukelten mich, ich sah den Augenblick voraus, da ich Konstantine und die gute Fifine und Mèretout umarmen würde, ich würde bald meinen Bruder sehen, dann Louis Jablonowski, Franz Hager und viele alte Bekannten. Die Fatamorgana des Glückes bedeutete für mich schon das Glück selbst.

Da plötzlich wurde das Phantasiegemälde grausam gestört, — ich würde meine arme Mutter nicht mehr finden! Dieser Verlust wird immer der Tropfen Wermut in dem Becher meines Glückes sein. Sie und mein guter Vater werden meine Freude nicht sehen, vielleicht leiden sie sogar noch, während ich selig bin. Dieser Gedanke erschütterte mich, ich hob die Augen zu dem höchsten Wesen, dem ich diese köstlichen Augenblicke und die Güte meines Vaters verdankte, während es für meine Eltern vielleicht nur ein strenger Richter war, und als ich sie wieder senkte, sah ich vor mir an einem Baume ein kleines Exvoto, die armen Seelen im Fegefeuer darstellend. Das Auge der Vorsehung war über diese demütigen und leidenden Figuren gemalt, seine blassen Strahlen bedeckten die Gesichter und schienen ihren Schmerz zu lindern. „Er blickt also auch auf sie mit Vateraugen," sagte ich mir, und Trost drang in mein Herz, wie frische Morgenluft und gab mir meine Ruhe wieder.

Um 3 Uhr nachts passierte ich die Taborbrücke und betrat Wien. Die Straßen der Vorstädte begannen sich mit Landleuten zu füllen, die den Einzug des Kaisers sehen wollten. Mein Herz schlug hörbar, ich hätte den Wagen noch schneller vorwärts stoßen wollen, er schien mir nur im Schritte zu fahren. Endlich hielt er vor dem Hause meiner Tante, mir versagte vor lauter Aufregung der Atem, als ich die Treppe hinaufstieg.

Alles schlief im Hause. Tappend betrat ich das Zimmer von Mèretout, sie fuhr im Bette auf und wußte nicht, wer ich sei. Meine Schwestern erwachten ebenfalls und eilten herbei. Bald lagen wir uns in den Armen und weinten Freudentränen, und dies alles in der tiefsten Dunkelheit! Wie schön war doch dieser Augenblick! Es gibt kein höheres Glück auf der Welt, als das Wiedersehen. Sogar der Himmel muß es von der Erde entlehnen, um seine Seligkeiten vollständig zu machen.

Gott, wieviel Vergnügen empfand ich die ersten Tage nach meiner Ankunft! Ich müßte mich hier fort und fort wiederholen. Nany *Weveld*, die Konstantine eingeladen hatte, sich den Festzug anzusehen, wohnte bei meinen Schwestern, Therese *Chotek*, ihre Brüder, die *Mandells* sind in Wien, Louis *Jablonowski* kam sofort, als er meine Ankunft ahnte, Herr *Lux* kehrte wenige Tage darnach von Paris zurück, mit einem Wort, jeden Moment genoß ich ein anderes Vergnügen, ich war ganz in Verzückung.

Der *Einzug* des *Kaisers*, die Illumination, das Theater-paré, alles war sehr schön, aber was mir das höchste Glück schien, war der allgemeine Enthusiasmus, dieser Ausdruck der Freude, der alle Gesichter verklärte und meine eigenen Gefühle widerspiegelte. Trotz allem hatte ich niemanden, mit dem ich mich hätte aussprechen können. Die Rückkehr des Kaisers hatte alle verrückt gemacht, niemand hörte mich an; ich mußte zufrieden sein, mit dem Strome zu schwimmen, ohne viel in mich hineinzugucken. Dennoch war ich unaussprechlich glücklich, ich lebte in einer fortwährenden Betrachtung alles dessen, was sich um mich ereignete. Diesen Genuß kann nur derjenige empfinden, der nach einer langen Abwesenheit in die geliebte Heimat, zu

seinen besten, lange vermißten Freunden zurückkehrt. Gegenwart und Vergangenheit vermischen sich in einer einzigen Glorie. Ich genoß diese Gefühle während vier Nächten, in der fünften wanderte ich in den Straßen umher, gestoßen, getrieben, fast erstickt, um die Illumination zu sehen. Die Menschenmenge war ungeheuer, es bedurfte der ganzen Wachsamkeit und Ordnung der Wiener Polizei, um Unfälle zu verhüten, und doch glaubte ich mich manchmal von dem Menschenstrom, der gegen mich zurückflutete, erdrückt. Karl *Chotek* gab mir den Arm und zweimal verteidigte er mich mit seinem Körper gegen die Menge. Wir hatten unsere Gesellschaft verloren; halbtot vor Müdigkeit vermochte ich nicht mehr, meine Schwestern in diesem Meere von Leuten zu suchen. Auf den Michaelerplatz gelangt oder eigentlich hingepappt, gelang es Karl, mich auf einen Randstein zu stellen, wo ich mich an den Rücken eines Weibchens anlehnte. Er selbst tauchte in der Menge unter, um meine Schwestern zu suchen. Ich hielt zwei Stunden aus, schon wollte die gute Frau nach Hause gehen und ich fühlte mich verloren, als endlich Karl erschien. Er hatte niemanden gefunden und führte mich in unsere Wohnung, wo ich die Schwestern seit einigen Stunden schlafend fand. Sie hatten mich meinem Schicksale überlassen, ein solches Gedränge macht egoistisch!

Isabella war während der Illumination angekommen, man hatte ihren Wagen nicht in die Stadt hereinfahren lassen und so mußte sie eine Wanderung zu Fuß von der Vorstadt aus machen. Die Müdigkeit und der Lärm waren für sie übrigens heilsam, denn sie hatte den ersten Eindruck in Wien gefürchtet und so war sie zerstreut worden.

Der Einzug des Kaisers am nächsten Morgen war wohl ein Triumph inmitten von Beifallsbezeugungen, aber man behauptet, daß seine Rückkehr nach *Schönbrunn* am Vortage viel rührender gewesen sei. Obgleich er dorthin ohne Pomp kam, hatte sich die ganze Bevölkerung im Schloßhofe versammelt und überall auf seinem Wege hatten ihn Rufe, Tränen, demonstrative Freudens- und Glücksbezeugungen empfangen. Er mußte darüber um so mehr gerührt gewesen sein, als er bei seinem Eintreffen in Schönbrunn nach seiner Niederlage nicht weniger herzlich empfangen worden war. „Il suo triomfo“, sagte der Abbé Bondi[1]) in seinem schönen Sonnet, „é piu felice adesso, ma era piu grande allora.“

Ich wohnte bei meinen Schwestern in der Erwartung, daß die Wohnung im Jakoberhof, in die die Goëß einziehen sollten, leer würde. Unser Salon in der Wollzeile wurde nie leer. Frau von *Mandell* logierte in den Zimmern meiner Tante. Die Baronin kam alle Augenblicke zu uns herüber, mein Cousin Franz, Karl und Ferdinand *Chotek* und andere gaben sich einer dem anderen die Türe in die Hand. Ich war anfangs entzückt, so viele Leute zu sehen, das unaufhörliche Geplauder ermüdete mich keineswegs, sondern machte mir großes Vergnügen. Ich hatte ja so lange keine Konversation gehört, die nach meinem Herzen ging, man hatte sich auch so viel zu erzählen. Einige Tage später hätte ich mich aber gerne ausgeruht und besonders mit meinen Schwestern allein gesprochen. Seit den fünfzehn Tagen, die ich in Wien war, konnte ich mich mit niemanden, selbst nicht mit Konstantine intim unterhalten. Und wie gerne hätte ich dies getan! Ich wollte von ihr hören, ob ich ihr

1) Seine Werke erschienen in Pisa „Parnasso degli Italiani viventi“.

gefehlt, welche Gedanken sie hatte, als sie traurig war, was sie den langen Monat, der mir wie zehn solche dünkte, getan habe, kurz mein Herz drängte zu einer gegenseitigen Aussprache. Konstantine hatte mir nur ein paar Worte über ihren Entschluß gesagt, den Fürst *Rasumoffsky* (er war eben in den Fürstenstand[1]) erhoben worden) zu heiraten. Ich sah, daß sie seine Hand ohne Widerwille annehmen würde, falls er sie ihr noch geben wollte, ich fühlte, daß sie jeden Gedanken an ein ideales Glück aufgegeben habe und in das prosaische Leben einzutreten geneigt war. Ich hütete mich daher, sie mit alten Erinnerungen aufzuregen und zu betrüben.

Mit Louis *Jablonowski* konnte ich nie unter vier Augen sprechen. Unsere Beziehungen waren so rein, ich war meines Herzens so sicher und beim ersten Wiedersehen wußte ich, daß ich von den Verirrungen seines Herzens nichts mehr zu fürchten hatte. Bald hernach kehrte er nach Baden zurück, wo er mit seiner Familie blieb. Ich hörte durch ihn, daß seine Häuslichkeit wieder dieselbe Atmosphäre der Gleichgültigkeit und Kälte angenommen hatte, die vor seiner Abreise von Lemberg geherrscht, ich wußte, daß Karoline Jablonowski, die man „la caraffe d'orgeat" nannte, in der Gesellschaft ihr eisiges Benehmen aufgab, sehr mondaine geworden war und sich wie „la femme à la mode et coquette" benahm. Auch er war ehrgeizig geworden, der Abstand

1) Der betr. Ukas lautet übersetzt: „Wir verleihen Allergnädigst Unserem wirklichen Geheimen Rat Fürst Andreas *Razumowski* zur Belohnung seiner hervorragenden Verdienste und seiner Arbeiten als Erster Vertreter bei Abschließung des Friedens mit Frankreich den Titel „Swjetlostj" (d'Altesse Serénissime). Riga, 26. November 1815. — Alexander m. p." (A. Wassiltschikow, Le Cte André Razoumowski, französische Ausgabe von A. Brückner, Halle, 1894, Bd. II, 3, S. 259).

zwischen ihm und mir erweiterte sich immer mehr und mehr und wir versanken beide in dem gesellschaftlichen Strudel, der einem den Kopf verdreht, ohne daß man Zeit findet, Beobachtungen anzustellen.

Während die Ankunft der verbündeten Herrscher, die man für den Winter ankündigte, die Köpfe der Frauen mit Flitterstaat und Putz erfüllte, während jeder nach seinen Mitteln sich damit beschäftigte, seinen Geldbeutel anzufüllen, um daraus Kleider und Hüte hervorzuzaubern, verbreitete sich das Gerücht, daß Kaiser *Alexander* Schwierigkeiten mache, nach Wien zu reisen, wohin nach der Thronentsagung Napoleons zu kommen, sich die Herrscher verabredet hatten, um die Beute zu teilen. Differenzen zwischen den Kaisern von Rußland und Österreich sollen die Ursache sein. In der Tat breitete sich zwischen dem Autokraten und *Metternich* eine Kälte der Beziehungen aus, die dem Mißtrauen entsprang, ein Hauch von Haß erhob sich zwischen der „Redlichkeit“ und „Verschlagenheit“, er sollte sich immer mehr verdichten bis zu dem noch sehr entfernten Tage, da der Stern des edlen Monarchen, durch sein verhängnisvolles Geschick in den Nebelkreis des Ministers gezogen, seinen Glanz verlor und im Sinken erlosch. Ich will aber nicht in Zeitläufe hinübergreifen, die von den jetzigen so verschieden waren. Erst sieben Jahre später triumphierte das Genie der Finsternis über das des Lichtes.

Der Sommer ging seinem Höhepunkte entgegen, die Hitze machte den Aufenthalt in Wien unerträglich, die getäuschte Hoffnung auf die Ankunft der Monarchen ärgerte alle diejenigen, die dieses Schauspiel sehnsüchtig erwartet hatten. Auch wir gehörten unter diese Zahl und bedauerten besonders die auf die Vorbereitungen

ausgegebenen Summen, mit denen man besser bei dieser erstickenden Hitze Ausflüge in der Umgegend gemacht hätte. Leider kann man kein goldbordiertes Kleid für ein Landhaus eintauschen!

Inzwischen hatten uns Graf und Gräfin *Mniszek*, bei denen ich in Krysowice so angenehme Tage verbrachte, auf ihr Schloß Frayen bei Znaim eingeladen. Vorderhand machten wir aber noch einige Ausflüge nach Baden, um den Wiener Staub von unseren Schultern zu schütteln. In der Untätigkeit dieser Tage hätte mein Tagebuch so mancherlei interessantes historisches Material gefunden, das uns von Paris zuging, ich ließ aber diese wunderbare Epopöe, die durch fünfzehn Jahre die ganze Welt in Erstaunen gesetzt, einer biblischen Episode gleich, wo die göttliche Vorsehung den Führer durch geheimnisvolles Dunkel machte, um endlich zum Siege zu verhelfen, unbemerkt vorübergehen.

Napoleon, der Schrecken der Menschheit, die Geißel Gottes, verlassen von seinem Stern, von Frankreich, von seinen Truppen, seinen Waffengefährten, von seiner Frau, die ihm den Sohn entführte, ging düster und sorgenvoll in die Verbannung, er durchquerte Frankreich unter dem Schutze zweier österreichischer Offiziere, des Generals *Koller* und Grafen *Clam*[1]), Adjutanten des Fürsten Schwarzenberg, und war zweimal genötigt, deren Uniform anzulegen, um sich vor der Wut der Bevölkerung zu retten. Die Details dieser Reise und der Tage, die dieser vorangingen, sind heute genau bekannt. Man kennt den bitteren Kelch, den Napoleon in Fon-

1) Franz Freiherr v. *Koller* (1767—1826), F. M. Lt., Adjutant des Fürsten Schwarzenberg, und Karl Jos. Nep. Graf *Clam-Martinitz* (1792—1840), F. M. Lt. und Diplomat, begleiteten Napoleon als kaiserliche Kommissäre nach Elba.

tainbleau bis zur Neige leeren mußte, man weiß, daß er sich zu vergiften suchte, um in den Augen der Welt ein großes Ende zu finden, man wurde endlich inne, daß Gott, der allein triumphieren wollte, ihn leben ließ, um ihn eines Tages in die Vergessenheit und Erniedrigung versinken zu lassen. Alles dies liest sich seit zweiunddreißig Jahren hundertmal, aber was die Welt vielleicht noch nicht kennt, ist eine Anekdote, die mir der Graf *Sainte-Aulaire* erzählte und die in meinen Augen das Mitleid, das Napoleons Unglück einflößt, aufs höchste steigert, weil sie den wahren Wert der Frau zeigt, in die Bonaparte bis zum letzten Augenblicke ein blindes Vertrauen setzte und die ihm der Himmel in seinem Zorne gegeben hatte.

Kaum erfuhren die verbündeten Herrscher in Paris, daß Napoleon den Versuch unternommen, seinem Leben ein Ende zu machen, als sie, in der Meinung, er sei verloren, dem Grafen *Sainte-Aulaire*, damaligen Kammerherrn der Kaiserin, einen Kurier mit einem Briefe Kaiser Franz' sandten, um sie auf den Tod ihres Gemahles vorzubereiten. Niedergeschmettert durch dieses Ereignis, das so traurige Gedanken über die Vergänglichkeit alles Großen einflößte, suchte Sainte-Aulaire auf seinem Wege zur Kaiserin das richtige Mittel zu finden, um diese Nachricht weniger grausam erscheinen zu lassen. Endlich ist er in Blois, er steht vor der Kaiserin, der verhängnisvolle Brief befindet sich entfaltet in den Händen der Prinzessin, die im Peignoir, die nackten Füße in Pantoffeln, aus dem Bette springt und das Schreiben mehrmals aufgeregt überfliegt. Sie fragt um Details, ob es kein Mittel mehr gäbe, den Kaiser zu retten, ob er vielleicht — tot sei, und Sainte-Aulaire mußte antworten: „Es ist mehr als wahrschein-

lich, daß zur Stunde der Kaiser nicht mehr unter den Lebenden weilt.“ Einen Augenblick herrschte Totenstille und der Graf, von ungeheurem Mitleid ergriffen, blieb niedergeschlagen stehen und heftete seine Augen trübselig auf den Fußboden. „Ah ne regardez donc pas mes pieds,“ sagte da plötzlich *Marie Luise*, „mes pantoufles sont horriblement grandes, je n'ai pas eu le temps de me chausser.“ — Hätte Napoleon diese Worte erfahren, die Strafe wäre für ihn zu groß gewesen, der liebe Gott ersparte es ihm.

Mein Tagebuch hat, wie gesagt, aus dieser Zeit keine einzige Anekdote über die Ereignisse, die die Welt änderten, festgehalten, es verliert sich in endlosen Berichten oder vielmehr Träumereien über die Kämpfe, die meine Verblendung für Louis *Jablonowski*, an den ich immer noch glaubte, im Gefolge hatte. Konstantine öffnete mir aber etwas die Augen und schilderte mir Louis als einen Mann, wie es eben alle anderen auch sind. Nicht die Liebe ist es, die ich schmerzlich vermisse, sondern die Illusion meiner Träume, ich sagte mir betrübt: „Kann denn das, was die Welt trennt, nicht durch die Leidenschaft verbunden werden?“ Wie hat *Goethe* mit folgenden Worten recht: „Wie selten ist es, daß die Menschen finden, was ihnen doch bestimmt gewesen schien! Es reißt sich los, was sich uns erst ergab, wir lassen los, was wir begierig faßten.“

17. August 1814: Ein Graf *Waldstein*[1]), Bruder der Frau von *Del Hoste*, ein Fünfziger, ein wenig taub, mit einem ganz gewöhnlichen Gesicht, aber einer Rente

1) Ernst Philipp Graf *Waldstein-Wartenberg* (1764—1832), heiratete ca. 1789 Antonie Gräfin *Desfours* (1772—1813), von der er zwei Söhne hatte. Er heiratete dann 1815 Ernestine Susanne Gräfin *Breuner*, geb. 1784.

von 80000 fl., setzte sich damals in den Kopf, eine von uns zu heiraten. Ich galt natürlich als ausgeschlossen, da man meine Freiheitsliebe kannte. Da Rasumoffsky nichts mehr von sich hören ließ und meine Tante wußte, daß Konstantine nicht auf die Freuden des Lebens verzichten wollte, so wurde auch sie in den Strudel der möglichen Berechnungen gezogen. Dennoch richtete man sein Hauptaugenmerk auf Josefine, um Konstantine nicht die Möglichkeit, Rasumoffsky zu heiraten, ganz zu nehmen. Den ganzen Tag beriet man hin und her, aber bei Leibe nicht das Für und Wider, sondern nur die Mittel, um die Angelegenheit zu einem günstigen Ende zu bringen. Diese Anempfehlungen, diese Nutzanwendungen, diese undelikaten Gespräche, die bei einer solchen Affäre den Wörterschatz der Tanten und anderen Verwandten ausmachen, hatten mich so bedrückt und traurig gestimmt, daß ich, zu Hause angekommen, in Tränen zerfloß. Ich bedauerte die noch so junge Josefine, die von einem alten Herrn gekauft werden und auf alle Illusionen verzichten sollte. Als ich erwachte, hatte ich schreckliches Kopfweh. Ich bat in der Messe mit aller Inbrunst für meine armen Schwestern. Als ich dann zu ihnen kam, vernahm ich zu meinem Staunen, daß Josefine den Grafen Waldstein trotz seiner fünfzig Jahre und Konstantine Rasumoffsky heiraten wollten. Meine Aufregung war also vollkommen überflüssig gewesen.

Die Angelegenheit Waldsteins endigte übrigens nach wenigen Tagen. Er steifte sich darauf, nur Konstantine zu nehmen, doch diese gab ihm augenblicklich den schönsten Korb. So zog er sich denn ganz zurück und überließ Josefine ziemlich perplex und enttäuscht ihren Gedanken über ihren Unstern. Wir waren also so weit, wie vor zwölf Tagen.

Mein Bruder passierte damals Wien, um sich zu seinem Regiment nach Ungarn zu begeben. Das Wiedersehen machte uns großes Vergnügen.

Im August reisten wir Schwestern nach *Frayen* zu *Mniszeks*, wo wir einen sehr angenehmen Aufenthalt verbrachten. Bälle, Komödien, Landpartien, Überraschungen und Feste aller Art wechselten miteinander ab. Das Rosenmädchenfest, das Graf Mniszek veranstaltete, um die Sitten seiner Untertanen zu heben, war für uns ebenfalls ein Zeitvertreib. Es scheint mir, daß diese Absicht des guten Grafen der augenscheinlichste Erfolg der moralischen Institution wurde, denn die Häßlichkeit der Auserwählten machte ihren Verdienst ein wenig zweifelhaft und dünkte mir keineswegs als eine Garantie für die Tugend ihrer hübschen Gefährtinnen. Wie dem auch sei, dieser Tag verlief köstlich und jedermann sah nur mehr auf die Rose, nicht aber auf ihre Stacheln.

Nach unserer Rückkehr von Frayen begleitete ich meinen Vormund nach Schwertberg und Weinberg. Beide Aufenthalte waren für uns gleich traurige Erinnerungen. In Weinberg beteten wir an den Gräbern meiner Eltern, in Linz sah ich den unglücklichen Vater *Kurz* und seine Tochter. Bevor ich Oberösterreich verließ, eröffnete mir Franz Hager, daß das Vermögen meines Bruders infolge der Zeitverhältnisse sehr zerrüttet sei und er noch lange nicht werde heiraten können, außer eine reiche Frau. Aber ach, er wählte später eine ganz andere Frau!

XVIII. DER WIENER KONGRESS[1])

Als ich Mitte September 1814 nach Wien zurückkehrte, fand ich die Stadt in großer Aufregung über die bevorstehende Ankunft des Kaisers *Alexander* von Rußland und der übrigen Fürstlichkeiten. Man sprach nur von Festen und Galadiners. Wenige Tage darauf trafen Kaiser *Alexander* und König *Friedrich Wilhelm* von *Preußen*, die Könige von *Württemberg*, *Bayern* und *Dänemark*, die Großherzöge von *Oldenburg*, *Weimar* und *Baden*, die preußischen Prinzen, Brüder und Onkels des Königs, sowie eine Menge anderer Souveräns und Minister ein. Nur Karl Johann von *Schweden* hatte es vorgezogen, wohl mit Rücksicht auf seine Herkunft, dem Kongreß fernezubleiben.

Sobald alle Herren Europas versammelt waren, begann der Kongreß und damit der — Tanz; denn etwas anderes tat man vorderhand nicht. Der Prinz von *Ligne* sagte sarkastisch: „Le congrès danse, mais il ne marche pas." Trotzdem gehört diese Zeit zu den interessantesten und glänzendsten Epochen der alten Kaiserstadt. Durch sechs Monate hatte sie die Aufgabe, zwei Kaiser, fünf Könige, zwei Kaiserinnen, eine Königin, eine Unzahl Prinzen, Großherzöge, reichsunmittelbare und

1) Um den Kommentar nicht unnötig zu vermehren, verweise ich bezüglich der in diesem Kapitel vorkommenden Namen auch auf die ausführlichen Anmerkungen des Herrn Gustav *Gugitz* in den Denkwürdigkeiten aus Altösterreich I, „Graf de la Garde" und füge hier nur in Kürze die nötigsten Erklärungen bei.

mediatisierte Herren, die berühmtesten Minister Europas und die betreffenden Hofstaate zu unterhalten. Geigenjubel wechselte mit ernsten Verhandlungen, höfische Intrigen mit zarten Liebesabenteuern ab.

Über den Helden der Wiener, den Kaiser Alexander von Rußland, schrieb ich folgendes: „Der Graf von *Capo d'Istria*[1]), mehr wie jeder andere berufen, das Innerste seines Herrn zu kennen, erzählte uns oft von diesem. Nach ihm ist der Kaiser geistreich, es fehlt ihm aber der Überblick, der sogenannte coup d'oeil. Er mißtraute auch seiner Überzeugung und ließ sich lieber von anderen führen. Doch war er durchaus gut und edel und wollte das Gute nicht allein in seinem Reiche, sondern in der ganzen Welt verbreiten, „son coeur eût embrassé le bonheur du monde". Er verwirklichte in sich die Träume der Philosophen in bezug auf Menschenliebe, aber ihre Utopien über das Glück der Völker gründeten sich auf die Vollkommenheit sowohl der Untertanen, als auch der Fürsten. Da aber Alexander nur zur Hälfte diese Bedingungen erfüllen konnte, so blieb das Werk unvollendet und der arme Kaiser starb, ein Opfer seiner edelmütigen Illusionen. Die schreckliche Katastrophe, welche seine Thronbesteigung brandmarkte und in die er ohne seinen Willen infolge einer gemeinen Hinterlist mitverwickelt wurde, hatte in seinem Gewissen einen dunklen Fleck hinterlassen, der nie verschwand. In feurigen Lettern las er in seinem Herzen das Wort ‚Vatermörder'."

1) Graf Joh. Anton *Capo d'Istria* (1776—1831), Korfiote, von 1802 bis 1807 Minister der Republik der jonischen Jnseln, später russ. Minister des Äußern bis 1822. Er übernahm 1827 die Regierung über Griechenland, doch fiel er in einen von der Familie Mauromichaelis gelegten Hinterhalt und wurde am 9. 10. 1831 ermordet.

Metternich haßte Alexander, was dieser ihm redlich zurückgab. Diese zwei Männer konnten sich nicht verstehen. Das folgende Porträt des Kaisers erklärt den Haß des Ministers, während die Unverläßlichkeit Metternichs, die Alexander kannte, und seine Kniffe, von denen er etwas später Beweise erhielt, die Abneigung des Kaisers begründet erscheinen lassen.

„Die Gesichtszüge *Alexanders*[1]) sind nicht regelmäßig, trotzdem bilden sie ein hübsches Ganzes; die Augen liegen tief, verraten aber Witz und Munterkeit, die Nase ist etwas à la Kalmück, der Mund klein und wohlgeformt und die Zähne auffallend weiß. Seine Gestalt ist sehr majestätisch, doch hält er sich, wohl infolge seines hohen, engen Militärkragens, vorgebeugt und schaukelt den Körper beim Gehen, um sich ein ungezwungenes Ansehen zu geben. Der Ausdruck seiner Züge zeigt ein Gemisch von natürlichem Stolz und ihm fremder Leutseligkeit. Der Blick ist hart, doch das Lächeln hinreißend. Anfangs, wenn der Kaiser seine Rolle spielt, glaubt man eine Charakterfigur vor sich zu haben, wenn er sich aber dann gehen läßt, merkt man seine Mittelmäßigkeit, ja er macht den Eindruck eines ‚guten Kerls', und das dürfte auch der Kern seines Innersten sein. Die französische und deutsche Sprache spricht er ohne den geringsten Akzent. Seine Konversation ist keineswegs besonders geistreich; seit seiner Ankunft in Wien weiß man von ihm kein einziges ‚mot

1) *Alexander I.* (1777—1825), seit 1801 Kaiser von Rußland, übernahm, da man ihn glauben machte, sein Vater Kaiser Paul I. wolle ihn in eine Festung sperren, nach langem Widerstande die Regierung, unter der Bedingung, sie sofort wieder an ihn abzutreten, wenn Gott ihm wieder Gesundheit und Vernunft geschenkt hätte. Der Ermordung seines Vaters stand er ferne und wollte anfangs die Krone nicht annehmen. Er fügte sich aber der Notwendigkeit.



Alexander I., Kaiser von Rußland (1777—1825)

Nach einem Stich von Blas. Höfel, nach J. Jsabey,
im Besitze der Familie des Herausgebers

saillant', während man sich in Paris, wo man ihn vergötterte, eine Unzahl Bonmots erzählte, die Alexander gesagt haben sollte. Nur über militärische Themen läßt er sich in längere Gespräche ein und wiederholt bei jeder Gelegenheit die Phrase: ‚Wir Soldaten!' womit er Metternich ärgern will, der nichts weniger als Soldat ist. Mit Offizieren ist er besonders liebenswürdig und begrüßt die einfachsten Leutnants mit dem Ehrenworte: Freunde und Brüder."

„Alexander ist ungemein fleißig, sein Staatssekretär *Nesselrode*[1]) behauptet, es bliebe ihm nichts zu tun übrig. Übrigens ist die Politik des Kaisers nicht sehr kompliziert, sie gipfelt darin, Polen zu bekommen. Weder der Widerstand mehrerer Kabinette, noch die Kniffe eines Metternichs, Talleyrands und Castlereaghs konnten ihm ein Jota seiner Wünsche abringen. Man glaubt, daß er erst aus Langeweile und wenn er die Geduld schließlich verliere, in dem nachgebe, was er vorher trotzig verweigerte. Will man ihn so lange blokkieren, so kann aber das Resultat auch sein, daß die Belagerer aus Hunger sterben!

Eines Tages sagte er zu Kaiser Franz: „Ich sehe es kommen, daß wir uns innerhalb zwei Jahren die Kriegserklärung zuschicken, wenn wir kein Arrangement treffen können." Unser Kaiser antwortete darauf sehr mutig: „Nicht in zwei Jahren, Majestät, sondern augenblicklich, wenn es Ihr Wunsch ist."

„Inmitten der Verführungen und Liebesaffären der

1) Karl Robert Graf *Nesselrode* (1780—1862) wurde von Alexander I mit seinem Vertrauen beehrt, der ihm in den Feldzügen 1812—14 die wichtigsten Geschäfte übertrug und ihn neben Capo d'Istria förmlich zum Minister des Auswärtigen ernannte. Seit 1821 war er dann alleiniger Leiter. Er bildete 1814 das Haupt der antinapoleonischen Koalition.

Kongreßzeit müssen wir das reine Verhältnis bewundern, das Kaiser Alexander mit der Prinzessin Gabriele *Auersperg*, geb. Prinzessin *Lobkowitz*[1]) und den König von Preußen mit der schönsten Frau Wiens, der Gräfin Julie *Zichy*, geb. *Festetics* verband. Gabriele Auersperg war Witwe und genoß den Ruf einer tugendhaften Frau, ihre Schönheit und ihr Verstand galten aber als höchst mittelmäßig. Kaum zwanzig Jahre alt, war sie bereits seit zwei Jahren Witwe. Gut, einfach und trotz ihrer kaiserlichen Eroberung sehr bescheiden, hielt sie das Herz Alexanders während der ganzen Zeit des Kongresses und auch später in Fesseln. Viele Wiener Damen, die vermutlich die Taktik des Widerstandes überhaupt nicht kannten, behaupteten, daß der Kaiser es nie ernstlich versucht habe, die Festung zu erobern, andere wieder erklärten spöttisch, die schöne Gabriele treffe

1) Die in diesem Kapitel genannten *Kongreßschönheiten* waren:

1. Marie Gabriele Prinzessin *Lobkowitz* (1793—1863), „la beauté, qui inspire seule du vrai sentiment", heiratete 1811 Vincenz Fürst *Auersperg* (1790—1812).

2. Julie Gräfin *Festetics* (1790—1816) „la beauté celeste", heiratete 1806 Karl Graf *Zichy*, Geh. Rat u. Km. (1779—1834); sie glich in vielem der Königin Louise von Preußen. Sie brachte am Sylvesterabend 1814 den Toast in Gegenwart der Monarchen aus.

3. Sofie Gräfin *Széchényi* (1790—1865) „la beauté triviale", heiratete 1807 Ferdinand Grafen *Zichy*, den Bruder des Vorigen (1783 bis 1862), F. M. Lt.

4. Therese Prinzessin *Thurn und Taxis* (1794—1876) „la beauté étonnante", Nichte der Königin Luise v. Preußen, heiratete 1812 den als Libertin und Verschwender bekannten Fürsten Paul Anton *Esterházy* (1786—1866).

5. Lady Karoline *Meade* a. d. H. d. Lords Clanwilliam (gest. 1820) „la beauté coquette", heiratete 1811 Graf Paul *Széchényi* (1789—1871), Geh. Rat u. Km.

6. Gräfin Gabriele *Hunyady* de Kéthely (gest. 1821) „la beauté du diable", heiratete 1815 Zeno Graf *Saurau*, Km. (1792—1846).

(Siehe Wurzbach, Bd. 60, S. 9 und Leisching, der Wiener Kongreß, Wien 1898.)



Fürstin Gabriele Auersperg-Lobkowitz (1793—1863)

Nach einem Gypsrelief im Besitze der Familie des Herausgebers

kein Verdienst, da sie kalt und leidenschaftslos gewesen sei. Ich bin der Ansicht, daß sich beide Teile täuschen. Die Tatsache nämlich, daß man es versuchte, das Schlafzimmer der Prinzessin trotz der Riegeln zu öffnen, daß man ein unscheinbares Möbelstück im anstoßenden Salon entwendete, ohne daß sonst irgendein Wertgegenstand fehlte, wirbelte viel Staub auf und setzte die ganze Polizei in Bewegung. Dieser Einbruch bewies eine an Verwegenheit grenzende Kühnheit. Da aber Diebe nicht die Gewohnheit haben, in die Paläste der Prinzen einzudringen, vor den Türen der Prinzessinnen zu lauern und statt Gold und Silber eine kleine Porzellanvase davonzutragen, so mußte ich, wie jedermann, über diese angebliche Diebsgeschichte lächeln. Die Polizei erwischte auch keinen Einbrecher und die Türe des Schlafzimmers wurde nicht geöffnet. Was die Gleichgültigkeit der Prinzessin Alexander gegenüber anbelangt, so beweist eine andere Tatsache, daß die schöne Frau schwere Seelenkämpfe auszufechten hatte. Am Tage der Abreise des Kaisers überraschte sie eine Freundin in ihrem Toilettezimmer tränengebadet auf den Knien liegen. „Hélas, ce ne sont pas toujours les remords, mais les regrets,“ meinte Gräfin Fifi *Palffy-Ligne*, als sie von ihrer Jugend sprach. Da ich gerade von Fifi Palffy spreche, so möchte ich eine komische Geschichte von ihr erzählen. Ihr Mann war ein langweiliger Herr, dem sie trotzdem gewissenhaft treu blieb, bis eines Tages ein gewisser junger Engländer in solcher Leidenschaft zu ihr entbrannte, daß es ihr ungeheure Überwindung kostete, ihn gleich den anderen Verehrern abzuweisen. In ihrer Seelenpein berichtete sie alles ihrem Manne. Dieser, einsehend, daß eine Gewaltmaßregel nötig sei, setzte es durch, daß der Engländer sofort in seine Hei-

mat versetzt wurde. Ja noch mehr. Am Tage der Abreise ihres Verehrers wollte der Tränenstrom der armen Fifi nicht aufhören. Um der peinlichen Szene ein Ende zu machen, erlaubte ihr der Gatte, bis Mitternacht so viele Tränen zu vergießen, als sie nur wolle, dann aber müsse der Schmerzensausbruch aufhören. Fifi befolgte den Befehl wörtlich und trocknete um Mitternacht ihre Augen. Sie selbst hat mir diesen Triumph ihrer Tugend erzählt.

Der König von *Preußen*[1]) ist nach Charakter und Verstand dem Kaiser Alexander nicht ebenbürtig. Einst im Unglück schwach, mutlos bis zur Herabwürdigung, ist er jetzt im Glück stolz, hart, unversöhnlich und habsüchtig. Bei den ersten Verhandlungen erklärte er, zwölf Millionen Untertanen, nämlich Sachsen, zu beanspruchen. Vergeblich wies man ihm die Ungerechtigkeit einer solchen Anmaßung nach, vergeblich wollte man ihn auf einer anderen Seite entschädigen, der gute König rechnet und überschlägt, und weil er eben nirgendswo zwölf Millionen Untertanen findet, will er das arme Sachsen. Die untergeordnete Rolle, die er Alexander gegenüber spielt, gleicht der eines Adjutanten mehr, als der eines Königs. Er gehört zu jenen Charakteren, die die Erniedrigung zu ertragen wissen, die Unabhängigkeit aber bedrückt. Groß, steif und kalt — der Prinz von *Ligne* nannte ihn bezeichnend „figure d'arsenal" — spricht der König nur wenig und stoßweise. Seine Züge entbehren nicht einer gewissen Regelmäßigkeit, tragen aber den Ausdruck des Unglückes, des Mißtrauens und der Härte. Das einzige Interesse, das Friedrich Wilhelm wachruft, ist seine ehrliche

1) *Friedrich Wilhelm III.* König von Preußen (1770—1840), seit 1797 König. Gelegentlich des Kongresses verdoppelte er durch besondere Traktate den Umfang seiner Monarchie.

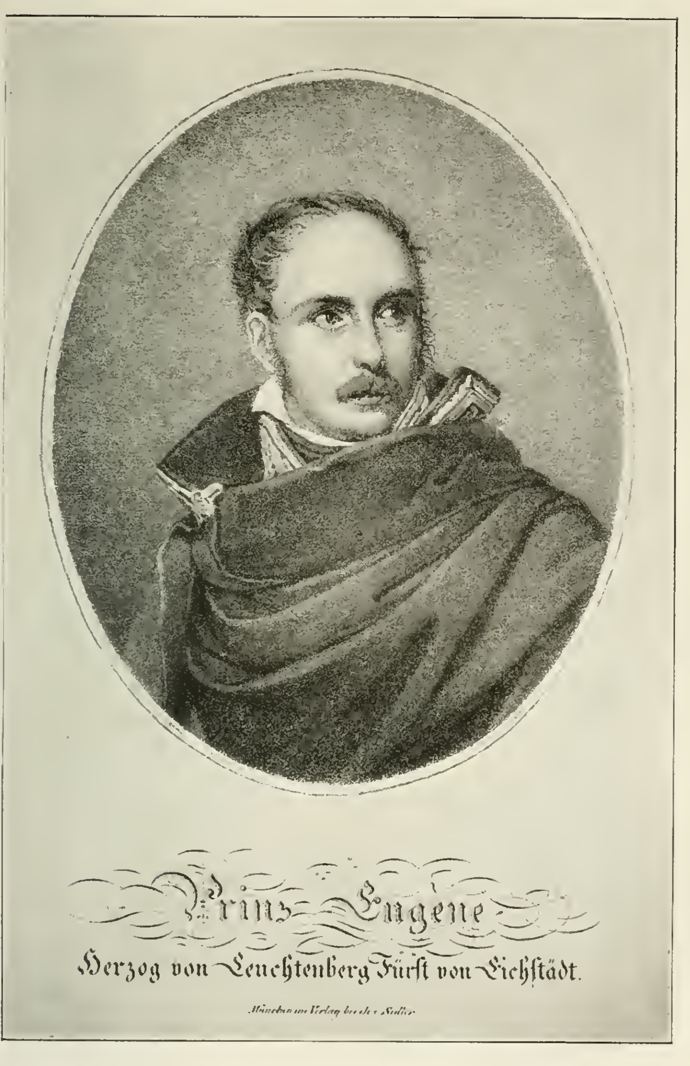
Trauer um seine Gemahlin, die er täglich beweint und der er gerne alle seine Gedanken und Handlungen erzählen möchte. Trotz dieser großen, ehrlichen Trauer wird der König nicht müde, während der Zeit des Kongresses der schönen Gräfin Zichy zu huldigen. Es ist sicher, daß diese Anbetung keinen Schatten auf den tadellosen Ruf der Gräfin werfen kann, jedenfalls scheint es mir, ohne die beiderseitigen Verdienste schmälern zu wollen, daß der Kampf der tugendhaften Frau kein großer gewesen sein wird, in Anbetracht der Kälte und Langweiligkeit ihrers Verehrers."

„Prinz Wilhelm von Preußen[1]) bietet inmitten dieser Versammlung ehrgeiziger und egoistischer Menschen ein Beispiel alter Ritterlichkeit, fast möchte ich sagen, eine Erscheinung einer besseren Welt, die als Trösterin zwischen Himmel und Erde herabschwebt, um den strafenden Blitz aufzuhalten, der die verderbte Menschheit vernichten will. Er wäre der gute Geist des Kongresses, wenn er etwas dabei zu sagen hätte. Sein Antlitz ist engelhaft schön, es vereinigt männlichen Stolz mit weiblicher Milde. Er liebt die Einsamkeit, er tanzt nicht, er spricht nur wenig, wenn er aber am Gespräche teilnimmt, so vermeint der Angeredete, den Prinzen schon lange zu kennen und ihn lange schon geliebt zu haben. Seit zehn Jahren ist er mit einer Prinzessin von *Hessen* vermählt, einer reizenden, himmlischen Frau, welcher er, sowie ihren Kindern, Zwillingen, all

1) Friedrich *Wilhelm* Karl, Prinz von Preußen, Bruder Friedrich Wilhelm III., (1783—1851), nahm bei Lützen und Leipzig ruhmvollen Anteil, 1834 wurde er G. d. G., heiratete 1804 Maria Anna Prinzessin von *Hessen-Homburg* (1785—1846), seine Kusine. Nostitz schreibt über ihn (l. c. p. 155): „Prinz Wilhelm ist der Mignon der Frauen, seine jungfräuliche Zurückhaltung intrigiert das Geschlecht. „Qu'il serait interessant, s'il n'était point de la manchette."

seine Liebe widmet. Während er vor 1814 nur dem häuslichen Glücke gelebt hatte, eilte er beim ersten Anzeichen der Erhebung seines Vaterlandes zu den Waffen und wurde dessen Held. Der König trug ihm das Vizekönigtum über Sachsen an, doch diese Auszeichnung dünkte ihm ungerecht und er lehnte ab. Bei seiner Ankunft in Wien waren alle schönen Frauen in den Prinzen vernarrt, erst als sie sahen, daß er keine bevorzugte, hörten sie auf, sich um ihn zu kümmern. An ihre Stelle traten alle jene Personen, die für die gute Sache begeistert waren. Die Aufführung und die politischen Ansichten des Prinzen galten geradezu als exemplarisch, was man von den anderen Fürstlichkeiten gerade nicht sagen konnte.

So hatte sich Kaiser Alexander mit dem Stiefsohn Napoleons, dem liederlichen Eugen *Beauharnais* geradezu verbrüdert. Man konnte die beiden Arm in Arm in der Dämmerung die übelbeleumundetsten Gassen besuchen sehen und man erzählte sich allerlei Abenteuer von ihnen. Ein Leibjäger Beauharnais' begegnete auf der Stiege eines Grisettenhauses zwei Herren, die er als Rivalen die Treppe hinabwerfen wollte, als er zu seinem Schrecken in den beiden den Kaiser und seinen Herrn erkannte. Die Stellung Beauharnais' beim Kongreß war sehr merkwürdig; er konnte eben nur als Schwiegersohn des Königs von Bayern gelten, doch unwillkürlich erinnerte man sich an den Verbannten von Elba, wenn man ihn sah. Seine Freundschaft mit dem Autokraten wird ihm wohl mehr als eine Gelegenheit gegeben haben, seinem Stiefvater geeignete Nachrichten heimlich zukommen zu lassen. Schön, jung und heiter, geizte der Prinz nicht mit seiner Liebe, die er von den Mädchen der niedrigsten Klasse bis zu den Füßen der kalten Prinzessin *Jablonowska* trug, die es sich, gleichwie ihr



(1781—1824)

Nach einer Lithographie in der
k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek

Gemahl, zur höchsten Ehre anrechnete, von Beauharnais ausgezeichnet zu werden.

Der König von *Dänemark*[1]) ist einer der garstigsten Menschen, dabei aber der beste König der Welt, edel, freigebig, wohltätig, geistreich und stets mit dem Wohlergehen seines Volkes beschäftigt. Im Gegensatz zu ihm der König von Württemberg[2]), „qui a l'esprit d'un diable dans le corps d'un éléphant". Wäre sein Königreich nicht das kleinste in Europa, er wäre ein Tyrann, wie Napoleon geworden. Sein Sohn, der Erbprinz[3]), hat ein edles, wenn auch unschönes Gesicht, er ist untersetzt, aber elegant. Seine Züge verändern sich infolge einer ungeheuren Beweglichkeit der Muskeln fortwährend, man sieht ihn nacheinander ernst, streng, fast

1) *Friedrich VI.* König von Dänemark (1768—1839) war in Wien wohl der beliebteste und volkstümlichste fremde Souverain; man nannte ihn den „König vom Tandelmarkt" in Anspielung auf die lustige Travestie „Hamlet Prinz vom Tandelmarkt". Dänemark und Tandel-(Trödel-)markt klangen ja dem Wiener ähnlich. (s. De la Garde I, 39). — Er war sehr dünn und hager, während der König von Württemberg unförmlich dick war. Das witzige Bonmot des ersteren bei seinem Abschiede vom Zaren sei hier verzeichnet: „Sire", antwortete er auf die Phrase des Kaisers, daß er alle Herzen mit sich nehme, „die Herzen vielleicht, aber keine einzige Seele."
2) *Friedrich II.*, (1754—1816), seit 1806 erster König von *Württemberg*, heiratete 1780 Auguste von Braunschweig-Wolffenbüttel (gest. 1788), dann 1797 Charlotte Auguste Kronprinzessin von England (1766—1828). Obwohl sein Geist und seine Energie Anerkennung fanden, verstand er es doch nicht, sein Volk glücklich zu machen, weil er keine Selbstbeherrschung übte. Obwohl innerlich gut, rissen ihn seine Leidenschaften und seine Sucht, auch im Unwesentlichen groß und königlich zu sein, zum Schlechten hin. Sein Leben bietet ein rätselhaftes psychologisches Interesse.
3) *Wilhelm I.*, seit 1816 König von *Württemberg*, (1781—1864) war dreimal vermählt: 1. 1808 mit Charlotte von *Bayern*, von der er sich 1814 scheiden ließ und die 1816 Kaiser Franz I. heiratete. 2. 1816 mit Großfürstin *Katharine Pawlowna*, Witwe des Prinzen Georg von Holstein-Oldenburg (gest. 1819), 3. 1820 mit Pauline Herzogin von *Württemberg* (1800—1873).

hart, dann leutselig, wild, traurig und zärtlich. Sein Charakter ist stark, er besitzt Widerstandskraft. In seinem Lande ist er sehr beliebt. Man sagt, daß er die Prinzessin von *Oldenburg* heiraten wird, Schwester Kaiser Alexanders, eine zweite Kaiserin Katharina, von der sie den Namen trägt, die danach trachten wird, das Königreich zu vergrößern. Der Prinz von *Württemberg* liebt sie nicht, er war nur geschmeichelt, die Großherzogin seinem Konkurrenten, dem Erzherzog *Karl*, abgewonnen zu haben, der ihr außer seiner Liebe nur das Vizekönigtum der Lombardei hätte anbieten können, das man ihm im Falle des Zustandekommens dieser Heirat gegeben haben würde. Die Heirat mit Erzherzog Karl war schon so gut wie verabredet, als Großherzogin *Katharina* in London dem Prinzen von Württemberg begegnete und sich in ihn verliebte. Sie erlangte dann von ihrem Bruder die Zusage, demjenigen ihre Hand reichen zu dürfen, dem sie ihr Herz geschenkt habe. In Wien erregte die Unbeständigkeit des Prinzen die Eifersucht Katharinas. Flatterhaft und eitel widmete er seine Liebe mehr als einer schönen Frau. Die mit ihrer Liebe verschwenderische Prinzessin Katharina *Bagration*[1]) trug an den

1) Katharina Prinzessin *Bagration* war die Tochter des Grafen Skawronskij und Großnichte der Zarin Katharina I. von väterlicher Seite, Großnichte Potemkins von mütterlicher Seite. 1804 heiratete sie den russischen Generalen Fürst Peter Bagration (1765—1812). 1802 entsproßte aus einem Verhältnis Katharinas mit Fürst Klemens Metternich Klementine Bagration, die 1828 den Grafen Otto Blome heiratete. Katharina, 1783 geboren, starb am 21. Mai 1857 zu Paris. 1830 hatte sie sich zum zweitenmal mit Sir Caradoc vermählt. „Die kleine, niedliche Dame stand zum Zarenhofe in verwandtschaftlichen Beziehungen und war eine jener diplomatischen Sybillen, welche im Auslande der russischen Politik Freunde zu erwerben hatten. Metternich wurde ihr erklärter Liebhaber, doch auch andere (Gentz z. B.) fanden bei der lebenslustigen Russin Gnade. In diplomatischen Kreisen hieß die Fürstin familiär „der nackte, schöne



(1771—1847)

Nach einem Stich von Pichler, nach Kreutzinger, in der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek

Tränen der Großherzogin wohl die Hauptschuld. Leider versiegten die Eifersuchtstränen der armen Prinzessin erst mit ihrem Tode, denn ihr Gemahl erlag, nachdem er König geworden war, nochmals den Fesseln einer Hofdame, die er schon früher getragen. Katharina starb 1819 an den Masern, die sich, wie man erzählte, dadurch verschlimmerten, daß sie trotz ihrer Krankheit in den Garten ging, um ein Rendezvous des Königs zu belauschen.

Betreffend die Prinzessin Bagration will ich eine Begebenheit erzählen, die ihre Perfidie in das grellste Licht stellt. Ich erfuhr sie durch den Adjutanten des Erbprinzen selbst, der Augenzeuge war. Am Tage der Abreise von Wien saß Herr v. *Münchingen*[1]), dies der Name des Adjutanten, neben seinem Herrn in dem Wagen, der auf der Straße nach Purkersdorf fuhr. Beide schliefen, um sich für das zeitige Aufstehen zu entschädigen. Plötzlich ruft jemand „Halt!", eine Dame reißt den Kutschenschlag auf und heißt den verdutzten Herrn v. Münchingen gebieterisch aussteigen, nimmt rasch dessen Platz ein und schreit dem Kutscher zu „Fortfahren!" Das alles geschah in wenigen Sekunden. Die Prinzessin hatte sich ein letztes tête-à-tête ertrotzt. Der

Engel", weil sie Toiletten zu tragen pflegte, welche bis an die Grenzen des noch Möglichen dekolletiert waren. Der Verkehr mit ihr war allerdings sehr kostspielig. Sie hatte 1802 (damals war sie noch nicht verheiratet) von Metternich eine Tochter, die (wie oben erwähnt) später den Grafen Blome heiratete, 1803 hatte sie den Herzog von Glocester in Beschlag gelegt, Gentz sah sie 1805 in Troppau und warb um sie, 1806 kam sie nach Dresden, wo sie mit dem Prinzen Louis Ferdinand sofort ein Verhältnis anknüpfte, der aus ihren Armen auf das Schlachtfeld und in den Tod eilte, 1807—14 weilte sie an verschiedenen Orten und ging nach dem Wiener Kongreß nach Paris, wo sie 1852 noch Graf Hübner (in einer verführerischen Situation) sah." (De la Garde, I. 159f.)

1) Ein Hr. von *Münchingen* war 1842 württembergischer Oberst und Ritter des österreichischen Leopoldsordens.

Erbprinz ließ sie jedoch bei der nächsten Post aussteigen und sie mußte mit ihrem Fiaker nach Wien zurückkehren. Die größte Perfidie aber lag darin, daß die Prinzessin beim Einsteigen in ihren Wagen dem Kutscher laut zurief, er solle sie zur Fürstin Leopoldine *Liechtenstein*[1]) fahren, einer unbescholtenen und schönen Dame, die der Erbprinz verehrt hatte und an der sich die Prinzessin Bagration rächen wollte. In den Polizeirapporten wurde sicherlich der ganze Vorfall der unschuldigen Rivalin in die Schuhe geschoben.

Inmitten dieser glänzenden und galanten Prinzen verbarg sich demütig und bescheiden der König von *Sachsen*[2]), ein Opfer seiner Bundestreue für Napoleon Bonaparte. Des größten Teiles seiner Länder verlustig, seiner Generäle und Soldaten beraubt, die offen zum Feinde übergegangen waren, suchte er Gerechtigkeit oder doch wenigstens Trost im Gebet. Die Besucher der Messe und Vesper konnten ihn häufig im Stephansdom in einem Winkel kniend finden, mit einem unscheinbaren, braunen Mantel bekleidet, den König der Welten anflehend, ihm die nötige Geduld zu verleihen, um die Intrigen der Könige der Erde ohne Murren über sich ergehen zu lassen. Eines Abends besuchte die Gräfin *Hatzfeld*[3]), eine sächsische Dame, zur Zeit des englischen

1) Leopoldine Fürstin *Liechtenstein-Esterházy*, geb. 1788, v. S. I. 276.
2) *Friedrich August I.* (1750—1827), seit 1806 König von Sachsen, der für seine Treue Napoleon gegenüber ein Gebiet von 373 Quadratmeilen an Preußen verlor. Trotzdem war er ein Beglücker seines Vaterlandes, das er mit väterlicher Sorgfalt und Liebe regierte. Während des Wiener Kongresses wohnte er in Preßburg und nahm von dort aus an den Verhandlungen teil. Er vermählte sich 1769 mit Prinzessin Maria Amalie v. Zweibrücken (1752—1828) die ihm nur eine Tochter Auguste schenkte.
3) Nach Wurzbachs biographischem Lexikon lebte 1796 eine Gräfin *Hatzfeld* in Wien, die, selbst eine gute Sängerin, eine Beschützerin

Grußes den Dom und fand alle Bänke besetzt. Ihr Lakai, das Gebetbuch seiner Herrin in der Hand, näherte sich einem unscheinbaren Manne und bot ihm eine Kupfermünze für den Platz an. Der Mann rührte sich nicht, worauf die Gräfin ihrem Bedienten befahl, ein Silberstück zu geben. Die verheißene Belohnung hatte aber wieder den gleichen Erfolg. Zornig über den Eigensinn des Betbruders, wollte die Gräfin gerade ihren Namen nennen und sich damit ihr vermeintliches Recht verschaffen, als ihr die Worte versagten. Sie hatte — ihren König erkannt.

Zwei andere Majestäten lebten auch traurig und verbannt in der Nähe von Wien, die Kaiserin *Marie Luise* in Schönbrunn und die Königin *Karoline* von Neapel in Hetzendorf. Verlassen im Unglück, tröstete sich die erstere mit den zarten Huldigungen des Grafen *Neipperg*, während letztere, weniger philosophisch, energisch, wenn auch vergeblich, das Königreich Neapel für ihren Gemahl forderte. Eine wunderliche und sich selbst betrügende Politik überließ diesen Thron der Bourbonen dem Abenteurer *Murat*. Stolzer, als ihre Leidensgefährtin, vermochte die hochmütige Königin diese Demütigung nicht zu ertragen, man fand sie eines Tages tot im Bette[1]). So konnte man als merkwürdige Anomalien des Kongresses, der das Legitimitätsprinzip mit stolzer Stimme ausposaunte, den König von Sachsen, eine Tochter Kaiser Franz', die letzte Tochter der Kaiserin Maria Theresia, endlich einen Gesandten des

der Tonkunst war. Eine Gräfin Hatzfeld, geb. Gräfin Osten war anfangs des 19. Jahrhunderts Hofdame der Kaiserin Maria Theresia. — Bei der Gräfin Hatzfeld versammelten sich 1815 nach Prof. August Fournier (Deutsche Rundschau, Dezemberheft 1912) die alten Wiener Damen, um Anekdoten über die Souveräne auszukramen.

1) *Maria Karoline* gest. 3. 9. 1814.

Königs Murat und den bevollmächtigten Minister König Ludwigs XVIII. Talleyrand hier eine seltsame Rolle spielen sehen.

Ende September starb der witzige Marschall Fürst de *Ligne*. Noch auf dem Totenbette bemerkte er heiter: „Unter den Festlichkeiten des Kongresses fehlte gerade noch das Leichenbegängnis eines Feldmarschalles“[1]). Mit ihm starb einer der letzten Grand-Seigneurs. Mit der Ruhe eines guten Christen und eines wahren Edelmannes sah er sein Ende herankommen, er gab, wenn der Ausdruck erlaubt ist, seine schöne Seele seinem Schöpfer mit eben demselben Anstande zurück, wie seinem Kaiser das Maria-Theresien-Kreuz. Der Prinz gehörte einer ruhmreichen, vergangenen Zeit an. Seine Werke und seine geistreichen Bemerkungen würden vielleicht der Vergessenheit anheimgefallen sein, wenn nicht Frau von *Staël* in zwei kleinen Bändchen[2]) sein Andenken uns wach erhalten hätte. Auch von Ligne selbst existieren einige, nicht wertlose militärische Werke. Der Hauptreiz der Originalität und des Verstandes des Fürsten aber lag in seiner geistreichen Konversation. Die reizvollen Bemerkungen, die er meist mit fast geschlossenen Augen machte, bleiben allen jenen in Er-

1) De la Garde leugnet diese Worte, der Fürst habe in Wirklichkeit zu Dr. Malfatti gesagt: „Man bildet sich vielleicht ein, weil alle Arten von Vergnügungen erschöpft sind, würde ich, um wieder etwas Lebhaftigkeit in die Monotonie hineinzubringen, den Leuten das Schauspiel der Beerdigung eines Feldmarschalls geben. Nein, nein, ich bin nicht Hofmann genug, um den Darsteller eines solchen Zeitvertreibes gutwillig abzugeben . . .“ (De la Garde, II. 10).

2) „Lettres et pensées du Maréchal Prince de Ligne, publiées par Mme la Baronne de Staël-Holstein“, Genf und Paris 1817, auch in deutscher Ausgabe bei Brockhaus, Leipzig. Über die Staël und den Fürsten de Ligne v. Thürheims F. M. Fürst de Ligne, Wien 1877, Braumüller.



(1759—1792)

Nach einem Stich nach J. Grassi, gestochen von J. Pichler
in der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek

innerung, die ihn gekannt und gesprochen hatten. Seine Aperçus enthielten nichts Verletzendes, sie waren aber mit Witz und Laune gewürzt. So sagte er von einem General, der mehr Feinschmecker als tapferer Soldat war, er liebe den „Lorbeer", weil man ihn in der Küche brauche. Dem Kaiser Josef II., der ihn einst fragte, was man in den Niederlanden, die er mit neuen Steuern beglückt hatte, über ihn spreche, antwortete er zweideutig: „On dit que Votre Majesté veut le „bien" de ses sujets". In seiner Jugend hatte Ligne eine Menge toller Streiche gemacht, er verschwendete geradezu sein Vermögen. Als er einst in Geldverlegenheit war und von Brüssel nach Wien mit der Post reisen sollte, gab er sich einfach als sein eigener Kurier aus und bestellte sechs Pferde für den Fürsten de Ligne. So gelang es ihm, ohne Geld die Reise zu machen, er ersetzte die Kosten erst von Wien aus.

Der Tod des Fürsten von Ligne hatte seine ganze Familie in tiefe Trauer versetzt. Seine Enkelin Titine *O'Donell-Ligne*, die Tochter Karl de Lignes und einer Brüsseler Schauspielerin Mlle. Fleury, welch erstere erst nach ihrer Heirat den Namen de Ligne angenommen hatte — früher hieß sie einfach Mlle. Titine *Fleury* — überließ mir ihre Rolle, die sie in der Komödie „Les suites d'un bal masqué" von Scribe bei der Marschallin *Lubomirska* hätte spielen sollen. Dieses Stück wurde zweimal, das letztemal vor dem russischen Hof gespielt. Kaiser *Alexander* belobte mich und sagte mir schmeichlerisch, ich hätte besser gespielt, als die Schauspielerin, für welche diese Rolle in Paris geschrieben worden war. Ich hütete mich wohl, an den Worten eines so großen Monarchen zu zweifeln. Eine dritte Aufführung der Komödie in der Burg unterblieb, dafür mußten ich und

meine Schwester Konstantine öfters in lebenden Bildern auftreten. Die auffallende Schönheit meiner Schwester legte ihr viele Verehrer zu Füßen, darunter auch ihren späteren Gemahl, den russischen Botschafter Fürsten *Rasumoffsky*, den direkten Neffen des Grafen Alexej Rasumówskij, der heimlich mit Kaiserin *Elisabeth* von Rußland getraut worden war. Zwei andere Verehrer wollten Konstantine auch ihre Hand anbieten und einer hätte es gerne getan, wenn es ihm möglich gewesen wäre. Die beiden ersteren waren Graf *Pozzo di Borgo* und der spätere Herzog und Pair von Frankreich Graf *Roger de Damas*, der dritte aber der bekannte spätere französische Ministerpräsident Herzog Armand von *Richelieu*. Aus dem Munde dieser drei Freunde erfuhr zwei Jahre später Rasumoffsky, welche Konkurrenten er aus dem Felde geschlagen hatte.

Die Zeit verrann für mich unglaublich rasch, Feste und Vergnügungen jagten sich. Die Teuerung der Lebensmittel, die vielfachen Auslagen für unsere Toiletten und der Kurssturz der Staatspapiere mischten leider einige Sorge in die Freude über unsere Erfolge. Besonders der Haushalt meiner Schwestern machte mir Kummer, ich war ja im gastlichen Hause meines Schwagers, des Grafen *Goëß*, im Jakoberhof gut aufgehoben. Doch der Edelmut meines Vetters Baron Franz *Hager*, der meinen Schwestern 500 fl. gab, brachte wieder einiges Gleichgewicht in die Familienfinanzen. Es gab fast keine Festlichkeit, an der wir nicht teilnahmen. Die gute Kaiserin *Luise*, unterstützt von ihrer Hofdame Gräfin Pepi *O'Donell*, geb. Gräfin *Gaisruck*, Witwe des Finanzministers O'Donell, leitete alle Veranstaltungen. Ein bewundernswürdiges Verständnis und eine seltene Ausdauer beanspruchte dies, denn die Feste

folgten während sechs Monaten eines nach dem anderen. Am 2. Oktober gab der Kaiser eine Monstre-redoute in der Winterreitschule, die mit vielen Ornamenten und Lichtern ausgeschmückt worden war. Man gelangte in dieselbe durch den Redoutensaal, durch dessen Wand man mehrere breite Türen gebrochen hatte. Es bot einen feenhaften Anblick, in diesem Meer von Licht die schönen, reich mit Schmuck und Blumen gezierten Damen, die goldstrotzenden Uniformen der Herren wandeln zu sehen.

Ein anderes ernsteres und mehr poetisches Fest war das des Jahrestages der Schlacht von *Leipzig*. Nach einem großen Manöver wurde den Offizieren der verschiedenen Korps ein Diner auf unzähligen Tischen im Prater serviert, während die Soldaten um große Kochkessel auf dem Rasen lagerten. Die Souveräne, Prinzen, kommandierenden Generäle und mehrere hervorragende Persönlichkeiten dinierten in der Reitschule des Prinzen Rasumoffsky in seinem schönen Palais auf der Landstraße. Die Reitschule war mit vielen Fahnentrophäen malerisch ausstaffiert worden und Rasumoffsky weihte sie mit dieser Veranstaltung festlich ein. Gab es etwas Idealeres, als die triumphierende Versammlung der Alliierten an diesem denkwürdigen Tage. Mögen auch kleinliche und egoistische Leidenschaften gewisse engherzige Geister beherrscht und entzweit haben, gewiß ist, daß der Toast des Kaisers Alexander auf die Schlacht bei Leipzig den einstimmigen Beifall aller derjenigen fand, die ihn wiederholten, und dieser Gefühlsausdruck mußte wohl edel und wahr sein.

Mit stolzer Genugtuung empfing Rasumoffsky die vielen Glückwünsche der Bewunderer seines Festes und seines neuen Palastes, nicht ahnend, daß ein Brand alle

diese Herrlichkeiten noch im nämlichen Jahre würde in Asche legen. Jahre hatte er dem Bau gewidmet. Es bot sich ihm freilich noch Gelegenheit, mehrere hübsche und glänzende Bälle zu geben, doch am Sylvesterabend des Jahres 1814 gelegentlich eines Festes fingen die überhitzten Heizröhren Feuer und bei Tagesgrauen lohte das Feuer nahe beim Schlafzimmer des Fürsten auf. Dieser, durch den Qualm erwacht, konnte sich gerade noch in den Garten retten. Ein ganzer Flügel seines Palastes samt einer Fülle wertvollster Gegenstände wurde vernichtet. Die Charakterstärke des Fürsten verriet nicht die geringste Schwäche trotz des empfindlichen Verlustes, aber dieses Unglück wurde der Beginn der Erschütterung seines riesigen Vermögens, das sich nie wieder in gleicher Höhe aufrichten sollte"[1]).

Wenige Tage darauf gab *Metternich* im Gegensatze zu dem Feste des Sieges ein Fest des Friedens dem Hofe und der Stadt in seinem Palast. Alle Damen, von der Kaiserin angefangen, hatten dem Programm gemäß in blauer Toilette mit einer einzigen Blumengirlande aus Oliven oder Eichen im Haare zu erscheinen. Die Säle und Treppen waren mit dem nämlichen Symbol geschmückt. Man konnte nichts Frischeres und Freundlicheres sehen, als diesen Aufputz, der auch allegorisch

1) Über den Brand siehe de la Garde II, S. 68ff. und die packende Darstellung in A. Brückners „Le Comte A. Razoumowski", Halle a. d. S. 1894, Bd. II, 3, S. 210ff., die aus einer Wiener Zeitung wörtlich abgedruckt ist. — Die Kaiser von Österreich und Rußland kamen persönlich zu der Unglücksstätte und fanden den Grafen Rasumoffsky auf einer etwas erhöhten Stelle des Parkes in Zobelpelz und Sammetmütze sitzend, wie er starren Auges den Untergang seiner herrlichen Kunstschätze mit ansah. Kaiser Alexander gewährte ihm ein unverzinsliches Darlehen von 120 000 Dukaten (450 000 Rubel) auf 17 Jahre, von dem später noch die Rede sein wird. —

von gutem Geschmacke zeigte. Noch einen anderen Ball gab das Haus Metternich, wobei die ganze Gesellschaft in den Kostümen der verschiedenen Kronländer erschien. Meine Schwestern und ich, sowie einige unserer Freundinnen hatten das oberösterreichische Bauernkostüm angelegt, die dunkle Haube und das farbige Busentuch über dem schwarzen Mieder gekreuzt. Das Kostüm war allerdings und besonders bei den Männern etwas idealisiert. Bei der Quadrille bildeten wir nebeneinander die Paare und unsere jungen, frischen Gesichter nahmen sich unter den Hauben sehr anmutig aus. Man zeichnete uns vielfach aus und Kaiser Franz sagte uns, als er die Tracht seiner geliebten Provinz bemerkte, lächelnd: „Ach, das sind ja meine Stiegelhupferinnen!“ wobei er auf den Spottnamen der oberösterreichischen Bäuerinnen, namentlich des Salzkammergutes, anspielte, der diesen aus dem Grunde zuteil geworden, weil die zahlreichen Fußwege durch Hecken und Zäune abgesperrt sind, über welche hie und da eine kleine Stiege führt. Viel belacht wurde das Kostüm der Lady *Castlereagh*, die sich eine eigene österreichische Nationaltracht erfunden hatte. Sie trug das Kostüm einer Vestalin mit dem Hosenbandorden ihres Mannes um die Stirne und der Devise „Honny soit qui mal y pense“[1]).

1) Über die Lady Castlereagh schreibt die Baronin du Montet in ihren Memoiren, S. 137: „Beim Balle des Fürsten Metternich trug sie den Hosenbandorden ihres Mannes in Diamanten in ihren Haaren. Man wundert sich über diese Bizarrerie; man könnte es aber auch bezüglich der Indezenz ihrer Kleidung sein; ihre Kleider, oder vielmehr ihr Futteral (leurs fourreaux), sind so enge, daß man alle ihre Formen sieht. Sie sind bis zum Magen dekolletiert.“ Sie war zudem weder hübsch, noch jung, sondern groß und hager. Nostiz schreibt über sie (S. 147), sie sei kolossal und plump, ihr Wesen wild und unbekümmert.

Die Fastenzeit brachte in die ewigen Bälle eine Abwechslung. Man veranstaltete Schlittenpartien, Karrussels und lebende Bilder. Wie schon erwähnt, war die Kaiserin *Luise* die Fee all dieser Festlichkeiten, die sie wie mit Zauberschlag erschuf, an denen sie aber keine eigentliche Freude hatte, denn ihre schwache Konstitution machte ihr jede Teilnahme äußerst beschwerlich. Es kam öfters vor, daß sie mitten im geistreichsten Gespräch ohnmächtig niedersank und in ihre Gemächer getragen werden mußte. Zart, sanft und liebenswürdig, kämpfte sie mutig ihre körperliche Schwäche nieder. Doch waren es diese Leiden nicht allein, die ihre Gesundheit untergruben, sondern sie empfand auch schmerzlich die Ungnade, in der ihre ganze Familie gefallen war, die auffallende Kälte ihres Gemahles[1]), dem sie nicht genügte, und die boshaften Verdächtigungen gewisser Hofschranzen über sie bei Kaiser *Franz*. Unter diesen tat sich der Generaladjutant des Kaisers, Johann *Kutschera*, späterer Baron, mit seinen allzu freien Manieren und Sitten hervor. Er nannte sich öfters selbst: Pauvre cochon! Der Kummer und die Übermüdung, welche die Kaiserin während des Kongresses zu erdulden hatte, beschleunigten jedenfalls den vorzeitigen Tod dieser geistig hochstehenden und liebenswürdigen Prinzessin.

Auf Befehl des Kaisers wurde der Kaiserin ein großer Saal der Burg zur Verfügung gestellt, worin jene, unter-

1) Über die Kaiserin schreibt Fürst Louis *Starhemberg*, der österreichische Botschafter, in noch unveröffentlichten Memoiren: „Viel liebenswürdiger als ihre Schwester, die Königin von Sardinien, geistvoll und anmutig, schüchterte ihre augenscheinliche Überlegenheit den Kaiser ein, dem ihre zarte Gesundheit keine häusliche Entschädigung bot. Obwohl er mit ihr gut auskam, glaube ich, daß sie ihm nur wenig konvenierte und er ihr bei ihrem Tode (1816) kaum nachtrauerte."

stützt von der oben genannten *O'Donell*, dem Prinzen *Metternich* und hervorragenden Wiener Künstlern, allerlei lebende Bilder darstellen ließ. Die beiden Enden des Saales bildeten eine Art Schlitten, gegen welche sich die Zuschauer abwechselnd wendeten. Hinter dem Vorhange des einen stellte man das Bild zusammen, während auf der anderen Seite schon gespielt wurde. Die ganze Gesellschaft mußte die Mitwirkenden für diese Schauspiele stellen; sie bestand gerade zu dieser Zeit aus einer sehr großen Anzahl von Damen und Herren, die durch ihre Schönheit und ihr Talent sich auszeichneten. Der so berühmte Hof Karl II. von England hatte nicht so feine und reine Züge aufzuweisen, wie die der Gräfin Julie *Zichy*, ein so reizendes Lächeln wie das der Gräfin Gabriele *Saurau-Hunyady*, Augen und die Gestalt einer Armida, wie die Herzogin von *Sagan*[1]) oder den Blick einer Medea, wie ihre Schwester Herzogin von *Talleyrand-Perigord*, die schönen Augen der Gräfin *Wrbna-Kageneck*, ganz abgesehen von der Prinzessin *Jablonowska*[2]), der Gräfin *Apponyi-Nogarola*[3]), beide außer mit göttlicher Schönheit auch mit reizenden Anlagen für Musik und Gesang ausgestattet, ferner Karoline *Szechényi-Meade*[4]), ihre Schwester Lady Selina *Meade*[5]), spätere Gräfin Karl *Clam*, meine Schwester Konstantine *Thürheim*, Nany *Esterházy-Weißenwolff*, Leo

1) Wilhelmine Herzogin von *Sagan* (1781—1839), dreimal verheiratet, Geliebte Metternichs, ihre Schwester Dorothea (1793 bis 1862), 1809 vermählt mit Edm. Herzog v. Talleyrand-Perigord.
2) Karoline Fürstin *Jablonowska-Woyna* (gest. 1840).
3) Therese Gräfin *Apponyi*, geb. Gräfin Nogarola, geb. 1790, verheiratet 1808 mit Graf Anton Apponyi (1782—1852).
4) Karoline *Szechényi*, geb. Lady *Meade* (gest. 1820).
5) Selina Lady *Meade* (1792—1872), Tochter des Richard Earl of *Clanwilliam*, Barons Gillford und der Karoline Gräfin Thun-Hohenstein, heiratete 1821 Karl Graf *Clam*, F. M. Lt. (1792—1840).

Starhemberg, die meine Schwägerin wurde, das Töchterchen vom Prinzen *Metternich Leontine*[1]) und eine Menge anderer Namen, die ich vergessen habe. Unter den Männern ragten hervor Graf Felix *Woyna*, Bruder der Prinzessin *Jablonowska*, Graf *Gatterburg*, Baron *Rosty*, zwei andere Grafen *Woyna*, Lato *Wrbna*, Sohn des Oberstkämmerers, Baron *Pfeil*, Graf *Tolstoi* usw. Es würde mir kaum gelingen, die Liste hervorragend schöner Männer und Frauen vollständig wiederzugeben.

Wenn ich heute die unregelmäßigen, kleinen Gesichter, die ausdruckslosen, müden oder welken Züge vieler Damen betrachte, die in Wien für hübsch gelten, oder die Herren mit ihrem krankhaften Teint, ihrem erloschenen Blick und arroganten Benehmen, die durch einen aufgedrehten Bart sich den Stempel von Tatkraft aufzudrücken suchen — „la barbe a l'air d'un matelas crevé" — wenn ich mir sagen muß, daß diese Damen und Herren Nachkommen dieser so schönen, so kraftvollen Generation sein sollen, die ich gekannt, so werfe ich mir unwillkürlich die Frage auf, was die Ursache einer so auffallenden Veränderung sein könne. Vielleicht liegt der Grund in dem langen Frieden, der die Männer erschlafft und den Frauen den Enthusiasmus raubt. Sie haben vielleicht das edle Cachet der Schönheit verwischt, das nur schöne Regungen aufdrücken können.

Alle diese schönen Frauen und Männer nahmen an den Karussels teil. Der Kavalier mußte, bevor er sich in die Quadrille einreihte, seine Dame an ihren Platz führen, um dort, vor ihr das Knie beugend, die Echarpe mit ihren Farben zu empfangen. Vier Nationen stellten

1) Leontine Prinzessin *Metternich* (1811—1861) heiratete 1835 Moriz Graf *Sándor* (1805—1878).

diese Quadrillen dar: die Deutschen, die Polen, die Böhmen und die Ungarn. Letzthin veranstalteten die Kavaliere zugunsten der Armen ein Karussel, dessen rein aristokratischer Anstrich trotz der demokratischen Richtung unserer Zeit für ganz Wien sehr interessant und malerisch war.

Ich erinnere mich immer noch an das ehrfurchtsvolle Schweigen der Menge, sobald die Kavaliere zu zweit, mit ihren Schildknappen als Vorreiter, die das Banner mit Wappen und Devise trugen, in die Bahn einritten. Die Bürger, welche sich zahlreich eingefunden hatten, flüsterten sich stolz die Namen der Vornehmsten zu, sie schienen sich etwas darauf einzubilden, die Wappenfarben und Schilde der Ritter zu kennen. Als endlich die Reiterschaar in einer Reihe aufgestellt, mit ihren langen Lanzen den Kaiser und seine Familie ehrfurchtsvoll grüßte, da entrang sich der Menge, wie aus einer Brust ein Beifallsruf und bewies, daß der Aristokratie ein nationales Prestige innewohnt, das durch nichts verlöscht werden kann. Es war dies um so mehr ein rein aristokratischer Triumph, als alle jungen Edelleute im Feuer gestanden waren, ein persönliches Verdienst demnach bei einem oder dem anderen nicht geltend gemacht werden konnte. Ich muß gestehen, daß mein Herz bei dem Beifallssturm der Zuschauer ein Gefühl empfand, das mir alle Rothschildschen Reichtümer nicht aufgewogen hätten.

Kehren wir aber zum Kongreß zurück. Die Fürsten hatten sich für die wenigen festlosen Tage jeder eine Art Absteigequartier gewählt, wo sie sich von den Strapazen der Unterhaltungen ausruhten. Kaiser Alexander, der stürmische Verehrer der schönen Gabriele *Auersperg*, verkehrte im Haus seines Onkels[1]), des Fürsten

1) Neuer Markt Nr. 1118.

Josef *Schwarzenberg*, Bruders des Feldmarschalls, wo er jeden freien Abend zubrachte. Der König von *Preußen* beschloß seinen Tag gewöhnlich im Finanzhotel, wo er auch die Dame seines Herzens, die Gräfin Julie *Zichy*, Schwiegertochter des Staatsministers, sah. Der König von *Dänemark* hatte einfachere Alluren und mußte mit einem Gesicht, wie er es hatte, die Liebe dort suchen, wo er sie zu kaufen bekam[1]); ebenso der alte König von Bayern. Ich weiß nicht, wohin der König von *Württemberg* seinen kolossalen Bauch hinschleppte; dieser war so mächtig, daß die Tischplatte an seinem Platz einen halbrunden Ausschnitt haben mußte, damit der arme König überhaupt sitzen konnte. Der Erbprinz von *Württemberg*, viel beweglicher, als sein Vater, flatterte in mehreren Salons umher, unter anderen auch in dem meiner Schwester Goëß. Er hatte sich nach einem Maskenball, wo ich ihn unter dem Schutze meines Dominos lange geneckt, vorstellen lassen. Trotz seiner Koketterie, trotz seines Heiratsprojektes mit der Großherzogin Katharina, begab er sich schließlich immer in den Salon der Prinzessin *Bagration*, wo ihm die verführerischeste Aufnahme winkte. Die anderen jungen und vergnügungssüchtigen Prinzen hatten auch ihre eigene Gesellschaft, doch versammelten sie sich alle gewohnheitsgemäß wöchentlich einmal zum Souper bei Gräfin Molly *Zichy-Ferraris*, einziger und Erbtochter

1) Er hatte als Maitresse eine blonde, hübsche Arbeiterin, die allgemein, infolge eines spaßigen Quiproquos „Reine de Danemark" hieß. Sie gab nämlich bei der Fürstin Paar, in deren Palaste der König für sie eine prachtvolle Wohnung gemietet hatte, als ihren Namen den der Königin von Dänemark an. Fürstin Paar war wütend und verbot der Maitresse den Einzug in die Wohnung. Die Baronin du Montet erwähnt dieselbe Geschichte in ihren Memoiren (S. 116).

des Grafen Ferraris, die ihrem Gemahle außer einem bedeutenden Vermögen auch den Namen ihrer Familie in die Ehe brachte. Ihr Haus war der Vereinigungspunkt der bedeutendsten Männer und derjenigen Damen, die gerade in der Mode waren. Es genügte nicht, König zu sein, um in ihrem Salon Aufnahme zu finden; man mußte auch elegant sein. Aus diesem Grunde waren der dicke König von *Württemberg* und der garstige König von *Dänemark* ein- für allemal ausgeschlossen. Die Gräfin Molly, welche die Mutter Natur mit einem sehr mäßigen Verstand, aber mit einer der längsten Nasen beschenkt hatte, lebte in dem Glauben, eine geistreiche, elegante, einflußreiche und pikante Frau zu sein. Man muß einräumen, daß sie trotz ihrer Lächerlichkeit und Bedeutungslosigkeit, trotz ihrer Hüfte, die ihr bis zum halben Rücken reichte, dank ihrer Exklusivität das Talent besessen, ihre Einladungen zu den gesuchtesten und elegantesten gemacht zu haben. Das verschaffte ihr mit der Zeit eine Art Übergewicht in der Wiener Gesellschaft, die sie durch eine Reihe von Jahren beherrschte, bis sie sich ruiniert hatte und ihr Schwiegersohn, der Staatskanzler Metternich, sie eines schönen Tages ganz sanft in den verdienten Schatten stellte. Heute lebt die arme Molly, alt, fast erblindet und vergessen, von den Wohltaten ihrer Kinder. Sie erträgt ihre Einsamkeit und ihr Unglück mit stoischer Ruhe und beweist damit, daß ihre Seele mehr Gehalt hat, als ihr Verstand.

Als Kaiser *Nikolaus* von Rußland von Gräfin Molly eine Million Rubel zurückforderte, die ihr sein Vorgänger zur Rangierung ihrer Finanzen geliehen, antwortete sie kühn: „Wenn Eure Majestät die Million wiederhaben wollen, so brauchen Sie mir nur den Krieg erklären.“

Ihr Gatte, den man den „Mollo“ nannte und der als Kapitän der ungarischen Leibgarde starb, glich seiner Frau nur in bezug auf seinen Verstand. Der Gemahl der mondänsten und affektiertesten Frau Wiens hatte die Gestalt und die Manieren eines Lastträgers. Man erzählte sich von ihm eine Menge Anekdoten, die ich nur schwer wiedergeben könnte. Der „Mollo“ hat seiner „Molly“ redlich, wenn auch an anderen Orten und bei anderen Gelegenheiten, das große Vermögen verschwenden geholfen. Seinen zahlreichen Kindern, die alle zum Glück reiche Heiraten machten, hinterließ er nur Schulden.

In dem Salon der Gräfin Zichy-Ferraris wurden die politischen und Liebes-Intrigen angezettelt, weitergesponnen und gelöst. Hier suchte *Metternich* durch weiblichen Einfluß den Kaiser Alexander zu überlisten, doch *Capo d'Istria* riß das feingesponnene Netz in seinem tête-á-tête mit dem Monarchen am nächsten Tage brutal auseinander. Jener und *Nesselrode* waren die Staatssekretäre des Zaren; während letzterer seinen Herrn in die Salons begleitete, zog es Capo d'Istria vor, ihn im Arbeitszimmer zu leiten und zu beraten. Von Geburt Korse, aus angesehener Familie stammend, ließ der Vater Capo d'Istrias seinen Sohn in Padua Medizin studieren. Als er in seine Heimat zurückkam, verschaffte ihm seine hohe Intelligenz einen großen Einfluß auf seine Landsleute und er trachtete, das Gouvernement der sieben Inseln unter ein englisches Protektorat zu bringen, bis er endlich einsah, daß damit die Freiheit ebensowenig gesichert sei, als früher unter dem türkischen Einflusse, Er suchte sich darauf in Rußland eine Karriere. Arm und ohne Protektion passierte er vor einigen Jahren Wien, wo der russische Gesandte *Rasu-*

moffsky die hervorragenden Fähigkeiten des jungen Korsen erkannte und ihn als diplomatischen Agenten in der Schweiz plazierte. Als 1813 die napoleonische Macht zusammenbrach und sich die Fürsten in Verlegenheit befanden, wie die zerrüttete Welt wieder zusammengeleimt werden sollte, da berief Kaiser Alexander Capo d'Istria zu sich und betrachtete ihn bald nicht nur als seinen ersten Berater, sondern auch als seinen Freund und Genossen seiner idealen Bestrebungen. Der Staatssekretär, der auch jetzt nicht mehr begehrte, als den kleinen Gehalt eines diplomatischen Agenten, wurde allmächtig, wenigstens bis zum Laibacher Kongreß, von welchem Zeitpunkte an Metternich den schwachen Kaiser für seine Pläne zu gewinnen wußte und damit diesem seinen wirklichen und einzigen Freund raubte.

Seitdem die Fastenzeit begonnen, sieht man sich mit Ausnahme der großen Galafeste bei Hof nur in kleinen Koterien. Außer bei Molly Zichy besuchen die Souveräne auch das Haus des Finanzministers Grafen *Zichy*, dessen vier oder fünf schöne Töchter es verstehen, die illustren Gäste auf das zuvorkommendste und liebenswürdigste zu empfangen. Man schäkert, man kost, es herrscht unter den Gästen vollständige Standesgleichheit, mit einem Wort das schönste Schäferidyll, das reinste Arkadien. Neulich machte der Zar mit Gräfin Flora *Wrbna-Kageneck* eine Wette darüber, wer sich am schnellsten vom Kopf bis zu den Füßen umkleiden könne. Man kommt von beiden Seiten im tiefsten Negligé, jede Partei zieht sich in ein Kabinett zurück, nachdem man sich das feierlichste Ehrenwort gegeben, keinerlei Betrug auszuüben und bis auf das Hemd die ganze Kleidung zu wechseln. Nach $10^1/_2$ Minuten erscheint die Gräfin in großer Hoftoilette, eine

Minute später der Kaiser in Galauniform mit allen Dekorationen. Man sagte danach, daß der Zar in ritterlicher Weise seiner schönen Partnerin den Vortritt lassen und ihr als Preis einen prachtvollen Kaschmirshawl schenken wollte, was er auch tat[1]).

Der Prinz von *Württemberg* verkehrte viel im Hause meiner Schwester Isabella *Goëß* im Jakoberhof. Ich habe früher schon erzählt, wie ich bei einem Maskenball sein Herz eroberte und ihm von Liebe, Politik nnd anderen Dingen so offenherzig sprach, daß er ganz hingerissen ausrief: „Sind Sie denn mein Gewissen, daß ich vor Ihnen gar kein Geheimnis verbergen kann!“ Als ich endlich nach einer drei bis vierstündigen Unterhaltung, immer unter dem Schutze meines Dominos, den Prinzen verließ, bat ich ihn, mir nicht zu folgen. Er versprach es mir, wenn ich ihm die Hand zum Abschied drücken wolle, und ich tat es aus ganzem Herzen um so mehr, als ich den jungen Prinzen in diesem Momente wirklich wie toll liebte. Ich täuschte mich dennoch. Der Erbprinz hatte ohne mein Vorwissen seinem Ehrenkavalier, dem Grafen *Latour* den Auftrag gegeben, mir zu folgen und meinen Namen ausfindig zu machen. Am nächsten Tage fand ein Ball beim Fürsten Metternich statt. Ich sah dort den Erbprinzen im Sternenkreise der Fürsten und fühlte mein kleines Herz krampfhaft sich zusammenziehen, denn mein Verehrer, der noch vor wenigen Stunden sich in meine Augen verliebt hatte, warf keinen Blick auf mich. Ich

1) Die Wette wird von einigen der obigen Gräfin Wrbna, von anderen der Gräfin Sofie Zichy-Széchényi zugeschrieben. Andere, wie Danilewski (s. Schiemann, Kaiser Alexander I., Berlin, 1905, S. 529) geben dem Zaren den Sieg und schweigen sich über den Zustand der Toilette seiner Partnerin aus, als sich der Kaiser den Preis der Wette holte (s. De la Garde I. 227).



Wilhelm I., König von Württemberg (1781—1864)

Nach einer Bleistiftzeichnung der Verfasserin
im Besitze der Familie des Herausgebers

war ihm unbekannt. In trauriger Stimmung beobachtete ich, wie er von einer Dame zur anderen flatterte und dennoch etwas zu suchen schien; endlich machte er mit der Prinzessin *Bagration* eine Walzertour und ich sah ihn in eifriger Konversation mit ihr. Plötzlich jedoch fixierte er mich, ergriff ein Glas Mandelmilch und präsentierte es mir mit einer so koketten und liebenswürdigen Miene, daß ich unwillkürlich errötete, leicht den Kopf neigte und mich für einen Augenblick als die glücklichste Frau des ganzen Balles dünkte. Die etwas kurzsichtige Großherzogin von *Oldenburg* betrachtete uns dabei mit ihrem Lorgnon und konnte sich jedenfalls nicht erklären, warum ihr Bräutigam sich so um mich bemühte. Der Erbprinz erfand irgendeine Entschuldigung und sie verließ den Ball sofort nach diesem Walzer. Bald darauf ging ich mit meiner Schwester Goëß Arm in Arm, als sich der Erbprinz durch den Grafen *Latour* vorstellen ließ. Seit diesem Balle sprach ich ihn öfters, wenn auch nie mehr so vertraut, als im Maskenkleide. Dennoch weiß ich durch seinen Adjutanten, daß mein Äußeres den früheren Eindruck nicht beeinträchtigt hat. Oft sprach der Prinz mit größter Lebhaftigkeit über mich mit M. de *Mulines*[1]), sagte zu Latour, daß er bei einer Frau noch nie so viel Verstand und Witz gefunden und vertraute Herrn von *Münchingen* an, es sei jammerschade, daß ich nicht verheiratet sei, einem unverheirateten Mädchen könne man aber schlechterdings nicht den Hof machen.

Zehn Jahre später sagte mir auf einem Ball bei *Villèle*[2])

1) Rudolf Albrecht Graf v. *Mülinen* (1788—1851), württemberg. Khr. und Staatsrat, heiratete 1818 Uranie de Rougemont, geb. 1800.
2) Josef Graf *Villèle* (1773—1854), von 1820—1828 französischer Ministerpräsident und Finanzminister unter Karl X., Führer der

in Paris zur Feier der Krönung Karl X. meine Schwester Rasumoffsky, daß der König von Württemberg sich nach mir eingehend erkundigt habe. Im selben Augenblicke bemerkte ich ihn, wie er sich mit Mühe einen Weg zu mir durch die Menge bahnte. Ich unterhielt mich diesen Abend sehr gut mit ihm und fand ihn, wie früher, gnädig und liebenswürdig. Ich traf ihn noch mehrmals bei Hof und bei den Gesandten. Beim Herzog von *Northumberland* war es, als der König sich von der Gruppe des Hofes loslöste und auf mich zuschreitend, sagte: „Sie kennen meine Frau noch nicht!“ Dann holte er seine Gemahlin — es war dies seine dritte Frau, Pauline von *Württemberg*, und bemerkte zu ihr: „Das ist Gräfin Luise Thürheim, von der ich dir so oft gesprochen habe.“ Mit diesen Worten ließ er mich ganz verlegen mit der Königin allein, die mich jedoch mit Liebenswürdigkeiten überhäufte.

Die Soireen bei meiner Schwester Goëß waren übrigens nicht immer von so hohen Persönlichkeiten besucht, wie es der Erbprinz von Württemberg war. Wir hatten auch unsere „petits jours“ für unsere Freunde, wobei wir wie Kinder herumtollten und uns bei Schattenbildern, Marionettentheatern, Charadenspiel und dem altväterlichen Blindekuhspielen königlich amüsierten. Unter unseren Freunden will ich hervorheben Isabella *Waldstein-Rzewuska* und ihren Gemahl, Leon *Potocki*[1]), späteren russischen Gesandten in Neapel, den Baron *Mülinen*, langjährigen späteren Gesandten des Königs von Württemberg in Paris, den Grafen

royalististischen Ultras; 1828 mußte er dem Ministerium Martignac weichen.

1) Leo Johann Graf *Potocki* (1788—1860) heiratete Elise Gräfin *Galavin*, geb. 1801.

Latour, späteren Kriegsminister, Tony *Pálffy*[1]), der das Unglück hatte, seinen Bruder auf der Jagd zu erschießen, den Generalen Laval Graf *Nugent*, der die Herzogin di *Sforza-Riario* heiratete, Karl Graf *Bombelles*[2]), den dritten Gemahl der Kaiserin Maria Luise und Heinrich[3]) *Bombelles*, der nachher Erzieher der Kinder des Erzherzogs *Franz Karl* wurde.

Die Tage vergingen und der Kongreß fristete sein Dasein weiter, bis er plötzlich durch eine unerwartete Nachricht zu Tode getroffen wurde. An diesem Tag — es war der 7. März — fand bei Hof ein großes pantomimisches Ballet „Les noces de Psyché" statt. Der ganze Olymp wurde dargestellt; Leopold Prinz von *Coburg*[4]) gab Jupiter. Man nannte ihn damals „Jupiter tonnant", weil er in der Romanze von Cid mit seinem deutschen Akzente immer gesungen hatte „Tonnez, tonnez" statt „donnez" (gebet). Das ausdrucksvolle, edle Gesicht des Prinzen mit den ausgeprägten Augenbrauen schien wie für diese Rolle als Götterkönig gemacht. Juno, durch die ernste und stolze Gräfin *Kinsky-Wrbna*[5]) repräsen-

1) Fürst Anton *Palffy* (1793—1879), k. k. Geh. Rat, Km., von 1821 bis 28 Gesandter in England und Sachsen, heiratete 1820 Leopoldine Fürstin *Kaunitz*, geb. 1803.

2) Karl Graf *Bombelles* (1785—1856) k. k. Km. u. Obersthofm. der Herzogin *Marie Louise* von Parma, früheren Gemahlin Napoleons I., die er 1833 morganatisch heiratete, nachdem seine erste Gemahlin Caroline Gräfin *Poulhariez-Cavanac* an einem Lungenleiden 1819 gestorben war.

3) Heinrich Graf *Bombelles* (1789—1850), sein Bruder, k. k. Geh. Rat u. Km., Gesandter in Petersburg und Turin, 1836—48 Obersthofm. der Söhne des Erzherzogs Franz Karl und Erzieher des Kaisers Franz Josef I., heiratete 1828 Sofie *Fraser* aus dem Hause der Barone Fraser von Saltoun (1804—1884).

4) Leopold Prinz von *Sachsen-Coburg-Gotha* (1790—1865), seit 1831 König der Belgier.

5) Therese Gräfin *Wrbna* (1789—1874) heiratete 1808 Franz Graf *Kinsky* (1784—1823).

tiert, gab ihm an Majestät nichts nach. Venus, Apollo, Diana und die anderen Götter hatten auch sehr passende Vertreter gefunden, die Grazien und Musen gruppierten sich, von Wolken umgeben, um jene, während zu ihren Füßen eine Auslese der schönsten jungen Mädchen mit Tanz und Gesang die Vermählung des „Amor" (der junge Graf *Tolstoi*) mit „Psyche" (Gräfin Leo *Starhemberg*, später meine Schwägerin) feierte. Meine Schwester Konstantine stellte Klio, ich mit himmelblauer Tunika und einem Lorbeerkranz in meinen braunen Locken Kalliope dar. Obwohl wir in dieser hehren Götterversammlung gewiß nicht die Bedeutendsten waren, so hätte doch meine Stimme, wenn ich Kalliope wirklich gewesen, die Götter auf der Bühne sowohl, als auch die im Zuschauerraum, zu Tode erschreckt, denn sie hätte die niederschmetternden Worte ausrufen können: „Napoleon ist von der Insel Elba entkommen." In der Tat war diese Schreckensnachricht wenige Stunden vorher eingelangt, man flüsterte sie sich auf der Bühne, hinter den Kulissen, auf den Bänken des Parkettes und besonders auf denen der Minister und den vergoldeten Sesseln der Fürsten zu. Diese Herren der Welt ließen sich nichts anmerken. Mit heiterem Gesicht, das Lorgnon in der Hand, stellten sie sich, als ob sie nur das Schauspiel aufmerksam verfolgten. — Doch verriet manche verfinsterte Stirne die innere Bewegung, und die geflüsterten Bemerkungen, die sie untereinander tauschten, betrafen gewiß mehr die nächste Zukunft, als den Olymp. Man hatte den Kaiser *Alexander* dem Kaiser *Franz* ins Ohr flüstern hören: „Ich verfüge über dreihunderttausend Mann, die der Koalition jederzeit zu Diensten stehen." Beruhigende Worte, wenn nicht zu viele unlautere Leidenschaften

den Kongreß getrübt und das wechselseitige Vertrauen schwankend gemacht hätten. Manch Gewissen wird infolge seines eigenen Verhaltens an diesem Abend bange Zweifel über die Aufrichtigkeit des Nächsten gehegt haben, manches Kopfkissen der Vertraute seltsamer Selbstanklagen gewesen sein. Bei *Metternich* war dies sicherlich der Fall; das Gerücht über seine Allianz zwischen Österreich, Frankreich und England gegen Rußland schien selbst bis in das Publikum gedrungen zu sein. Seit einiger Zeit verriet die eisige Kälte Alexanders gegen den Staatskanzler dessen Zorn. Wie leicht konnte der Zar gegenüber den Alliierten Rache üben und, Polen als Beute in der Tasche, sich einfach von der Koalition zurückziehen. Das Wiedererscheinen Napoleons auf der Weltbühne konnte Rußland nicht mehr erschrecken; es hatte bewiesen, daß es sich ganz allein verteidigen könne. Wie dem auch sei, jedenfalls verbarg Metternich seine geheimen Gedanken höchst sorgfältig und eröffnete am anderen Tage wie gewöhnlich die Ministerkonferenz; *Capo d'Istria*, der Vertreter Rußlands, hatte sich verspätet. Schon zogen sich einige Gesichter bedenklich in die Länge, als der Graf endlich, sein Portefeuille unter dem Arm, mit heiterer, ruhiger Miene eintrat. Mit raschem Blicke hatte er die Situation überblickt und durch sein absichtliches Schweigen einen kleinen Triumph gefeiert. (Er erzählte es mir einige Tage darauf lächelnd.) Dann ergriff er das Wort und erklärte mit feurigen Worten, daß der Zar alle seine Kräfte der Koalition zur Verfügung stelle gegen den gemeinsamen Feind. Im selben Augenblicke glätteten sich die besorgten Gesichter der Anwesenden und jeder folgte dem edlen Beispiel des russischen Herrschers. An diesem Tage wurde Napoleon von der Menschheit in

die Acht erklärt und der Rache aller überliefert. Auf diese Weise vermochte es die Furcht, alle Wünsche, Interessen, Intrigen und Sonderbestrebungen in ein festes Bündel zu vereinigen — gegen einen Mann. Wenn auch die übrigen Ereignisse der Weltgeschichte angehören, so dürfte es doch von Interesse sein, die Ansichten der Wiener Salons über die damalige Epoche aus meinem Tagebuch zu hören.

Am *11. März 1815* schrieb ich: „Während die Herrscher sich in Wien über die Verlassenschaft Bonapartes stritten, die Völker hingegen sich über die mit ihrem Blute erkaufte Ruhe freuten und den weisen Verfügungen der Sieger vertrauten, war *Napoleon* von Elba entkommen und hatte Frankreichs Boden mit zwölftausend Mann bei Frejus betreten. Vierzigtausend Mann waren ihm entgegengeschickt worden, ob zur Abwehr oder zum Empfang, wird sich erst zeigen! Die schrecklichsten Mutmaßungen erschüttern die Welt und niemand dachte daran, daß diese Eventualität schon jeden Tag hätte eintreten können. Die geschicktesten Diplomaten hatten sich in Wien versammelt, um über kleinliche egoistische Intrigen zu verhandeln und das Schwert des Damokles blieb über ihren Häuptern hängen, ohne daß jemand es merkte. So ist die menschliche Vernunft beschaffen! — Die Armeen Rußlands, Österreichs und Preußens machen sich marschbereit. Glücklicherweise sind die Garnisonen und Truppen im Süden von Frankreich von Ci-devants kommandiert, die alle dem König treu sind. (Une confiance absurde qu'on avait en cette race de lâches rodomons.)

20. März 1815: Die königlichen Truppen erwarteten leider nur die Person ihres geliebten Napoleon Bona-

parte, um die Fahne der Empörung aufzurollen. Die Armee empfängt ihn mit Jubel, die Bürger zittern, doch die Furcht oder die Gleichgültigkeit für das Haus Bourbon verhindern sie, die Waffen gegen den Thronräuber zu ergreifen. Der König zeigt Mut und Ruhe, doch vermag er es, von einem Komplott umgeben, nicht, die Fäden desselben zu entwirren. Vielleicht will die göttliche Vorsehung noch einen Märtyrer! Die Stellung der hiesigen Franzosen ist nicht beneidenswert; sie zittern für ihr Vaterland, ihre Verwandten und ihr Vermögen. Ihr geringstes Unglück wäre der Bürgerkrieg . . .

29. März 1815: Napoleon ist in Paris. Kein Mensch rief „Vive le Roi", niemand widersetzte sich der Rückkehr des Kaisers. Die alten Soldaten, die Rekruten, selbst die Freiwilligen versammelten sich unter den Fahnen Napoleons. Fast alle Marschälle traten über. Sogar *Ney*, der vor wenigen Tagen sich vom Könige unter Tränen verabschiedet, ihm die Hände geküßt und unverbrüchliche Treue geschworen, hatte sein Armeekorps Napoleon zugeführt. Der König mußte nach Lille in Flandern fliehen. Er ist von einem entsetzlichen Komplott umgeben, beinahe alle Minister[1]) und Beamten sind darin verwickelt. Im Momente der

1) Nicht alle. Der Herzog von Blacas wußte von der Verschwörung nichts. In seiner anmaßenden Gleichgültigkeit verwarf er alle guten Ratschläge und Anzeigen über die beabsichtigte Rückkehr Napoleons, die er einfach nicht glauben wollte. (Notiz d. Verf.) — Pierre Louis Herzog v. *Blacas-d'Aulps* (1771—1839) war 1814 Haus- und Staatsminister Ludwig XVIII., machte sich aber bei allen Parteien verhaßt. Er verdiente das Zutrauen seines Königs nicht. Der Abfall des Marschalls *Ney* und des Obersts *Labédoyère* öffneten diesem zu spät die Augen. Napoleon war in Elba von der Gährung in Frankreich, wie von dem Zwiespalt auf dem Wiener Kongresse genau unterrichtet.

Gefahr sah er sich von allen Seiten verlassen, und jede Maßnahme, die er ergreifen wollte, um sich zu retten, wurde infolge des Verrates eine neue Falle für ihn. Die Haltung *Louis* XVIII. entbehrt nicht der Würde, aber die Standhaftigkeit ohne Macht bedeutet nur Ergebung in das Schicksal. Armer König! Abscheuliches Volk! Mit welcher Raserei, welcher Dummdreistigkeit hascht die französische Nation zum zweiten Male nach dem Schatten der Freiheit, den Bonaparte ihnen zeigt, um sie von neuem ins Elend zu stürzen! Der „Moniteur" gab den Regierungswechsel mit folgenden lakonischen Worten bekannt: „Le 20. Mars à 10 h. du matin le roi a quitté Paris; l'Empereur y est entré à 4 h. du soir." In Wien zeigte sich im Gegensatz zu Paris ein ungeheucheltes Interesse für Louis XVIII. und eine ungeheure Entrüstung gegen die französischen Verräter. Jede Familie besorgte neuen Kummer, sobald der Krieg ihre Angehörigen erneuten Gefahren aussetzen würde. Mein Bruder Josef ist zum Ordonannzoffizier des Prinzen *Schwarzenberg* ernannt, Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen. Zehn Tage darauf reiste er ab.

XIX. 1815

Die *Mayhirts* rückten ebenfalls ein, *Goëß* auf seinen neuen Posten nach Venedig, wohin ihn der Kaiser ernannt hatte. Er konnte sich nicht trösten, seine Frau, die ihm erst mehrere Monate später folgen sollte, zu verlassen. Ebenso traurig war Bernard *Mayhirt*, als er von mir Abschied nahm, denn er *liebte* mich. Dieses Geständnis, das er seit langem im Herzen trug, entschlüpfte ihm vor einigen Wochen. Um so stolzer auf meine Eroberung, als ich Konstantine für die Bevorzugte hielt, verriet ich nie meinen Triumph, in der Besorgnis, meine Schwester in ihrer Eigenliebe zu verletzen. Als es zum Abschied kam und mein kleiner Vetter seine Bewegung nicht mehr zurückhalten konnte, hütete ich mich wohl, sie zum Überlaufen zu bringen.

Bald darauf verließen die fremden Souveräne Wien. Kaiser *Franz*, obwohl das Haupt der Koalition, reihte sich an der Queue der Armee ein, nicht aus Feigheit, sondern weil er nur Verlegenheiten bereitet hätte, wenn er seine Person den Gefahren ausgesetzt hätte. Schon hatte in Italien der Krieg begonnen, *Murat* wurde aus einem Verbündeten ein Feind, er hatte *Beauharnais'* Rolle übernommen, der aus unserem Gegner unser Alliierter geworden war, wenigstens wartete er stillschweigend und zitternd ab, was das Schicksal ihm bringen würde.

Der Sommer nahte, alle Leute, die nicht in der verödeten Hauptstadt bleiben mußten, flüchteten auf das Land, um dort im Schoße der Natur Gott zu bitten, unseren Truppen den Sieg zu verleihen. Auch wir entschlossen uns, den Sommer in einem hübschen Schweizerhaus bei Baden zu verbringen. Meine Schwester Goëß hatte diese Behausung gemietet und als meine Tante Thürheim uns verließ, um den Sommer bei der Gräfin *Buquoy*, ihrer Freundin, zu verbringen, beeilten sich Konstantine und Josefine mit der guten Mèretout, von der wir uns niemals trennten, das Landhaus in Besitz zu nehmen, während ich und Isabella noch einige Tage in Frayen bei Mniszek zubrachten. Dieser Aufenthalt war diesmal nichts weniger, als heiter, denn der furchtsame Graf *Mniszek* starb fast vor Angst über die Kriegsereignisse. Ernst und schweigsam, Tag und Nacht nichts als Unglück vorhersehend, aß und trank er beinahe nichts, bis endlich der Einzug der Österreicher in Neapel und die Flucht Murats ihm seinen Appetit und seine Heiterkeit wiedergaben.

23. Mai 1815: Nun sind wir vier Schwestern endlich in unserem reizenden Landhause vereinigt. Es gibt nichts Freundlicheres wie unsere Salons, nichts Bequemeres wie unsere Schlafzimmer, nichts Lieblicheres als die Aussicht von unseren Fenstern und vom Garten, auf der einen Seite das Helenental mit seinen Ruinen und hübschen Häusern auf den grünen Grasmatten, auf der anderen Seite über dichte Bäume, die am Fuß unseres Hügels emporwachsen, der Ausblick auf die Flecken in der Ebene, die Felder und Rebenhügel und in der Ferne die Berge, welche Niederösterreich von Steiermark trennen. Die balsamische Frühlingsluft, das frische Grün, der Duft der Blumen und noch mehr das



Helene Gräfin Mniszeck, geb. Prinzessin Lubomirska (1784—1876)

Nach einem Stich von Eybl (1845) im
Besitze der Familie des Herausgebers

Vergnügen, beisammen zu sein, die gute Laune unserer Dienerschaft, der Friede, der uns umgibt, die guten Diners, die herrlichen Promenaden und zum Schlusse meine bequeme Kalesche, — alles dies entzückt uns und verspricht uns ein Dasein ohnegleichen.

Zu Beginn unseres Aufenthaltes war unsere einzige Gesellschaft Isabella *Rzewuska* und ihr Gatte Ferdinand *Waldstein.* Letzterer war geistreich und lustig, sein Charakter sanft und liebenswürdig, daher er als ein guter Gesellschafter galt. Seine Fehler blieben für jene verborgen, die ihn nur oberflächlich kannten, doch wurden sie ihm zum Unheile und verursachten seinen Untergang. Leichtsinnig, unüberlegt, unkonsequent in seinen Angelegenheiten, unternehmungslustig, wie ein Abenteurer, fortwährend mit waghalsigen Geldspekulationen beschäftigt, der Spielball von Schurken, die seine Ehre kompromittierten, zog er oftmals den schönsten Namen in das tiefste Elend, wurde Industrieritter und näherte sich allzusehr dem Schmutz, um nicht selbst mit Ko' bespritzt zu werden. Er endigte in einem Zimmer ohne Feuer, auf einem Bette, das nicht ihm gehörte und starb (1823), da er einen Arzt nicht zahlen konnte. Durch eine bizarre Laune des Schicksals erbte Ferdinand Waldstein, vier Tage vor seinem Tode, nach dem Rechte der Erstgeburt nach seinem Bruder ein hübsches Vermögen, er starb im Elend, ohne zu ahnen, daß er reich geworden. Mein Schwager Goëß zahlte das Begräbnis, dessen Kosten ihm nach langen Jahren erst von der Familie ersetzt wurden. Ferdinands Frau starb wenige Jahre vor ihm und hinterließ ein kleines Mädchen Ludmilla, die 1836 den Grafen Franz *Deym*[1]) heiratete.

1) Franz de Paula *Deym*, Graf v. Střítež, geb. Neuschloß 5. 10. 1804, gest. Lesencze-Tomaj 16. 2. 1872, k. k. Km., u. F. M. Lt. heiratete

In der Zeit, da wir in Baden waren, lächelte den Waldsteins noch das Glück; seit zwei Jahren Gatte einer ausgezeichneten Frau, Vater eines hübschen Mädchens lebte er in guten Verhältnissen und erwartete die Auszahlung der sehr bedeutenden Mitgift seiner Gattin. Diese ließ allerdings noch fünfunddreißig Jahre auf sich warten und wurde erst der Tochter des Grafen erfolgt, die bald darauf starb. Man konnte schwerlich eine glücklichere und nettere Menage finden, als sie. Sie bewohnten ein Haus am Fuße unseres Hügels, jeden Abend saßen wir nach einer Promenade beisammen beim Tee. Wie hübsch plauderte es sich da, welch reizende Ausflüge machten wir mitsammen! Ich erinnere mich an einen nach *Heiligenkreuz*[1]), dieser romantischen und einsamen Abtei, die der heilige Leopold erbaute. Hier ruht *Friedrich* der Streitbare, der letzte Babenberger, dieser Östereich teuren Familie, die durch fast zwei Jahrhunderte das Land mit Milde regierte. Alle Zunamen der Babenbergischen Herrscher, wie der Heilige, der Glorreiche, der Tugendhafte, der Katholische, Jasomirgott usw. beweisen ihre geistigen Vorzüge. Friedrich der Streitbare wurde verräterischerweise von Frangipani getötet. Mit ihm wurde die Babenbergergruft zu Heiligenkreuz geschlossen, wohin kein anderer, als ein Angehöriger dieses berühmten Geschlechtes würdig war, hinabzusteigen. Friedrichs Antlitz, in rauher Skulptur, aber von einer rührenden Einfalt, zwischen seinem Schild und Schwert eingesetzt, beschützt die Gruft auf immer. Auf den Mauern der

Münchengrätz 5. 10. 1836 Ludmilla Gräfin *Waldstein-Wartenberg* geb. Wien 23. 11. 1815, gest. ebendort 18. 3. 1847.

1) *Heiligenkreuz* bei Wien, älteste Cistercienserabtei, 1136 von Markgraf Leopold gegründet, birgt viele Gräber der Babenberger.

Kapelle sieht man Freskomalereien, die Bilder mehrerer Prinzen und von vier Prinzessinnen aus diesem Hause darstellend.

Die letzte der Babenbergischen Prinzessinnen verdiente wohl die Ehre der Bestattung in Heiligenkreuz nicht, wenigstens soviel man aus den Versen eines Troubadours, wie Ulrich von *Liechtenstein* entnehmen kann, dessen Manuskript im Original in der Bibliothek zu München zu finden ist. Dieser Minnesänger erzählt in mehreren Kunstleichen die Aventiuren seiner Dame, die er wohl bezeichnet, aber nicht nennt. Mehr gefallsüchtig, als zärtlich, hielt diese öfters ihren Ritter auf eine grausame Weise zum besten. Eines Tages ließ sie ihm nach unzähligen abschlägigen Antworten durch eine Hofdame sagen, daß sie ihn in ihrem Schlosse zu Mödling empfangen werde, wenn er damit einverstanden sei, in einem Korbe bis zu ihrem Fenster emporgezogen zu werden. Der liebesglühende Troubadour kam sofort, der Korb war an Ort und Stelle, er wurde mit klopfendem Herzen hinaufgezogen und sprang bei dem geöffneten Fenster hinein. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er eine Flucht von Zimmern hell erleuchtet fand, worin ihn seine Dame, mit Schmuck beladen und inmitten einer glänzenden Gesellschaft, die jedenfalls bei dem Tore hereingekommen war, empfing. Dennoch machte er gute Miene zum bösen Spiele und im Laufe des Abends faßte er sogar neue Hoffnung, da die Prinzessin mit ihm kokettierte, so daß er um eine größere Gunst bat. Er erreichte es, daß er ihr in das Zimmer folgen durfte, bei welchem er hereingekommen und daß ihm ein süßer Kuß versprochen wurde, sobald er sich wieder in den Korb gesetzt hätte. In Erwartung eines so verführerischen Liebesbeweises kauerte sich

der arme Ritter in den sonderbaren Aufzug, aber an Stelle eines Kusses fühlte er, wie es rasch abwärts ging, wie dann drei Klafter über dem Erdboden die Schnur ausgelassen wurde und er recht unsanft auf den feuchten Grund zu Füßen des Bergfriedes niederfiel. Über ihm ertönte ein höhnisches Lachen als Belohnung für seine Leichtgläubigkeit. Diese und viele andere Bosheiten scheinen die Glut Ulrichs von Liechtenstein einigermaßen gelöscht zu haben. Man hört ihn von nun an mit weniger Begeisterung von ihr sprechen, dagegen besang er den tapferen Gemahl seiner Dame, den edlen Friedrich, der auf dem Schlachtfelde von Neustadt durch die Hand Frangipanis fiel, in begeisterter Weise.

Leider dauerte dieses angenehme Dasein nicht lange, nach den Waldsteins kam eine glänzendere und zahlreichere Gesellschaft, die aber an Wert ihnen nicht glich. Baden begann sich mit Leuten vom Ballet zu bevölkern. Die alte Fürstin *Lubomirska* hielt sich einige Tage hier auf, Louis *Jablonowski* brachte seine Familie her, um selbst, zum Gesandten nach Neapel ernannt, sich an seinen Bestimmungsort zu begeben. Es war ein hübscher Anfang seiner diplomatischen Karriere, den gesuchtesten Posten Italiens gleich zu erhalten, er verdankte dies der Protektion *Metternichs*, den er durch seine schlechten Witze unterhalten und von seiner Zuverlässigkeit zu überzeugen gewußt hatte. Später allerdings mußte der Staatskanzler diese Wahl bedauern; wenige Jahre hernach wurde nämlich Jablonowski wegen übler Aufführung und Ungenauigkeit in der Verwaltung gewisser Staatsgelder, die durch seine Hände gingen, von seinem Posten enthoben. Er suchte sich durch den Hinweis auf den General *Koller* zu rechtfertigen, doch war dies die Fabel vom Adler und dem Raben. Es verhielt

sich folgendermaßen: General Koller, der von Österreich mit der Einhebung der neapolitanischen Grundzinse betraut worden war, schlug seiner Regierung vor, um die Kosten der Einlieferung der Gelder zu ersparen, diese in gewissen Spekulationen arbeiten zu lassen, worin er natürlich auch seinen Profit voraussah. Der Antrag war loyal, ebenso wie der Charakter des Generals, sein Finanzgenie und seine Aufführung waren anerkannt, sein Kredit gefestigt, man fand also in der Staatskanzlei seinen Vorschlag annehmbar und Koller bereicherte sich, obwohl er dem Staat einen schönen Nutzen zukommen ließ. Jablonowski wollte ihn nachahmen, da er aber auf die Erlaubnis hierzu nicht rechnen konnte, spekulierte er eben ohne Autorisation. Als aber allerlei Ausgaben und besonders seine zügellose Spielwut den ganzen Nutzen aufzehrten, bekam der Staat keinerlei Gewinn zu sehen, da derselbe nur zur Deckung der Schulden Jablonowskis diente. Da diese immer mehr anwuchsen, wollten schließlich seine Gläubiger bezahlt sein, ebenso wie der Fiskus eine Rechnungslegung verlangte. Man entdeckte ein Defizit und Jablonowski wurde abberufen. Metternich ersparte ihm allerdings die schmählichen Folgen seiner Handlungen, er erhielt sogar durch dessen Verwendung eine Art Pension, von der er noch lebt, aber niemals mehr dachte man daran, ihn wieder anzustellen. Louis Jablonowski ist eine der großen Enttäuschungen meiner Jugend, er war immer nur ein Komödiant. „Warum, schrieb ich damals, habe ich immer die Sucht, im Menschen, der einige gute Eigenschaften besitzt, *alle* Vorzüge entdecken zu wollen? Weil ich eben nur die Vollkommenheit lieben kann. Dies wird mich nicht weit führen, außer ich ließe mich täuschen."

17. Juni 1815: Der liebe Gott hat uns vor einer großen Gefahr bewahrt. Wir nahmen alle an der feierlichen Einweihung der vom Erzherzog *Anton* erbauten neuen *Eisenbrücke* in *Baden* teil. Die ganze Stadt war anwesend, man sah eine Menge weißgekleideter Kinder, schöne Damen in Sommerkleidern, Sonnenschirme in allen Schattierungen und schwarzbefrackte Magistratspersonen, die Lobreden auf die Munifizenz des Erzherzogs und die Dankbarkeit der Stadt Baden, die während des jahrhundertelangen Bestandes der Brücke nie erlöschen werde, hielten. Dann ging der Prinz an der Spitze der Amtspersonen und angesehenen Leute, worunter auch wir uns befanden, zu Fuß über die Brücke und passierte sie darauf im Wagen. Da er sah, wie ihm nun die Menge nachdrängte, so wollte er das Abfluten derselben abwarten, während wir uns vor den Pferden fürchteten und lieber über die Brücke zurückgingen. Wir sind gerade darauf, ich am Arme Josefinens; plötzlich, in der Mitte, fühle ich, wie der Belag nachgibt, dann ein schrecklicher Krach und Stoß und wir sitzen alle auf den Trümmern in dem nicht tiefen Wasser. Frauen, Kinder, alles pêle-mêle durcheinander. Von uns war niemand ernstlich verletzt, außer der armen Konstantine, die arge Quetschungen und eine tiefe, durch einen Nagel verursachte Wunde am Kinn davongetragen hatte. Wir ließen sie in ein benachbartes Haus transportieren, wo sich zwei Chirurgen und ein dort wohnender italienischer Offizier sehr um sie bemühten. Glücklicherweise war die Wunde nicht gefährlich, dennoch bewahrte Konstantine zeitlebens eine kleine Narbe am Kinn. Bei diesem Brückeneinsturz wurden eine Menge Leute verwundet, aber nur ein Mann starb dabei. Es war dies ein Jude, dessen Frau und Tochter

ein Jahr vorher ermordet worden waren. Als er nun vom Ufer sah, wie sein letztes Kind mit der Brücke verschwand, rührte ihn der Schlag vor Schrecken. Mein Vetter *Hager* und Herr *Lux* kamen, außer sich vor Bestürzung von Wien herbei und brachten einen geschickten Chirurgen mit, der aber die bisherige Behandlungsweise des zuerst geholten Arztes nur gutheißen konnte. Gott sei gelobt, daß wir so glimpflich davonkamen! Unser kleines Landhaus wurde seit dieser Katastrophe von Bekannten überlaufen, die von uns Nachricht haben wollten. Was läßt sich dagegen machen!

„Die Brücke von Baden", sagte Metternich, „kostete das erste Blut im Feldzuge von 1815", die Schlacht bei Waterloo ließ bald darauf noch viel mehr fließen.

29. Juni 1815: Wellington hat am 18. Juni eine entscheidende Schlacht gegen *Napoleon* geliefert, man kämpfte auf beiden Seiten erbittert, schließlich wichen die Franzosen in wilder Flucht. Dreihundert Kanonen und die ganze Bagage wurden erbeutet. *Blücher* hatte am 17., ohne den Befehl des Herzogs abzuwarten, bei *Ligny* ein viel stärkeres französisches Korps angegriffen, wie das seinige war. In seiner persönlichen Bravour, die man eigentlich Egoismus nennen könnte, opferte er bei diesem unüberlegten, tollkühnen Schritte fünfzehntausend Mann und zwanzig Kanonen. Der tapfere Herzog von *Braunschweig* kam ihm zu Hilfe, riß ihn heraus, drängte die französischen Bataillone zurück und stellte die Schlacht wieder her, wurde aber dabei selbst getötet. Blücher verlor zwei Pferde unter dem Leib und wäre fast gefangen worden. Schließlich mußte er zurückgehen, doch rückte Wellington am nächsten Tage vor und lieferte Napoleon die große Schlacht von *Waterloo*. Napoleon soll nur einen Fehler begangen

haben und der englische General hielt mehr als fünfmal die Schlacht für verloren. Seine gute Sache und seine Feldherrnkunst trugen aber dennoch schließlich den Sieg davon.

6. Juli: Der Krieg gegen Frankreich scheint ziemlich beendet zu sein, der in Italien dauerte nur vierzig Tage. Man kann fast nicht mehr. König *Ferdinand* ist wieder eingesetzt. *Murat* hatte sein Königreich verlassen, wohl um Napoleon aufzusuchen. Beider Los wird traurig sein. Man sagt, Napoleon habe sich auf einem amerikanischen Schiffe eingeschifft! Nach seiner Niederlage beeilte er sich, zugunsten seines Sohnes auf die Krone zu verzichten. In Paris bildete sich ein Rat berüchtigter Jakobiner, die mit den Alliierten paktieren wollten. Selbstverständlich wurden ihre Parlamentäre zu Hause geschickt, ohne daß man sie anzuhörte.

Bei Waterloo entging *Napoleon* nur infolge der Dunkelheit der Gefangenschaft, sein Wagen wurde erbeutet, worin man mehrere Bücher fand, u. a. die Geschichte der römischen Kaiser. Das Lesezeichen lag in der Hälfte der Regierungszeit Neros. Hätte Napoleon das Ende gelesen, würde er vielleicht sein eigenes vorhergesehen haben, obwohl zwischen Napoleon und Nero wenig Ähnlichkeit zu finden ist.

12. August: Hier sind die neuesten Neuigkeiten, wohl die letzten aus der Geschichte Napoleon Bonapartes: Im Begriffe, sich nach Amerika einzuschiffen, sah er sich von dem englischen Schiffe Bellerophon verfolgt. Er ließ daher dem Kapitän sagen, daß er sich unter den Schutz der großmütigen britischen Nation begebe, er hatte an den Prinzregenten geschrieben, er käme wie Timoleon, um sich an das Herdfeuer seines edlen Feindes zu setzen. Statt aller Antwort führte man ihn

nach St. Helena, einer über dem Kap liegenden Insel, von welcher Richtung man allein landen kann, da Strömungen und ständige Winde jede andere Annäherung verhindern. Man wird kein anderes Schiff dort aufnehmen, als dasjenige, welches die Wachmannschaft ablöst, das Fort ist uneinnehmbar. England hat die Rolle des Kerkermeisters übernommen.

Diese Maßnahme dem gemeinsamen Feinde gegenüber wurde von den verbündeten Mächten gutgeheißen, die in St. Helena ihre Residenten haben werden. Bis zum Augenblick, da Napoleon angekommen sein wird, darf kein Schiff dem Bellerophon nahe kommen, er hat die gelbe Quarantäneflagge gehißt.

In Erwartung des politischen Todes seines Gegners sucht der König von Frankreich in seinem Charakter eine Energie zu finden, die er nicht besitzt. Die stolze Ergebenheit, mit der er zwanzig Jahre hindurch sein Unglück ertragen, ließ in ihm eine stärkere Seele vermuten; die Geduld scheint ihm aber eher die Energie genommen zu haben. Die Erfahrung seines zweiten Sturzes vermochte ihn nicht vernünftiger zu machen, er ergreift nur halbe Maßregeln und begnügt sich, die Veräter zu entfernen, statt sie zu bestrafen[1]. *Fouché*[2], der noch immer Polizeiminister ist, spielt dieses Jahr die Rolle, die voriges Jahr *Talleyrand* innehatte, er unterstützt den König und schützt ihn gegen die Jakobiner.

1) Eine vorgefaßte Meinung dieser Zeit. Er wurde bald ganz anders und viel schlimmer. (Notiz d. Verf.) — Von den sogenannten „Rebellen“ wurden Ney, Labédoyère und Mouton-Duvernet erschossen, 16 Generäle und Offiziere vor das Kriegsgericht gestellt, 38 verbannt und 29 ihrer Pairschaft entsetzt.

2) Josef *Fouché*, Herzog von *Otranto*, (1763—1820), wurde nach der Restauration Polizeiminister, er mußte aber bereits 1815 seine Entlassung nehmen. 1816 verbannt, starb er in Triest.

Carnot[1]), den man ins Exil geschickt hat, schrieb ihm neulich: „Traître, où veux tu que je me retire?" — Fouché antwortete ihm: „Où tu voudras, imbecile!"

Hier endigen meine politischen Aufzeichnungen, ich habe nur mehr meine persönlichen Erlebnisse zu redigieren. Übrigens, wer würde diese erzählen, wenn nicht ich? Das andere erzählt dagegen die ganze Welt.

Während politische Reformen eingeführt werden, setzten wir unser gemütliches Landleben fort. Franz *Hager* verbrachte sechs Wochen bei uns, um seine durch die Anstrengungen beim Kongreß erschütterte Gesundheit (er war österreichischer Polizeiminister) wiederherzustellen. Mit ihm, Leopold *Krasinski* und einem Engländer Mr. *Forbes*[2]) machten wir die herrlichsten Ausflüge. Allerdings störten ein Diner bei der *Kaiserin* in Laxenburg, ein Armenball und ein anderer bei einer spanischen Dame, der Herzogin von *Arizza* unsere Projekte, aber bei unserer Ausdauer kamen wir doch zum Ziele. Im Juli machten wir nach dem Ball bei der Herzogin einen Ausflug nach *Guttenstein*, sahen uns den Wasserfall von Muckendorf, das Hoyossche Schloß Guttenstein an, wo wir übernachteten und kehrten vergnügt bei einem furchtbaren Gewitter nach Baden zurück, wo wir gerade noch Zeit hatten, für den zweiten Ball Toilette zu machen.

27. *August:* Zu meinem Namenstag überraschten mich meine Schwestern mit sehr lustigen lebenden Bildern aus *Molière*, Konstantine war als *Pourceaugnac*

1) Lazare Nicolas Marguerite Comte *Carnot* (1753—1823), der berühmte Organisator der französischen Revolutionsarmee, war das einzige Mitglied der provisorischen Regierung, das durch die Verordnung vom 24. 7. 1815 verbannt wurde.

2) F. Reginald *Forbes*, nach dem Stammbuch der Verfasserin (1815) im Besitze des Herrn Dr. A. Figdor, Wien.

köstlich. Da sie sich in diesem Kostüm nicht vor vielen Leuten zeigen wollte, waren nur Damen eingeladen und keine Herren, wenn man den alten Vicomte de *Beaufort*, Leopold *Krasinski* und Mr. *Forbes* ausnimmt, die aber nur in Frauenkleidung zugelassen worden waren. Dann soupierten wir in unserem Chalet, was sehr gemütlich war.

9. September: Wir machten noch mehrere Ausflüge, u. a. einen zu den Ruinen des Schlosses *Starkenberg*. Diese Partie war aber gar zu anstrengend, drei Stunden im Wagen, dann fünf Stunden Fußmarsch, der nur durch einen Imbiß in einer schmutzigen Sennhütte unterbrochen wurde, darauf wieder zwei Stunden Marsch und endlich eine erschütternde Fahrt in einer wackeligen Kalesche, um schließlich um sechs Uhr abends zu einer ersten wirklichen Mahlzeit zu gelangen — wir hatten unseren Kräften zuviel zugemutet! Mèretout wäre fast zusammengebrochen.

Im übrigen ging unser Leben seinen gewohnten Gang. Abends saß man beim Tee lange beisammen. Fifi *Pálffy*, Tochter des Fürsten de *Ligne*, der Prinz *Cetvertinski*, Bruder der schönen *Narischkin*[1]), Maitresse Kaiser Alexanders, Herr *Jermoloff* u. a. gehörten zu unserer täglichen Gesellschaft. Eines Tages erdachten wir uns Romanzen für die „ombres chinoises". Mein Album „*Bétises*"[2]), in welches ich seit fünf Jahren alle

1) Maria Antonie *Czetwertinska*, geb. Narischkin geb. 14. 2. 1779, gest. München 6. 9. 1854, heiratete 1795 Dimitri Lvowitsch *Narischkin*, russischen Oberjägermeister. Seit 1806 war sie die Maitresse Alexanders I., 1816 fing sie mit dem Generaladjutanten Adam Graf *Oscherowski* (Ojarowsky) ein Verhältnis an, das ihr jedoch der Kaiser verzieh. Sie hatte mit diesem eine Tochter Sofie (1808), die aber jung starb. (v. De la Garde I, S. 164.)

2) Existiert leider nicht mehr, dagegen besitzt Herr Dr. A. *Figdor* in Wien ein reizendes Stammbuch der Verfasserin aus den Jahren

unsere scherzhaften kleinen Begebenheiten zeichnete, hält die komischen Szenen dieses Schattentheaters fest.

Die Prinzessin *Rohan*, von der ich bei meinem ersten Aufenthalt in Baden gesprochen, kam auch oft zu uns; sie bereitete sich zu ihrer Abreise nach Frankreich mit großem Widerstreben vor, aber ihre Familie hatte sie inständig darum gebeten. „Der Geist," schreibe ich, „der in diesem ‚pays de réprobation' herrscht, die unseligen Erinnerungen, welche sie dort verfolgen und die düsteren Vorahnungen, von denen sie sich nicht losmachen kann, machen ihr das Land verabscheuungswürdig." — „Jeder Lärm," sagte mir diese gute, sanfte Prinzessin, die sich für ihre Verwandten opferte, „jeder Lärm in den Straßen, jeder Schrei, jede ungewöhnliche Bewegung werden mich krank machen."

„Der König von Frankreich," steht in meinem Tagebuch, „befindet sich in einer recht verzwickten Situation zwischen seinen verbündeten Protektoren und seinem Volke; jene verlangen Dankbarkeit, dieses protestiert dagegen, da sie sich mit der Ehre der Nation nicht vertrage. Die Verbündeten überbürden das Land mit Truppen und Requisitionen — Repressalien, die ja dem Sieger zustehen —, die Franzosen, erbittert über ihr Unglück, in Verzweiflung über den revolutionären Geist, den die Jakobiner großziehen, messen den neuen Herren die Schuld an allen Übeln bei, die ihnen Napoleon klug verbarg, die Anarchie droht zum zweiten Male sich des unseligen und schuldigen Volkes zu bemächtigen. Ludwig XVIII. steht vor einem Abgrunde,

1815—17 mit Eintragungen und Wappen markanter Persönlichkeiten, z. B. des Kronprinzen von *Württemberg*, Prinzen *Pignatelli*, Grafen *Kotschoubey*, Grafen *Latour*, Leopold von *Sizilien*, Lord *Clanwilliam's*, Comte *Caraman*, Thadeus *Kosciuszko's*, Fürsten *Rasoumoffsky*, der beiden *Bombelles* u. v. a.

dessen Tiefe er nicht ermessen kann; schwach gegen die einen, falsch gegen die anderen, verliert er von Tag zu Tag an Achtung seitens seiner Protektoren und seiner Untertanen.“

Mitte September hieß es, von Baden Abschied nehmen, meine Schwester Goëß sollte mit Josefine nach Venedig gehen, um ihren Gatten wiederzusehen. Wir fühlten alle den Schmerz der Trennung, wer weiß, wann wir uns wiedersehen werden! Aber was hilft es, für Konstantine und mich heißt es eben, auch diese Prüfung hinzunehmen und uns mit philosophischem Gleichmute zu fassen. Ein wenig Jugend, ein wenig Schönheit, ein wenig Geld, um im wahren Sinne des Wortes vier bis fünf Monate anständig zu leben und dann als einzige Aussicht das Exil in Brünn mit seiner armseligen Präbende als Stiftsdame, die unnütze Existenz dortselbst — das ist alles, was uns an Hoffnungen und Illusionen bleibt. Und dennoch leben wir zufrieden, wenigstens für die Außenwelt und viele Leute sagen von uns: „Diese kleinen Thürheims führen ein sehr glückliches Leben.“ Sie haben allerdings recht im Vergleiche zu vielen anderen, die noch mehr zu beklagen sind. . .

Sobald wir allein waren, machten Konstantine, Mlle. Tisserant und ich unser Budget für den Winter. Unser Monatseinkommen belief sich auf 250 fl., was für acht Personen kaum zur Bestreitung der Nahrung hinreichte, Wien war damals teurer, als heute. Woher das Geld für Miete, Wäsche, Beleuchtung, Löhne usw. nehmen? Wir hatten uns wohl in Baden 200 fl. erspart, aber das war nicht genug als Zuschuß für sechs Monate in Wien. Man müßte einige hübsche Möbel verkaufen, Überreste aus unserer Glanzperiode. Ich für meine Person habe

das Projekt, zu malen und unter der Hand einige Miniaturen zu verkaufen, die ich ziemlich gut zuwege bringe. Man sagte mir, daß meine Kopie der schönen Feronière ihre acht bis zehn Dukaten wert sei[1]).

Ich wäre überglücklich, wenn mir dieser Ausweg glückte. Es bietet einem eine schöne und edle Genugtuung, sich selbst die Mittel zum Unterhalte zu verschaffen. Ich verachte dabei keineswegs die Vorteile des Reichtums, es ist viel unangenehmer, kein Geld zu haben, als es die Philosophen behaupten, aber meiner Meinung nach ist dieser Mangel einem für das wahre Glück viel gefährlicherem vorzuziehen, einem Mangel, von dem gerade die reichen Leute nur zu oft die traurigen Folgen verspüren, ich meine diese Blasiertheit, die Tochter des Egoismus, die die Seele durch die Leichtigkeit, alle ihre Phantasien zu befriedigen, abstumpft. Ich bemerkte, daß man in der Gesellschaft unter den sehr reichen Leuten äußerst selten jenem Band herzlicher Zuneigung begegnet, als in Familien mit mäßigem Vermögen. Die Reichtümer machen nicht allein eigennützig, indem sie die Betreffenden vor jedem Opfer, jeder Entbehrung behüten, sondern sie ziehen auch alle Arten von Eitelkeit groß, sie machen mit den eingebildeten Bedürfnissen der großen Welt vertraut. In kurzer Zeit ist man in einem Netz von falschen Pflichten, Vorurteilen, Konvenienzen und großen und kleinen Leidenschaften eingefangen, die Seele wird dabei kalt, entnervt und hart. Ihre Schwingen zum Fluge gegen das Gute und Schöne (Emanationen ihres himmlischen Vaterlandes) sind gekürzt und bei dem Unvermögen, sich von den unsichtbaren Fesseln zu be-

1) Sie wurde in Venedig tatsächlich um 10 Dukaten verkauft. (Notiz d. Verf.)

freien, verliert sie endlich überhaupt die Fähigkeit, sich zu erheben. Ach, wie täuscht man sich über das Glück der Leute von Welt! Der falsche Glanz, in dem sie leben, erregt den Neid, während in Wirklichkeit eine endlose Öde ihr Dasein zu einem ziel- und interesselosen gestaltet.

Diese Betrachtungen hatten mir die Erzählungen Fifi *Pálffys*, die wir oft sahen, über die Uneinigkeit in der Familie ihres Vaters, des Fürsten de *Ligne*, eingeflößt. „Welche Familie[1]," ruft mein Tagebuch aus, „sie schien so einträchtig zur Zeit, als der alte Fürst de Ligne noch lebte und doch, wie gering war die Herzlichkeit, die die einzelnen Mitglieder miteinander verband! Der Fürst, sorglos und frivol, liebte nur sich selbst, der Esprit war sein Idol, die Unterhaltung und Bewunde-

1) Karl Josef Fürst v. *Ligne* (1735—1814), Ritter d. gold. Vließes und F. M. hatte mit seiner, ihm am 6. 8. 1755 angetrauten Gemahlin Prinzessin Maria Franziska von *Liechtenstein* (1739—1821) folgende Nachkommenschaft:

a) *Christine*, geb. Brüssel 27. 5. 1757, gest. 1830, heiratete 31. 1. 1775 Johann Nep. Grafen *Clary* und *Aldringen*, k. k. Geh. Rat, Km. und GeneralHofbaudirektor (1753—1826).

b) *Karl* Josef Emanuel, geb. 25. 9. 1759, gest. im Feldzuge in der Champagne 14. 9. 1792, Ritter des Maria Theresienordens (1788) und Oberst, heiratete 29. 7. 1779 Prinzessin Helene Appollonia *Massalska* (1763—1814).

c) *Franziska* Leopoldine, geb. 3. 11. 1764, gest. 9. 1. 1771.

d) *Ludwig* Lamoral, geb. 7. 5. 1766, gest. 10. 5. 1813, Oberst im jetzigen 55. Inf.-Rgt., heiratete 27. 4. 1803 Luise Gräfin *Duras* (1785—1863).

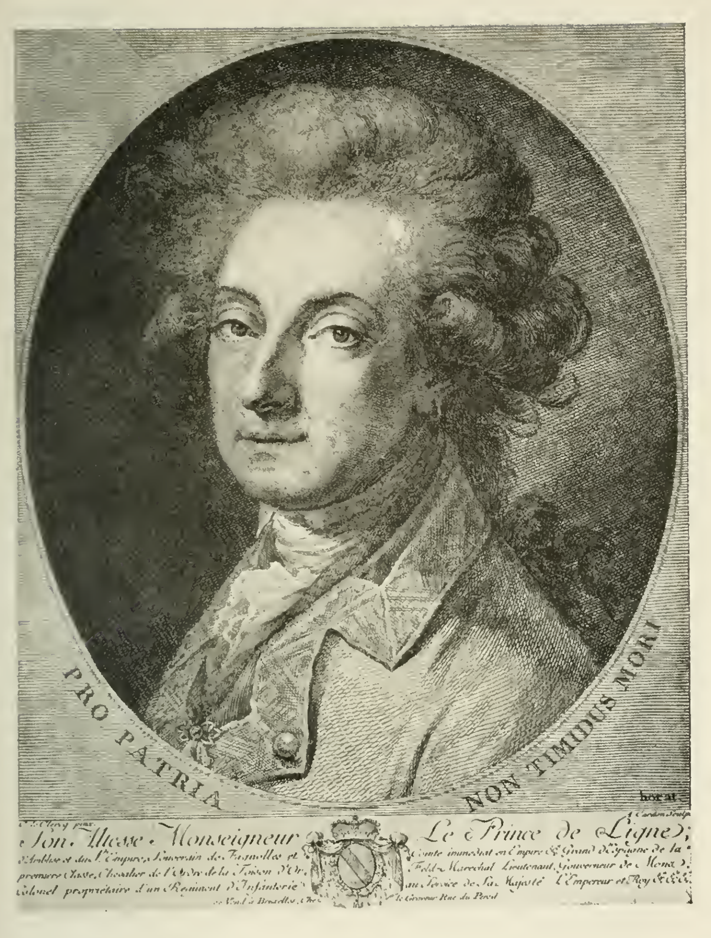
e) *Adalbert* Xaver, geb. 26. 8. 1767, gest. 1771.

f) *Euphemie* Christine Philippine Therese, geb. 18. 7. 1773, heiratete 11. 9. 1798 Joh. Bapt. Grafen *Pálffy* von *Erdöd* (1775—1811), k. k. Geh. Rat u. Km.

g) *Flora*, geb. 8. 11. 1775, gest. 1849, heiratete 1812 den k. k. Km. u. Oberst Raban Freiherrn von *Spiegel*, gest. als F. M. Lt. und Inhaber des 4. Kürassierregiments 9. 1. 1836. (v. Thürheim's F. M. C. J. de Ligne, Wien 1877).

rung sein Glück." Um diesen Veteranen der heute verschwundenen Gattung der Grandseigneurs, einen Typus vom Hofe Katharina II., einen Reflex desjenigen Ludwigs XV., gruppierten sich mit ihrem Anhange seine drei Töchter: die Prinzessin Christine *Clary*, die Gräfin Euphemie (Fifi) *Pálffy* und Flora de *Ligne*, die den deutschen Baron Raban von *Spiegel* geheiratet hatte. Die erstere stand nach ihrem Humor und Charakter ihrem Vater am nächsten und sie war es auch, die er am meisten von seinen Töchtern liebte[1]). Ihre Originalität, die sie selbst am wenigsten kannte, wie es bei allen wahrhaft originellen Leuten der Fall ist, amüsierte den Fürsten und die Huldigung, mit der er sie umgab, erwärmte sein Herz und schmeichelte seiner Eigenliebe. Dennoch zeigte sich in der Liebe der Prinzessin Clary, selbst für ihren Sohn und ihr Lieblingspatenkind Titine ein gewisser Atavismus von egoistischer Folgewidrigkeit, von der sich ihr und ihres Vaters Charakter niemals losmachen konnte. So fing sie an, nachdem sie Titine *Fleury* (später de Ligne) den Grafen Moritz *O'Donell* zum Manne gegeben hatte, diesen zu hassen, einfach aus dem Grunde, weil er langweilig war. Es ist ja richtig, daß sich dieser Fehler nicht bestreiten läßt, aber die Ehre, die er der Familie de Ligne erwiesen, indem er den Bastard des Prinzen Karl geheiratet hatte, verdiente mehr Nachsicht. Diese Überlegung konnte ihm niemals als Schutz gegen die Verfolgung dienen, über die er sich übrigens trösten durfte, denn er teilte sie mit anderen Familienmitgliedern, die wieder, ich muß es gestehen, denselben Fehler besaßen, von dem sich Moriz nicht freimachen konnte.

1) Sie war auch die einzige, die er wirklich für seine Tochter hielt. (Notiz d. Verf.)



F. M. Kar Josef Fürst von Ligne (1735—1814)

Nach einem Stich von A. Cardon, nach C. le Clercy,
in der k. u. k Familien-Fideikommißbibliothek

Unter dieser Zahl befand sich die Frau von „Lolo“, nämlich Louise *Clary*[1]), geborene Gräfin *Chotek*, eine ausgezeichnete und tugendhafte Gattin, aber mit einem so schwerfälligen Verstand ausgestattet, daß sie niemals einen Witz verstand, ohne ihn sich nochmals genau erklären zu lassen, was den Witzbold ärgern mußte. Trotz einer jahrelangen Geduldprobe konnte die arme Gräfin Louise niemals die Liebe ihrer Schwiegermutter, ja selbst nie mehr, als die Achtung ihres Gatten gewinnen. Karl *Clary*, den man Lolo nannte, schon ein Enkel des berühmten Fürsten Ligne, war heiter, originell, liebenswürdig, wenn auch ohne inneren Gehalt, dabei kapriziös, wie eine Frau und oft störrisch wie ein Kind. Er hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen Moriz, den er immer mit beißendem Spotte und Zeichen seiner Verachtung, wie übrigens auch den Baron Raban Spiegel überschüttete. Er verbrachte sein ganzes Leben in ewigen Häkeleien mit Titine und Flora, die ihre Gatten verteidigten. Der Graf Johann *Pálffy*, Gemahl Fifis, würde das vierte Opfer geworden sein, wenn er sich nicht von der Familie de Ligne immer entfernt gehalten hätte.

Was nun den alten Fürsten *Clary*[2]) und die Fürstin de *Ligne*[3]), die man „la Princesse-Mère“ nannte, be-

1) Aloisia Gräfin *Chotek* (1777—1864), heiratete am 26. 10. 1802 den Fürsten Karl Josef *Clary* und *Aldringen* (1777—1831), der nach der Vermählung Marie Louisens sich 1810 kurze Zeit am Hofe Napoleons befand. Sein Vater Johann Nep. Fürst Clary starb 1826.
2) Der Vater Lolos und von Moriz Clary's war geistreich, hatte aber einen ganz deutschen Charakter und hielt sich von der ganz französischen Familie de Ligne möglichst entfernt. (Notiz d. Verf.)
3) Zwischen dem Fürsten Clary und der Fürstin de Ligne bestand der Unterschied darin, daß er der sanfteste und tugendhafteste Weltmann, während sie „une vielle âcariatre et mechante“ war. (Notiz d. Verf.)

trifft, so waren diese Nullen im Hôtel de Ligne, die man immerfort sekkierte, bis sie sich daran gewöhnt hatten; jetzt vergißt man sie ganz.

Solange der alte Fürst de Ligne lebte, blieben alle diese feindseligen Elemente unter dem Mantel der Eitelkeit verborgen, den der europäische Ruf des Fürsten schmückte. Der Salon de Ligne bildete das Heiligtum des „bon goût", er war der Areopag für den Verdienst der Gesellschaft, jeder, der durch seinen Verstand glänzen wollte, bewarb sich um die Freundschaft des „Mannes seines Jahrhunderts", der selbst der Geistreichste unter allen war. Sein Haus war der Herd der guten Gesellschaft, die Schule für geistreiche Konversation und wenn man sich auch vielleicht untereinander wenig liebte, so unterhielt man sich doch gut.

Sobald der Fürst im Grabe lag, zerriß dieses Band der Eitelkeit und fiel achtlos zu Boden. Die Freundschaft zwischen Flora und Fifi bildete das einzige aufrichtige und lebendige Gefühl, das den Schiffbruch überdauerte und sich immer gleich blieb.

Gerade in dem Augenblicke, da wir darangingen, den Winter in Wien zu verbringen, nach der französischen Redensart „à tirer le diable par la queue", ließ der Fürst Rasumoffsky durch seine Schwägerin Christiane *Lichnowska*[3]) meiner Schwester einen formellen Heiratsantrag machen. Mein Tagebuch sagt darüber am 3. Oktober 1815:

„Da man darauf vorbereitet war, verursachte die Antwort nur die Mühe eines Briefes, dennoch verlangte Konstantine, daß sie sich nie in Rußland zu etablieren

1) Fürst Rasumoffsky war in erster Ehe mit Elisabeth Gräfin *Thun* vermählt gewesen, der Schwester obiger Fürstin Lichnowska. (Not. d. Verf.)

brauche. . . . So ist denn der große Schritt geschehen! Er führt meine Schwester zum Überflusse, vielleicht sogar zur Zufriedenheit. Aber das Glück, welches nur die Liebe und eine Verbindung nach eigenem Geschmack geben können, ist ihr auf immer verloren. Sicher ist es richtig, daß sie, ohne Vermögen und Protektion, gezwungen gewesen wäre, sowohl auf das eine, als auf das andere zu verzichten, aber immerhin ist es ein schmerzlicher Augenblick, wenn man von den Jugendträumen Abschied nehmen muß. Konstantine kennt ihren künftigen Gatten nur wenig, sie liebt ihn nicht; man nennt ihn zartfühlend und gut, doch, bevor sie in ihm den Ehegemahl, den Freund wird schätzen gelernt haben, muß sie in ihm nur den Herrn sehen, der ihr imponiert, und langweilige, peinliche Pflichten, die er mit seinem Gelde bezahlt. Glücklicherweise ist Konstantine jetzt verständiger, als ich; früher, als wir beide jung waren, dachte sie, wie ich. Ihre Vernunft alterte, während meine jung verblieb. Ich weiß noch nicht, was ich über diese Zukunft denken, noch weniger, was ich sagen soll. Anfangs ließ mich dieses Ereignis, auf das ich vorbereitet war, kalt, heute hat sich meiner eine unerklärliche Unruhe und Traurigkeit bemächtigt. Ach, unsere Situation ist so ungewiß oder vielmehr unsere Zukunft so bestimmt aller Hilfsmittel und Annehmlichkeiten bar, daß das Zünglein der Wage für meine Schwester sich lieber einer Versorgung zuneigt. Auf der einen Seite eine Verbannung in der Provinz, ohne Vermögen und ohne andere Protektion, als die Franz Hagers, den ein Zufall uns rauben kann, mein Bruder, dessen Leichtsinn Schulden auf Schulden häuft, die seinen und unseren Ruin nach sich ziehen müssen, auf der anderen Seite ein ungeheures Vermögen (auch eine

neue Illusion!), eine glänzende Stellung, ein Halt für sie und uns in der Ehrenhaftigkeit eines guten Mannes. . . . Wolle der Himmel meine arme Titine erleuchten und schützen! Ich rechne nur auf ihn und auf die Bitten meiner guten Eltern.

6. Oktober 1815: Meine Schwestern sind in Venedig angekommen. Josefine ist erstaunt über alles, was sie sieht, sie fürchtet aber die Langeweile inmitten dieser Lagunen und dieser „nasi veneziani". Und dennoch sollte sie einen Venezianer heiraten, der eine der längsten Nasen besaß. Wie gerne möchte ich Josefine bei mir haben! Ach, wenn Konstantine verheiratet sein wird, wenn Josefine, auch falls sie keinen Mann fände, bei einer meiner Schwestern untergebracht wäre, dann bin ich entschlossen, mir eine ganz unabhängige Existenz zu schaffen und mir keine anderen Fesseln aufzuerlegen, als die mir von der Natur aus bestimmt wurden. Während der wenigen Jahre unseres Lebens arbeiten, um eine Ewigkeit an Glück zu erlangen, ist immerhin eine Aufgabe, die mühsam zu vollenden, ein Ziel, das schwer zu erreichen ist.

21. Oktober: Nach dreimonatiger Pause endlich ein Brief meines Bruders Josef, worin er sich vielmals wegen seines langen Stillschweigens entschuldigt. Karl *Bombelles*, Adjutant des Fürsten *Schwarzenberg*, gab uns über Josef mehr Nachrichten, als dieser kurze Brief enthält. Mein Bruder hat sich die Achtung und das Interesse aller seiner Kameraden erworben, er ist eifrig, guter Soldat und scheut vor den gefährlichsten und ermüdendsten Aufträgen nicht zurück. Der Fürst zeichnet ihn unter seinen Ordonnanzreitern aus und machte ihn vor kurzem zum Oberleutnant. Er hat sich in einer Angelegenheit duelliert, die er zu seiner eigenen machte,



Josef Ferdinand Graf Thürheim
als Rittmeister des k. u. k. 4. Ulanenregiments (1794—1832)

Nach einer Lithographie von Kriehuber
im Besitze der Familie des Herausgebers

indem er nicht mitansehen mochte, wie sich ein höherer österreichischer Offizier von einem Franzosen ruhig beschimpfen ließ. Josef hat sich wie ein Mann von Ehre benommen und dadurch die allgemeine Achtung sowohl seiner Kameraden, als auch der französischen Offiziere errungen[1]).

Im übrigen hat er ein tolles Geld verbraucht, ohne zu wissen, wofür. Karl Bombelles kann uns nicht sagen, wo er seine Zeit verbringt, in der Gesellschaft sieht er ihn nie. Anstatt über Dijon zurückzukommen, was ihn fast nichts gekostet haben würde, zog er es vor, über Mailand und Venedig zu reisen. Gott weiß, wie er seine Reisen bezahlte! Eine seiner neuen Schulden im Betrage von 6000 fl. kann schon nicht beglichen werden.

22. Oktober: Während wir Rasumoffsky erwarten, geht unser Leben ruhig weiter, wir besuchen häufig das Theater und die Marschallin *Lubomirska.* Dort sah ich auch Artur *Potocki* wieder. Er sieht verändert aus und

1) „Während des mehrmonatigen Aufenthaltes des Armeehauptquartieres zu Paris geschah es, daß eines Abends, als Graf Josef *Thürheim* mit einem höheren Offizier aus der Suite des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg einer Theatervorstellung beiwohnte, die Logentüre plötzlich von einem alten bonapartistischen Offizier aufgerissen wurde, der einen Schimpf über die österreichische Armee ihnen zurufend, sich eben so schnell, wie er gekommen, entfernte und im Parterre, der Loge gegenüber aufstellte. In das Schauspiel vertieft, mochte der höhere Offizier den laut ausgesprochenen Schimpf nicht gehört haben, denn er blieb ruhig auf seinem Platze. Da entfernte sich Graf Josef Thürheim, um den frechen Franzosen zu fordern. Tags darauf schoß er ihm eine Kugel durch die Schulter, obgleich er auf dem Kampfplatze die unvorteilhaftere Stellung, nämlich die Sonne im Gesichte hatte." Wenige Tage nach diesem Vorfalle wurde der patriotische Mut des erst 21jährigen Offiziers durch ein eigenes Handbillett Kaiser Franz I. anerkannt, worin er ihn zum Rittmeister in seinem 4. Ulanenregimente beförderte. Er blieb auch später dem Grafen besonders gnädig. (Aus: „Die RGrafen v. Thürheim", S. 126, Linz 1895.)

ich bin auch eine andere geworden seit der Zeit, da ich für ihn schwärmte. Immerhin ist er noch schön, das gleiche kindliche Lächeln, die gleichen sanften Augen, die so lustig dareinschauen, derselbe Gesichtsausdruck, der sagen will „Liebt mich doch!" Aber dieser Hauch von Schönheit, diese Frische, die ihn früher auszeichnete, sie sind verschwunden. Er ist pauspackig geworden, seine Haare haben nicht mehr denselben Schimmer und die romantische Unordnung, wie ehedem, — mit einem Worte — il est passé.

Gestern rannte ich mit einem anderen meiner „ci-devants" Verehrer zusammen. Ich sah mir gerade die Kupferstiche in einer Auslage an und, als ich die Augen hob, stand Hans *Weissenwolff* neben mir. Er wurde purpurrot und ich war ganz aus dem Konzept gekommen. Nikolaus, der mit ihm war, sprach einige Worte mit mir, dann entfernten sich beide. Hans ist in Wien, um die Komtesse Sofie *Breuner* zu heiraten, von der ich in meinem Journal von 1812 sprach. Er liebt sie nicht, um so mehr sie ihn. Anstatt Liebreiz bringt sie 100 000 fl. Kapital in die Ehe mit, dies ist ihre größte Anziehung. Sie werden sich zuerst in Mainz niederlassen, wo das Regiment Weissenwolffs in Garnison ist, doch ist diese Stadt für die Neuvermählte gefährlich, denn Hans hat dort seine Maitresse zurückgelassen, der er zur gleichen Zeit sein Porträt gab, wie seiner Braut.

Ich erfuhr später, daß Hans nach unserem Zusammentreffen vor dem Kupferstichladen ganz verzweifelt zu seiner Schwester, der Prinzessin *Kaunitz*, lief und sie beschwor, seine Verbindung mit der Gräfin *Breuner* zu lösen, aber es war bereits zu spät.

24. Oktober: Morgen heiratet Hans Weissenwolff und gestern sah ich ihn im Theater, er saß im Parterre,



Johann Nepomuk Ungnad Graf von Weißenwolff
O.-Erblandhofmeister und Oberstleutnant (1779—1855)

Nach dem Original im Schlosse Steyregg, Ob.-Öst.

meiner Loge gegenüber und wandte kein Auge von mir, während er seiner Braut, die mir gegenüber in einer Loge saß, keinen Blick schenkte. Ich stellte mich, als ob ich Hans nicht sähe und unterhielt mich lebhaft mit den jungen Herren, die neben mir saßen. Gegen Ende des Stückes sah ich ihn an, ein Schauspieler hatte gerade auf der Bühne gesagt, daß selbst der leidenschaftlichste Liebhaber den Gegenstand seiner Verehrung wechsele und dabei sehr alt würde, anstatt vor Schmerz zu sterben. Mein Blick und mein spöttisches Lächeln waren meine einzige Rache, mit der ich seine Unbeständigkeit heimzahlte. Er schien verwirrt und bekümmert. Übrigens habe ich ihm bereits verziehen, denn ich liebe ihn nicht mehr.

Anderen Morgens glaubte der arme Hans bei der Trauung aus lauter Verzweiflung krank zu werden, als er die Hand seiner Braut in der seinigen fühlte. Er erzählte es mir selbst, lange nachher.

In diesen Tagen kam *Josef* zurück. Die kleine Verstimmung, die seine Schreibfaulheit uns verursacht hatte, war bald behoben, er zeigte sich voll Reue und liebenswürdig. Schwieriger war es, seine Schulden zu vergessen und sein Vormund brauchte längere Zeit, bis er sich mit ihm versöhnte, aber endlich, nachdem Josef versprochen, künftighin vernünftig zu werden, war das Eis gebrochen und Josef reiste nach Schwertberg ab, um dort die Verwaltung selbst zu übernehmen. Franz Hager übergab ihm mit Freuden diese lästige Verpflichtung, die ihm nur Sorgen und Ärger gebracht hatte.

Damals, sagt mein Tagebuch, nahm der Herzog von *Richelieu*[1]) das Ministerportefeuille in Paris an; lange

1) Armand Emanuel Herzog *v. Richelieu* (1766—1821), von 1803 bis 1815 russischer Generalgouverneur von Odessa, dann bis 1817

hatte er es abgelehnt, da er der Ansicht war, er würde sich gegen die Ultras und Radikalen nicht halten können. Auch fürchtete er die Schwäche des Königs, den Ausbruch des Vulkanes, dessen Krater Paris war und vermißte schmerzlich Odessa, seine Schöpfung, wie auch seine persönliche Ruhe. Dieses Opfer erwies sich später als unnütz und führte seinen Sturz herbei; er sieht dies alles schon voraus und trotzdem hinderte es ihn nicht, die gefährliche Aufgabe anzunehmen. Ein Freund hatte ihm gesagt: „C'est à l'assaut qu'il vous faut monter." Niemals zauderte Richelieu, einer solchen Aufforderung nachzukommen. . . . Seine Uneigennützigkeit bildet ein schönes Beispiel, das kaum nachgeahmt werden wird. U. a. hat er eine Pension des Kaisers Alexander nicht angenommen und seine Ministerbezüge auf nur 100 000 Fr. festgesetzt, obzwar seine Vorgänger viel mehr bekamen. Als er in das Ministerhotel einzog, war sein Bedienter mit der Bagage zuvor angekommen. Man fragte ihn, was er hier wolle. Der alte Diener antwortete feierlich: „Je suis la *maison* de Son Excellence et je porte les bagages."

Ein Brief *Rasumoffskys*[1]) ist angekommen, er geht auf alle Bedingungen ein und zeigt Eile, die Angelegenheit

und 1820/21 Premierminister Ludwig XVIII. Seine reaktionären Maßnahmen scheiterten, so daß er 1821 das Staatsruder Villèle überlassen mußte. Er starb 1822 kinderlos.

1) Ein Kommentar über *Rasumoffsky* ist nahezu überflüssig, da über diese bekannte Persönlichkeit eine umfassende Literatur existiert. Ich verweise nur auf das sechsbändige Werk Alex. *Wassiltschikows* „Les Razouwoski", französische Ausgabe von Alexander Brückner, Halle a. S., 1893—94 und die ausgezeichnete, neueste Monographie „Fürst Andreas Kirillowitsch Rasoumoffsky" von C(amillo) v. R(*azumovsky*), Halle a. S., 1912. — Hier seien nur die Hauptdaten angegeben: *Andreas* (seit 24. 11. 1814 Fürst), Sohn des Hetmans der Kosaken und russischen F. M. Kirill Grigoriewitsch (seit 26. 7. 1744 Grafen) *Rasumoffsky* (1728—1803) und der am 7. 11. 1746



Staatsminister Armand Herzog von Richelieu (1766—1822)

Nach einem Stich von F. Lignon, nach Lawrence,
in der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek

zu Ende zu führen, an der er sehr zu hängen scheint. Dieser Eifer erschreckte meine Schwester, die in diesem Schritte, der für sie nur ein Arrangement war, Ruhe zu bewahren und diese auch auf Seite des Bräutigams zu finden hoffte. Sie schauderte, Regungen eines Liebhabers in einem Manne zu entdecken, den sie nur mit Mühe als ihren künftigen Adoptivvater ansehen konnte. Die Agitationen, das sinnlose Gerede meiner Tante, die sich vor Freude nicht fassen konnte, ihre Nichte bald als Fürstin Rasumoffsky zu sehen, verwirrten Konstantine, verletzten ihr Zartgefühl und ließen ihr das Bittere ihrer Situation offenbaren, das sie ängstlich vor sich zu verbergen suchte. Die Verbindung mit Rasumoffsky legte ihr nicht allein einen intimen Verkehr mit einem Manne auf, der ihr völlig fremd war, sondern auch den Verkehr mit anderen Leuten, die sie nicht kannte und die ihr gleichgültig waren. Sie fürchtete sich; die vielen Komplimente, Fragen, die ermüdenden Freudebezeigungen, kurz alles, was diese Heirat mit sich brachte, erfüllten ihr armes Herz mit Schrecken und

vermählten Katharina Iwanowna *Narischkin* (1731—1771), einer nahen Verwandten der Kaiserin Elisabeth, wurde zu Gluchow am 22. 10. 1752 geboren und starb zu Wien am 11. 9. 1836. — 1769 Kammerjunker, 1774 Generalmajor in der russischen Marine, 1777 zum Gesandten in Neapel ernannt, blieb er vorderhand 2 Jahre in Wien, wo er seine erste Gemahlin Elisabeth, Tochter des Grafen Franz Josef *Thun-Hohenstein-Klösterle*, geb. 26. 4. 1764, gest. Wien 10. 12. 1806, kennen lernte und am 4. 11. 1788 in Wien auch heiratete. 1785 verließ R. Neapel, wurde 1786 Geh. Rat und Gesandter in Stockholm, war 1789/91 mit seiner Gattin in Rußland und wurde am 23. 4. 1792 Botschafter am österreichischen Hof, was er bis 5. 8. 1807 blieb. Beim Wiener Kongresse und dem Pariser Frieden war R. der offizielle Vertreter Rußlands. Er wurde dafür Geh. Rat 1. Kl. und erhielt den Fürstenstand. Am 10. 2. 1816 schritt er zur zweiten Ehe mit Constantine Gräfin *Thürheim*. — Sein weiteres Leben fällt in den späteren Teil dieser Memoiren.

Wehmut und sie sah keinen anderen Ausweg aus diesem Labyrinthe, als den entscheidenden Schritt zu tun, der sie auf immer von der Vergangenheit abschloß und einer unbestimmten, dunklen Zukunft entgegenführen würde.

Ich schrieb u. a. damals in mein Tagebuch: „Ach, wie bin ich dem Schöpfer dankbar, daß er mir so wenig Neigung zur Heirat mitgab. Da ich eine glänzende Stellung gerne vermisse, vermag ich mich infolge meiner bescheidenen Ansprüche leicht aus diesem Dilemma von Opfern, Erniedrigungen, Verdrießlichkeiten und Vorbereitungen, von diesem Geschnatter der Tanten und Basen und von dem, was der Heirat noch folgt, entfernt zu halten. Ich habe eine Miniature „en speculation“ zu malen begonnen. Dabei konnte ich erst bemerken, wie sich das Genie verkriecht, sobald man es feilbietet; die Langeweile bemächtigte sich meiner in unglaublicher Weise, ich konnte nicht weiter. . . . Endlich habe ich das schwierige Werk vollendet, nun muß ich sehen, ob es sich der Mühe verlohnt. Ist der Erlös nur gering, so wird er zur Bestreitung der Ausgaben für den Haushalt kaum genügen. Um mir Mut zuzusprechen, habe ich mir lebhaft den Genuß vorgestellt, den man hat, wenn man sein Geld der Großmut des Nächsten nicht verdankt. Ich tue es aus Pflichtgefühl; dies ist mein Ausweg, wenn ich eine Sache beginne, die mir widerstrebt. Meine Existenz besteht aus drei scharf getrennten Teilen: dem *geistigen* Teil, der zu meiner Wohlfahrt dient, dem *mondainen* Teil, der die Pflichten gegen sich selbst und gegen andere, die Interessen, die Konvenienzen, den train-train, kurz die Art zu leben einschließt, und endlich dem *poetischen* Teil, der erst dann seine Rechte geltend macht, wenn



Schloß Schwertberg (Südfront)

Nach einem Aquarell der Verfasserin im Besitz der Familie des Herausgebers

die beiden anderen ihre Arbeit getan haben. Dieser besteht aus den Kunstbetätigungen, den Träumereien, dem Enthusiasmus, den aus dem Schiffbruch dieser Welt geretteten Illusionen, mit einem Worte, er existiert nur in meinem Kopf und meinem Herzen. Ich muß gestehen, daß es mir oft Mühe kostet, meiner Vorliebe für dieses verzogene Kind, diesem lieblichsten meiner drei Selbst, nicht die Zügel schießen zu lassen. Es ist sicherlich die größte Klippe, an der meine Vernunft scheitern kann, allein ich dulde von seiner Seite keine Eingriffe in die Rechte der älteren Brüder und ich folge getreulich dem Rezept der Madame de *Staël*, die sagt: „Nous avons un superflu d'âme, qu'il est doux d'employer à ce qui est beau, quand ce qui est bien est accompli."

30. Oktober: Franz *Hager* ist von Schwertberg, sehr zufrieden mit meinem Bruder, zurückgekommen. Er hat an ihm Geschäftskenntnisse, Ordnungssinn, Geschicklichkeit, Interesse für uns und Achtung vor seinen verstorbenen Eltern gefunden, die ihn erstaunten. Josef hat ihm seine Dankbarkeit und Freundschaft in einer Weise bezeigt, daß mein Vetter davon ganz gerührt wurde, er bat ihn, mit seinen Ratschlägen fortzufahren und sich in Schwertberg und Weinberg immer, wie bei seinem eigenen Sohne zu betrachten. Ich hoffe also, daß beide Freunde auf immer sein werden.

10. Dezember: Mein Bruder ist nun auch von Schwertberg zurückgekommen, wo er noch eine Menge Angelegenheiten zu Ende geführt hat, worüber Franz sehr zufrieden scheint. Josef gewann sich sofort die Liebe seiner Untertanen dadurch, daß er die Pensionen erhöhte und sehr viel Gutes tat. Seine erste Handlung als Gutsherr waren feierliche Hochämter in Weinberg

und Schwertberg für unsere Eltern, gleichsam in der Intention, ihnen für alle Fürsorge zu danken, die sie ihm zukommen ließen und in Zukunft zukommen lassen werden.

21. Dezember: Christiane *Lichnowska*, die Schwägerin Rasumoffskys, ist seit einigen Wochen hier. Sie hegt mit ihrem offenen und aufrichtigen Charakter eine große Vorliebe für Konstantine, sie spricht sehr viel Gutes über ihren Schwager, verheimlicht aber auch nicht seine Fehler. Er scheint ein edler und gutherziger Mann zu sein.

22. Dezember: Der General *Nugent* hat soeben die sehr reiche und junge Tochter des verstorbenen Herzogs von *Riario* geheiratet. Ihre Familie wollte von einer so minderen Heirat für eine Enkelin aus dem Hause Sachsen nichts wissen, aber sie heiratete ihn kurz entschlossen, indem sie eines schönen Tages in sein Haus übersiedelte[1]).

1) Johanna Duchessa di *Sforza-Riario* († 1856), vermählt 1815 mit Laval Grafen *Nugent*, k. k. Kämmerer, Geh. Rat und FM., stammte mütterlicherseits aus dem königlichen Hause Sachsen. Ihre Mutter war die Enkelin König August des Starken und Schwester des berühmten Chevalier de Saxe. Beide Geschwister hatten als Mutter eine Tochter des Königs August, die auch seine Maitresse war. C'est voila ce qu'on appele dans le monde une illustration! (Notiz d. Verf.) Die Anmerkung bedeutet eine entschuldbare, genealogische Entgleisung der Gräfin Thürheim. Sie verwechselt den berühmten Chevalier Georg de *Saxe* (1700—1774), den Sohn der Fürstin Kath. *Lubomirska*, geb. von Bockum (1680—1743), der Maitresse Kurfürsts *Friedrich August* des Starken von *Sachsen* (1670—1733), zunächst mit dem weniger bekannten Chevalier *Joseph* Xaver Christian Raphael Benno de *Saxe* (geb. 1767, gest. 26. 6. 1802 in einem Duell mit dem russischen Fürsten *Tscherbatow*), dem Sohne des Herzogs *Franz Xaver* zu Sachsen (1730—1806) und der ihm am 9. 3. 1765 morganatisch angetrauten Hofdame Clara Gräfin *Spinuzzi* (1741—1791). Die Herzogin Johanna v. Sforza-Riario stammte auch nicht von einer Maitresse August des Starken ab, die Verfasserin ist da falsch

Nicolaus Herzog *Riario-Sforza.*

Lavinia *Spinola.*

Clemens Fürst *Rospigliosi.*

Justina Gräfin *Borromeo.*

Dominicus Somma, Fürst del *Colle.*

Erica *Ruffo* di Calabria.

N. Graf *Spinelli* von Carioti.

Charlotta *Spinelli* von Carioti.

Raphael Herzog von *Riario-Sforza.* | Julia Fürstin *Rospigliosi.* | N. von Somma, Fürst v. *Colle.* | Maria *Spinelli* von Fuscaldo.

Nikolaus Herzog von Riario-Sforza. | Johanna von Somma.

Raphael Herzog von Riario-Sforza, Marchese Corletto, * 1767, † 24. 12. 179

Johanna Herzogin von Riario-Sforza, * 1800, † Paris 25. 3. 1855, k. k. St
1. Princeps Romanus, Magnat v. Ungarn, Ritter d. gold. Vließes, k. k. Km
b. Karl

JOHANNA HERZOGIN VON RIARIO-SFORZA.

1670—1733.

Christine Eberhardine Markgräfin v. *Brandenburg*-Bayreuth (1671—1726), ∞ 1693.

Josef I., *Römischer Kaiser*, König v. Ungarn, Böhmen usw. (1678—1711).

Wilhelmine Amalie Herzogin v. *Braunschweig*-Lüneburg (1673—1742), ∞ 1699.

Johann Graf *Spinucci*.

Clara Gräfin *Montani*.

Kajetan Graf *Vecchi*.

Theresia Gräfin *Petrini*-Baratti.

riedrich
t III., Kur-
zu *Sachsen*,
g v. *Polen*,
6—1763.

Maria Josefa Erzherzogin v. *Österreich* (1699—1757), ∞ 1719.

Josef Graf *Spinucci*.

Beatrix Gräfin *Vecchi*.

Xaver Ludw. Alb. Benno August von Polen, Herzog zu Sachsen, von der Lausitz (1730—1806).

Clara Maria Rosa Felicia Anna Cäcilia Nicolassa Gräfin Spinucci (1741—1791), ∞ 9. 3. 1765.

9 Kinder, darunter:

Josef Xaver Christian Raphael Benno, genannt Chevalier de *Saxe*, * 1767,
1802, Grand v. Spanien 1. Kl., russ. Oberst, sizil. Maréchal de camp.
Elisabeth, * 22. 10. 1768, † Dresden 3. 5. 1859, ∞ 1787 Heinrich v.
, Herzog v. *Esclignac*, Grand v. Sp. I. Kl., Prior v. Frankr. (1763—1827).
Maria, * 1770, † Rom 24. 12. 1845, ∞ 1793 Palazzo Fürst *Altieri*, † 1834.
Kunigunde, * 1774, ∞ Marchese *Patrizzi*.
Christine, * 1775, † 20. 8. 1837, ∞ 1798 Camillo Fürsten *Massimo* (1770
).
Beatrix Maria Franziska Brigitta, * 1772, † 6. 2. 1806, ∞ vor 1800 neben-
en Raphael Herzog R.-S.

Palastdame, ∞ Neapel, Oktober 1800 Laval Grafen Nugent-Westmeath,
F.M., Inhaber d. 30. Inf.-Rgts. usw., * Dublin 30. 11. 1777, † Bosiljevo
1862.

lweise nach der Ahnentafel i. k. k. Sternkreuz-Ordensarchiv, Wien, und
Angaben des verst. Majors Ed. v. Fehrentheil, Breslau, bearbeitet.)

II. 157/58 (St. R.S.)

Marschall *Ney* wurde, ebenso wie *Murat* in Kalabrien, füsiliert. Diese Exempel verliehen der guten Sache etwas Kredit. Der Minister *Richelieu* zeigt sich fortgesetzt ebenso energisch, wie klug.

unterrichtet, wie die hier beigefügte Ahnentafel beweist. Immerhin ist dieser Irrtum bei den angeblich 354 natürlichen Kindern und 700 Maitressen des „starken" Königs leicht möglich und verzeihlich. (s. Ernst Arnolds: August der Starke, sein Leben und Lieben, Stuttgart 1909, Franckh).

XX. 1816

2. Januar: Schon wieder bin ich in ein neues Jahr eingetreten. Ich möchte immer, daß es für mich spurlos beginne und dennoch bin ich jedesmal über die neue Zukunft, die sich mir eröffnet, beunruhigt. Warum vergeht nicht die Zeit ohne diese Marksteine? Ich verabscheue die Zeitabschnitte.

Vorgestern verließ uns Josef, seine Abreise betrübte uns aufrichtig. Mein Tagebuch spricht, wie immer in den intimsten Augenblicken, meine Gefühle in deutscher Sprache, wie folgt aus: „Das leichte Hoffnungs- und Genußvolle in dem Wesen meines Bruders hatte einen jugendlichen Schein über unseren Horizont verbreitet. Er trägt das Leben auf den Händen und fühlt nicht seine Schwere, nur an des Lebens Glanz erfreut sich seine junge Seele. Am Eingange seiner Laufbahn empfindet in dem bunten Weltgetriebe ein junger Mann noch die ganze Kraft seines Mutes und des Willens und fühlt sich gegen das Schicksal gewappnet. Wie anders blickt das Mädchen in ihre Zukunft hinaus. Sobald der leichte Sinn nicht mehr wie ein Prisma ihre Augen durch täuschende Farben blendet, entdeckt sie schaudernd das Trübe, Enge, Unbetätigte, Unwillkürliche ihrer Existenz. Nur ein Schritt steht in der Macht ihres *Willens*, ein einziges Wort, es verwirkt auf ewig ihre Freiheit; dieser Schritt, dieses Wort wie verhängnisvoll, wie gefährlich, wie so sehr durch fremde Einmischun-

gen und Einrichtungen mißleitet oder befangen! . . Ach! und unser Herz, wie leicht verblendet, betrügt es nicht die arme, irregemachte Vernunft um ihr Richteramt!“

7. Januar: Wir führen seit vier Tagen ein nervöses Leben. Damit sei gesagt, daß *Rasumoffsky* hier ist. Ich will die Details von allem, was gesagt und wiedergesprochen wurde, nicht erwähnen, es ist dies ein Labyrinth, aus dem niemand herausfände und worin sich zu verirren nur meine Tante ein Vergnügen findet. Wollte ich jeden Tag beschreiben, ich müßte die Agonie meiner armen Titine schildern, die fast lächerliche Verlegenheit Rasumoffskys, die ganzen Aufregungen, Klatschereien und Laufereien der Bekannten. Das Resultat war, daß der Fürst unter der Bedingung einwilligte, daß die etwaigen Kinder katholisch erzogen würden, was aber Geheimnis bleiben sollte. Im übrigen ist er sehr nett, weder er, noch die anderen öffnen den Mund. Nach seiner ersten Verlegenheit, die man seinem Alter zugute halten mag, hat er etwas Haltung angenommen. Was soll ich über meine Schwester schreiben? Sie findet kaum mehr in den innersten Falten ihres Verstandes den Willen, der sie die Dinge so weit führen ließ. Unschlüssigkeit, Schrecken, Abscheu vor dieser Vernunftheirat und eine Menge anderer, dem Bedauern gleichenden Gefühle bestürmen ihre Seele. Sie kämpft, sie will sich betäuben, aber die Ruhe kommt nicht wieder und wie soll sie ohne diese den schwachen Ruf der Vernunft hören? Sie hatte eben diese unvermeidlichen Szenen nicht vorausgesehen. Das arme Kind erregt mein größtes Mitleid, das ich gar nicht in Worte ausdrücken kann. Meine Tante trägt an dieser unseligen Aufregung die größte Schuld. Sie ist es, die Konstantine

scheu macht, indem sie ohne Zartgefühl dieses „établissement“ bespricht und dadurch nur Zweifel erregt, statt meine Schwester die Vorteile der Heirat augenscheinlich zu machen. Sie stört damit die Intimität Rasumoffsky gegenüber und macht Konstantine die Lage nur schwierig. Statt ihrer Eigenliebe zu schmeicheln, indem ein Mann von dem Verdienste des Fürsten ihr seine Huldigung zu Füßen legt, spricht meine Tante immerfort nur von der *Ehre*, die er mit seiner Werbung bezeigt. Damit tötet sie den letzten Funken von Illusion im Herzen eines jungen Mädchens. Arme Schwester! Ach, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, daß sie sich mit der wiederkehrenden Ruhe in ihre Lage finden würde, ich wäre verzweifelt. Ach, über diese elenden Vernunftheiraten!

29. Januar: Während alle unsere Gedanken dem Lose meiner Schwester gewidmet waren und Rasumoffsky in ihrem Herzen Fortschritte machte, bedrohte uns ein neues Unglück. Mein armer Vetter Franz *Hager*, der schon seit Jahresfrist von Schwindeln befallen wurde, konsultierte endlich den Dr. Frank, der sein Leiden, das man für eingebildet hielt, sehr ernst fand. In der Tat sollte sich die Gesundheit meines Vetters nie mehr erholen, die Ärzte verkannten die Ursache seines Leidens, das wahrscheinlich in einer Herzerweiterung bestand. Trotz der Ruhe, die er äußerlich über die Heirat meiner Schwester an den Tag legte, trotz seines Wunsches, daß sie zustande käme, konnte sein Herz dieses Übermaß an Schmerz, das dieses Ereignis für ihn im Gefolge hatte, nicht ertragen. Auf Grund seines Alters von meiner Schwester zurückgewiesen, mußte er Zeuge sein, wie sie einem viel älteren Manne die Hand reichte, nur weil dessen Reichtum Vorteile bot.



Constantine Gräfin Thürheim,
seit 1816 Fürstin Rasumoffsky (1785—1867)

Nach einer Miniatur von M. M. Daffinger
im Besitze des Dr. A. Figdor, Wien

Unterdessen sah Konstantine ihrer Vermählung mit geringerer Unruhe entgegen. *Rasumoffsky* gewann ihr Interesse durch seine persönlichen Eigenschaften ab, er überhäufte sie mit Geschenken und seine Großmut machte auf sie keinen unangenehmen Eindruck mehr. Ihre Lage muß glänzend werden, und wenn Konstantine ebenso glücklich wie reich wird, ist ihr Los beneidenswert. Dennoch hatte ich zwei Gefahren entdeckt, die meine Schwester auch kannte. Sie konnten dieser von zwei schlauen und ·böswilligen Personen kommen, denen der offene und biedere Rasumoffsky nicht genug mißtraute.

Die eine dieser Gefahren personifizierte die Fürstin Marie *Esterházy*[1]), mit der Rasumoffsky eine lange Liaison gehabt, die er nun abbrach. Seit Jahren wurde die Liebe durch Freundschaft ersetzt, Rasumoffsky genoß die mühelosen Bande, die die Zeit geschaffen. Kann aber eine eitle Frau ihre Eroberung fahren lassen, um so mehr, wenn sie keine Hoffnung mehr hat, eine neue zu machen? Mit ihren achtundvierzig Jahren bot sich der Prinzessin Marie nicht einmal eine Heldenrolle dar, auch wollte sie davon nichts wissen, sondern zog es vor, die Bühne geräuschvoll zu verlassen und die Flucht ihres letzten Geliebten unter Wehklagen, gleich Dido beim Scheiterhaufen, zu erzählen. Sie wanderte zu diesem Zwecke von

1) Marie Josefa Hermenegild, Tochter des Fürsten Franz Josef *Liechtenstein* und Leopoldine Gräfin Sternberg, geb. 13.4. 1768, gest. Wien 8. 8. 1845, heiratete 15. 9. 1783 Fürst Nikolaus III. *Esterházy-Galantha*, Ritter d. gold. Vließes, Km., Geh. Rat, F. Z. M., Kapitän der ungarischen Leibgarde, geb. 12. 12. 1765, gest. 24. 11. 1833. Die Fürstin wurde später die Geliebte des Barons Salomon Mayer von *Rothschild* (1774—1855), Begründers der Wiener Linie, der die arg zerrütteten Finanzen des Hauses Esterházy dafür in Ordnung bringen mußte. (s. Strobl v. Ravelsberg, Metternich u. s. Zeit, S. 196ff.)

Salon zu Salon und suchte überall ein Echo zu finden, erntete aber nur Spott. Das Übel wäre nicht so arg gewesen, wenn sie sich nur darauf beschränkt hätte, aber sie suchte ihre Herrschaft über ihren Ci-devant wieder zu gewinnen, indem sie einmal eine wahnsinnige Verzweiflung, das andere Mal eine rührende Resignation an den Tag legte, ja sogar den Wunsch äußerte, als Dritte im Bunde verbleiben zu dürfen. An die zwölfjährige Freundschaft dieser Frau gewöhnt, durch ihren Schmerz gerührt und durch ihre Verzweiflung geschmeichelt, ebenso albern, wie alle unsere eitlen Männer, glaubte Rasumoffsky wirklich, seine alte Maitresse seiner jungen Frau zur Freundin geben zu können. Er verstand nicht den Mangel an Zartgefühl und die Unmöglichkeit eines solchen Zusammenlebens. Meine Schwester verstand es dagegen um so besser und zitterte vor der Gefahr, womit diese Irrung ihres künftigen Gatten ihre Ruhe bedrohte. Widerwillig mußte sie jetzt schon an ein politisches Benehmen und ein geduldiges Ausharren denken, womit sie die Gefahr beschwören wollte. Mit ihrer Gestalt, ihrem Verstand und Alter war ihr aber der Erfolg von vornherein gesichert.

Der andere Feind ihres Glückes war nicht so leicht zu beseitigen. Es war dies ein Mann von großer Verschlagenheit und Unredlichkeit, deren Opfer Rasumoffsky seit langem war. Diese Person hieß *Kudriaffsky*[1]), Sohn eines russischen Sängers, von dem Fürsten

1) Der Ahne der *Kudriaffskys*, einer kleinen Adelsfamilie aus Kawrilowska in Kleinrußland entstammend, war Großmundschenk am russischen Hofe und hatte 3 Söhne Emil, *Johann* (k. k. Wasserbaudirektor) und *Gregor* (russischer Staatsrat bei der Botschaft in Wien). — Uns interessiert hier nur *Emil*. Er war Legationsrat bei der russischen Botschaft in Wien; sehr verschwenderisch, obwohl

aus dem Staub gezogen, der nach und nach sein Geschäftsführer, sein Vertrauter und Vollstrecker auch seiner geringsten Einfälle wurde. Es gelang ihm schließlich, eine solche Herrschaft über seinen Herrn dadurch zu erlangen, indem er die Treue eines Cids vorheuchelte, daß er ihn ganz nach seinem Willen führte. Um diese Herrschaft zu behalten und daraus den möglichst größten Profit für seine Rechnung zu ziehen, brachte es dieser ebenso geschickte, wie selbstsüchtige Mensch dahin, die Vermögensverhältnisse seines Herrn so zu verwirren, daß er allein den Schlüssel zu diesem Labyrinth besaß und es dem Fürsten unmöglich war, sich ohne seine Hilfe herauszufinden. Durch tausend kleine Hilfeleistungen und Aufmerksamkeiten war er seinem Herrn immer näher gerückt, er ließ ihm, wie man sagt, nicht mehr die Zeit zum Atmen und diese Vertrautheit befestigte seine Stellung und machte ihn unersetzlich. Eine Frau nun, die ihm gefährlich werden oder zum mindesten die Liebe seines Herrn teilen konnte, mußte Kudriaffsky sehr unbequem erscheinen, sie war ihm eine

ohne Vermögen, wollte er es dem Fürsten Rasumoffsky gleichtun, gab die „splendidesten Feste und Bälle" und hielt sich sogar ein Dilettantentheater, in dem die Elßler auftrat. Während des Wiener Kongresses lud er die Kongreßgäste bei sich ein und ließ Hazard spielen. Mit seiner Frau, einem armen Mädchen aus dem venezianer Adelsgeschlechte der Kenier, hatte er 5 Söhne und 3 Töchter. Als er nach dem Tode seiner Frau Wien verlassen wollte, hinterließ er 200 000 Fl. Schulden, die Alexander I. übernahm und K. zum Kanzleidirektor des Ministeriums des Äußern ernannte. Sein Sohn *Ludwig* (1805—1894) wurde k. k. F. M. Lt., *Grischa* Staatsrat und Begleiter Nesselrodes, *Theodor* russischer Gesandter, *Christian* russischer General, *Andreas* k. k. Rittmeister, zwei seiner Töchter starben unvermählt, die dritte heiratete den ehemaligen Erzieher ihres Bruders Ludwig, den späteren Reg.-Rat und Universitätsprofessor Dr. *Hornik*. (s. Denkwürdigkeiten a. d. Leben d. k. k. F. M. Lt. Lud. Freiherrn v. Kudriaffsky, Wien 1895, Porth).

gefürchtete Rivalin. Trotz seiner Heuchelei, in die er sich einhüllte und die nur Rasumoffsky täuschte, war es für meine Schwester nicht schwierig, den Haß und die Unruhe zu erkennen, die diesen Mann beherrschten. Sobald sie dann auch noch die Beziehungen des Sekretärs zu ihrem künftigen Gatten entdeckt hatte, sah sie ein, daß sie sich gegen seinen Einfluß wappnen und sich zum Kampfe vorbereiten müsse.

Unser Horizont klärte sich auf. Mein Vetter schien sich zu erholen, Isabella zeigte an, daß sie seit vier Monaten ein Kind erwarte. Konstantine ist verheiratet. Ihren Hochzeitstag beschreibe ich folgendermaßen:

11. Februar 1816: Gestern wurde Konstantine getraut, die *Hochzeit*[1]) ging programmäßig vorüber, mir war der ganze Tag aber sehr peinlich. Man fing die Zeremonie mit der katholischen Trauung in einer Kapelle von St. Stephan an. Ferdinand *Chotek*[2]), der Bischof ist, leitete die Funktion mit Würde und Ernst. Dann ging man zur griechischen Kapelle. Der griechische Ritus ist düster und dennoch lächerlich, man kürzte die Gebete ab, die gar nicht aufhören wollten, und fast nur in der Aufzählung von Namen und Beinamen aller Mitglieder der kaiserlichen Familie, für die gebetet werden mußte, bestanden. Das Groteske dieser Zere-

1) Der Heiratskontrakt datiert vom 9. 2. 1816. Trauzeugen waren auf Seite der Braut: F. M. Johann Fürst *Liechtenstein*, G. d. K. Karl Fürst *Paar*, Johann Graf *Chotek*, Peter Graf *Goëß*, Franz Baron *Hager*, Josef Graf *Thürheim*, Joh. Rudolf Graf *Czernin*, Ferdinand Graf *Waldstein* und Josef Ferd. Graf *Thürheim*; auf Seite des Bräutigams: Gesandter Graf *Stackelberg*, Ferd. Fürst *Trauttmansdorff*, Franz Josef Fürst *Dietrichstein-Proskau-Leslie*, Josef Fürst *Schwarzenberg*, Karl Fürst *Auersperg*, Joh. Fürst *Clary* und *Aldringen*, Franz Graf *Széchényi*, Karl Graf *Zichy*, Joachim Egon Landgraf *Fürstenberg*, Franz Graf *Kohary* und Josef Graf *Pergen*.
2) Siehe I, 279.



Andreas K. Fürst Rasumoffsky (1752—1836)

Nach einer Miniatur von M. M. Daffinger im Besitze des
Grafen Eberh. zur Lippe-Weißenfeld, Mariathal bei Preßburg

monie verwischte den Eindruck, den die erste erzeugt hatte.

Dann fuhr man zu meiner Tante, wo das Gouter vorbereitet war. Als endlich die Gesellschaft weggegangen war, entfernte sich auch Rasumoffsky und bald darauf führte Christiane Konstantine fort. Ich nahm von ihr keinen Abschied, wir wollten alles von ihr fernehalten, was sie erregen konnte. Sie hat denn auch die ganze Zeit nach dem Diner keine Träne vergossen, aber am Morgen hatte Franz *Hager* ihr den Segen in seinem und ihrer guten Eltern Namen gegeben und da weinten beide viel. Als meine Schwester in den Salon zurückkehrte, wo Rasumoffsky sie erwartete, konnte sie ihre Tränen nicht zurückhalten. Er weinte auch und zeigte sich sehr dankbar gegen sie.

Was mich betraf, so ging ich wie ein Automat umher, wie wenn ich keine Seele mehr hätte. . . Konstantine trat gerade auf einen Augenblick bei meiner Tante ein, sie blieb nur ganz kurz bei uns. Ich fühle mich trauriger, als bevor ich sie wiedersah. Ihre Equipage, ihre großen Lakaien in ihrer roten Livree, die Eleganz ihrer Toilette und noch mehr die Zerrüttung in ihrem Gesichte machen mir einen äußerst deprimierenden Eindruck.

Rasumoffsky ließ seiner jungen Frau diesen Morgen in ihrer Schublade tausend Dukaten finden und im großen Salon erwartete sie ein superber Trousseau. Wir — die Hochzeitsgäste — dinierten bei ihr.

Am Abend: Dieses Palais liegt wie ein Alp auf mir. Dieser Reichtum, dieser Luxus[1]) heimeln mich nicht

1) „Als Maßstab für den Luxus bei Rasumoffsky kann der Umstand angeführt werden, daß die „geheimen Gemächer", ihrer Möblierung nicht zu gedenken, mit Silbergeräten, Toiletten, einer

an; die Eisrinde um meine Brust schmolz, ich fühlte mich elend. Ich müßte mich für dies alles erst montieren und den Anstrich der großen Welt annehmen, unter deren erste Sterne Konstantine nun zählen wird. Es wird mir vielleicht gelingen, aber ich würde meine liebe Einfachheit vermissen. Ich konnte von meiner Schwester nicht ein Wort, nicht ein Zeichen der Freundschaft erhalten, nicht einmal, als die Gesellschaft uns verlassen und sie nur mit ihrem Gatten, Mlle. Tisserant, Therese *Chotek* und mir zurückblieb. Sie zeigt in ihrem Benehmen etwas ganz Neues. Vielleicht soll dies eine Rolle sein, um zu das verbergen, was in ihrem Herzen vorgeht. Für mich ist dieses Zuschauen aber gewiß peinlich, tausendmal hatte ich Lust, zu weinen. Sie bemerkte es nicht einmal, sie war ungeheuer müde und entließ uns frühzeitig. Therese nahm dann den Tee mit mir. Uns beiden war das Herz so voll, daß wir den Abend unter Tränen verbrachten.

12. Februar: Als ich diesen Morgen in mein Zimmer trat, fand ich dort Konstantine mit Vincenz *Mayhirt*, der gerade angekommen war. Sie konnte nur einen Augenblick verweilen, dennoch nahm sie mich beiseite, um mir mit einem Schauder, der ihren ganzen Körper erbeben machte und mit einer sehr schmerzlichen Miene zu sagen . . . ihr Zustand sei ihr unerträglich. Ihre Tränen bedrückten mich, ich sprach nur ein paar Worte mit ihr. Oh über die häßlichen, schmutzigen Vernunftheiraten! Die Frau ist doch ein Unglückswesen!

kleinen Bibliothek (angemessenen Inhalts), Springwasser und Wohlgerüchen, atmenden Blasebälgen versehen waren." (De la Garde I. 362, Anm.).

5. DIE GROSSE WELT

XXI. 1816

Trotz der Abneigung meiner Schwester gegen ihre Heirat, fand sie sich doch bald in ihre neue Lage. *Rasumoffsky* gewann bald ihre Zärtlichkeit durch seine liebenswürdigen Eigenschaften, die selbst sein Alter vergessen ließen. „Sie ist", schreibt mein Tagebuch, „fast glücklich und was ihr daran fehlt, hängt nur mit der Ungewohntheit ihrer Situation zusammen. Sobald ihre Ruhe wiedergekehrt sein wird, hoffe ich, sie zufrieden sehen zu können. Meinerseits kann ich nicht dasselbe behaupten, ich hatte mir vorgestellt, daß ich meine Schwester nur wenige Stunden im Tage verlieren würde, daß ich um so mehr die Freude des Wiedersehens täglich genießen und unsere Vertraulichkeiten nur um so häufiger sein würden. Ich täuschte mich, die heilige Schrift hat ganz Recht, wenn sie erklärt: „Du wirst Deine Familie und die Deinigen verlassen, um Deinem Manne zu folgen." (Allerdings sagt sie es vom Manne, und nicht von der Frau!) Ja, man verläßt sie, es scheint mir fast, daß man sie auch *vergißt*. Die Resignation und einige verschwiegene Tränen werden mir den Schmerz zu ertragen helfen, bis die Zeit sanft und geschickt die letzten Spuren verwischt haben wird.

Alles trägt unterdessen dazu bei, mir die Trennung von Konstantine noch empfindlicher zu machen. Die

Entfernung ihres Palastes[1]) auf der Landstraße, der große Train ihres Hauses, ihre fast zu glänzende Stellung, dieser Luxus, der sie umgibt, diese Menge Neugieriger und Zudringlicher, alles bedrückt mich, alles dies macht mich diesem neuartigen Leben meiner Schwester gegenüber noch kühler. Seit ihrer Heirat konnte ich sie nicht ein einziges Mal vertraut sprechen, nicht einmal fand sie die Zeit, mich zu fragen, wie ich denn ihre Abwesenheit ertrüge, ob ich traurig sei und ob sie mir abgehe. Sie ist immer beschäftigt. Wenn ich bei ihr die Masse von Dienern essen, wenn ich ihr Empfangskabinett sehe, das alle Welt bewundert und worin kein einziges Möbel steht, das ihr bequem zu sein scheint, so fühle ich es, daß meine Schwester nicht mehr mir gehört, daß sie ein ganz anderes Leben, wie unser bisheriges, führen wird. Sie bemerkt meinen Kummer nicht einmal. Des Morgens, wenn sie auf einige Augenblicke zu mir kommt, wohin sie sich an die zwanzig Leute bestellt hat, um ihnen den Weg in die Vorstadt zu ersparen, macht sie das Programm des Tages. Kaum hat sie sich niedergesetzt und ich fange an, sie trotz ihrer so eleganten Toilette, die mir ungewohnt ist, zu erkennen, so blickt sie schon

1) Rasumoffsky bewohnte ab 1791 das sogenannte Wallmodenpalais in Wien. Bald darauf kaufte er auf der Landstraße ein Landhaus, an dessen Stelle er sein herrliches *Palais* baute, das in der Nacht auf den 1. 1. 1815 teilweise abbrannte. Mit Hilfe eines Darlehens des russischen Kaisers konnte er es wieder aufbauen, wenn auch nicht in der alten Pracht. Nach dem Tode des Fürsten wollte die Witwe anfangs das Palais mittels einer öffentlichen Lotterie ausspielen. Es kam aber nicht dazu, sondern der Besitz wurde am 31. 12. 1837 an den regierenden Fürsten von und zu Liechtenstein um 190000 Fl. C. M. und eine Leibrente von 12 000 Fl. an die Witwe verkauft. 1848 wurde das Palais vom Staate übernommen und zur k. k. geologischen Reichsanstalt eingerichtet, der herrliche, weitläufige Park aber parzelliert. Eine Straße an dieser Stelle trägt den Namen des prachtliebenden Fürsten.

auf ihre hübsche Uhr, erhebt sich plötzlich und sagt mir flüchtig: „Adieu, liebe Loulou, ich kann nicht länger bleiben.“ Sie umarmt mich, bittet vielleicht, ich möge nicht so blaß aussehen und — fort ist sie. Dann fühle ich es, daß ich sie verloren habe!

Therese *Chotek*[1]) ist mir in diesen Tagen ein wahrer Trost, sie kommt alle Augenblicke, mich zu trösten. Wenn dann eine von uns die Berechtigung zu klagen, verteidigen will, so erinnert die andere, daß wir Mut fassen müssen. So verlassen wir uns immer beruhigt und erleichtert.

Wir beide hatten unrecht, als wir das kalte Wesen Konstantines bedauerten. Sie fürchtete sich nur vor der Vergangenheit und suchte sich zu betäuben. Unsere Unerfahrenheit als junge Mädchen verbarg uns das, was in ihrem Herzen vorging, ebenso wie die Gedanken einer jungen Frau, die wir doch nicht verstanden hätten. Etwas stand allerdings zwischen uns, es war aber gewiß nicht eine Änderung in ihrer Liebe zu ihren Schwestern. Dies bewies uns der warme Empfang, der den beiden *Mayhirts* wurde, die gerade ankamen. „Der arme Vincenz,“ sagt mein Tagebuch, „ist ganz erschöpft und leidend; trotz seiner Schwäche reiste er mehrere Nächte hindurch, um rechtzeitig zur Hochzeit zu kommen. Es wäre aus Schicklichkeitsrücksichten nicht angegangen, daß er an der Zeremonie teilgenommen hätte, der Zufall

1) Die Baronin du *Montet* sagte in ihren „Souvenirs“ S. 104 von Therese *Chotek*: „Sie ist in der Tat ein Engel, denn sie besitzt mehr Seele, als Körper. Sie ist schlank, blaß, ein Hauch . . . Trotz dieser so zarten körperlichen Beschaffenheit hat sie eine starke Seele, eine unendliche Empfindsamkeit und einen klaren Verstand. Sie liebt in ihrer lebhaften Weise die Welt und ihre Vergnügungen, aber immer ist sie bereit, ihren Anteil daran anderen zu opfern.“

ersparte ihm eine so empfindliche Kränkung. Er kam zu spät an."

Bald konnte ich mit Konstantine zufriedener sein, sie fand Zeit, uns ihre Liebe zu zeigen, sie schien sich in ihre Lage einzugewöhnen, sie schätzte ihren Gatten und wußte ihm Dank für sein liebenswürdiges Werben um meine Freundschaft und um die meines Vetters Franz. Rasumoffsky überschüttet mich in der Tat mit Güte und Aufmerksamkeiten, er und Konstantine redeten mir zu, zu ihnen auf die Landstraße zu ziehen, wo mein Schwager schon ein Appartement für mich herrichten ließ. Aufrichtig gestanden, fühlte ich wenig Lust dazu, mein Unabhängigkeitsgefühl sträubte sich, ich fürchtete, das Vergnügen, mit ihnen zu leben, erkaufen und für den Luxus meine Freiheit opfern zu müssen. Auch schmerzte mich die Trennung von Mlle. *Tisserant*, die aber ganz nahe von meinem Zimmer in der Landstraße wohnen sollte.

Dieselben Umstände, die seinerzeit meine Schwester den Antrag Rasumoffskys annehmen ließen, nahmen auch auf mich Einfluß, sie waren sogar noch dringender. Unser Einkommen konnte den Haushalt nicht mehr bestreiten, meine Tante schien unsere Wohnung anderweitig und teurer vermieten zu wollen und, was den Ausschlag gab, ich hörte, daß mein Bruder sich verheiraten werde und wollte dann nicht länger seine Wohltaten annehmen.

Das Gerücht von der beabsichtigten Vermählung Josefs war leider nur zu begründet oder vielmehr, es wurde es erst durch die Machinationen der Leute, die es zu einer Zeit schon verbreiteten, als mein Bruder noch nicht einmal an seine künftige Frau dachte. Ich sagte eben „leider", da dieses Ereignis, das sich bald darauf

vollzog, Folgen nach sich zog, die auch heute noch nicht getilgt sind. Wie vortrefflich auch einige Eigenschaften meiner späteren Schwägerin waren, so war sie doch gerade diejenige Frau, die Josef nicht hätte wählen sollen und auch ihr hätte manch anderer Mann ein, wenn auch vielleicht nicht glücklicheres, so doch glänzenderes Los bieten können. Diensteifrige Freunde „machten" diese Heirat, zogen, wie man sagt, die beiden Gatten an den Haaren von hüben und drüben herbei, um sie zu verbandeln und dann sagte man, wie gewöhnlich, die Heirat sei imHimmel geschlossen worden. Ich werde davon später zu sprechen haben, denn jetzt war die Sache noch nicht so weit.

Die Reise meines Bruders nach Mailand hatte ihn in Beziehungen zu Leo *Starhemberg* gebracht, die er bis dahin kaum gekannt und die dort mit ihren Eltern wohnte. Sie war die jüngste Tochter des Fürsten Ludwig *Starhemberg*[1]), der früher durch lange Jahre österreichischer Gesandter in London, derzeit aber ohne Verwendung war. Erbe eines kolossalen Vermögens, hatte der unbesonnene, verschwenderische Fürst zu Lebzeiten seines Vaters schon sein halbes Erbe mit Schulden belastet, später den größten Teil des Restes verbraucht und zu der Zeit, von der ich spreche, blieb ihm nichts mehr, um der Jüngsten seiner Töchter irgendeine Mitgift zu geben. Dennoch war gerade diese

1) Ludwig Josef II. Fürst von *Starhemberg*, Graf zu Schaumburg und Waxenberg, geb. Paris 12. 3. 1762 (Pfarre Versailles, Mairie), gest. 2. 9. 1833 zu Dürnstein, Sohn des Fürsten Georg Adam (1724 bis 1807) und Maria Franziska Fürstin v. Salm-Salm (1731—1806); Ritter d. gold. Vließes, k. k. Kämmerer, Geh. Rat, Gesandter in London und zuletzt in Turin, heiratete in Brüssel 24. 9. 1781 Maria Ludovika, Tochter Karl Raimunds Herzog von *Arenberg* und Maria Louise Marg. Gräfin von der Mark, geb. Brüssel 29. 1. 1764, gest. Wien 1. 3. 1835.

seine Lieblingstochter. Schön wie der Tag und in der Gesellschaft gerne gesehen, schien sie an glänzenden Partien keinen Mangel zu leiden. Dieser Meinung war wenigstens ihr Vater, aber er schien sich getäuscht zu haben, denn sie hatte schon ihr zweiundzwanzigstes Jahr erreicht und niemand, außer ihrem Vetter Prinz *Löwenstein*[1]), der ihr aber zu dick war, hatte sich als Freier eingefunden. Der Fürst, in seiner Fürsorge für sein Lieblingskind und von dem Wunsche geleitet, einen Schwiegersohn zu finden, auf dessen Kredit er neue Schulden machen konnte, ging selbst auf Brautschau. Wenige gab es, die nicht in Betracht gezogen wurden. Alle Freunde des Fürsten und der Fürstin waren mit in dem Komplott und je mehr Jahre darüber vergingen, desto unvorsichtiger wurde das Geheimnis gewahrt. Dem Kummer, seine Tochter noch ledig zu sehen, verlieh Starhemberg bei jeder Gelegenheit beredten Ausdruck. Das geringe Zartgefühl, das er dabei an den Tag legte und die Zerrüttung seiner Finanzen hatten augenscheinlich alle etwaigen Bewerber kopfscheu gemacht. Mit einem Worte, Gräfin Starhemberg war mit zweiundzwanzig Jahren noch ledig, und, als mein Bruder, der im gleichen Alter stand, sich nur ein wenig in der Gesellschaft zeigte, wurden die Netze nach ihm sofort ausgespannt. Leo, die von dieser kleinen Intrige gewiß nichts ahnte, dachte so wenig an meinen Bruder, daß sie inzwischen ihr Herz an einen anderen verloren hatte, was aber ihren Vater keineswegs hinderte, ihm anzuver-

1) Wohl Wilhelm Theodor Prinz v. *Löwenstein*-Wertheim-Rosenberg (1795—1838), der sich 1833 mit Emilie *David* vermählte. Die Urgroßmutter der Leopoldine Starhemberg war Marie Leopoldine Prinzessin *Löwenstein*-Wertheim (1689—1763), die 1710 den Grafen Konrad Sigm. *Starhemberg* (1689—1727) heiratete.

trauen, daß er lebhaften Eindruck auf seine Tochter gemacht habe. Dies schmeichelte der noch unberührten Eitelkeit des jungen Mannes, denn Leo Starhemberg war damals wirklich eine reizende Erscheinung. Bald darauf sah sie Josef in Mailand, Lato (Ladislaus) *Wrbna*[1]) (Sohn des Oberstkämmerers, ohne Vermögen, daher keine Partie), den sie liebte, der aber für eine andere schwärmte, trug nicht wenig dazu bei, an seine Stelle zu treten zu können. Er war ein Freund meines Bruders und gab sich alle Mühe, das Lob Leos zu singen und Josef den Kopf heiß zu machen, um sich so besser aus der Affäre zu ziehen. Statt Liebe gab er ihr ja einen Gatten. So weit war die Angelegenheit damals gediehen, als ich von der möglichen Heirat meines Bruders zum ersten Male hörte. Mein Vetter Franz *Hager* war darüber noch mehr erschrocken, wie wir, da er den Vermögenszustand seines Exmündels besser kannte. Eine vermögenslose und gleichaltrige Frau konnte bei dem leicht entzündlichen Charakter meines Bruders keine Garantie für eine lange Liebe geben. Er würde sich von seiner Frau abwenden, sobald sie nicht mehr jung wäre und sobald er eingesehen, daß er die Mitgift der Schönheit geopfert, während er ganz leicht beides hätte vereinigt finden können. Im übrigen — wenn zweiundzwanzig Jahre für Leo etwas spät waren, so waren sie für Josef entschieden zu früh!

In seiner vormundschaftlichen Besorgnis schrieb mein Vetter an Josef, um zu erfahren, inwieweit das Gerücht begründet sei. Die Antwort ließ auch nicht auf sich warten, sie gestand alles zu, doch wollte mein Bruder

1) Ladislaus, k. k. Km. u. Major, Sohn des Oberstkämmerers Rudolf Grafen *Wrbna-Freudenthal* (1761—1823) und Maria Theresia Fürstin *Kaunitz* (1763—1803), geb. 5. 7. 1795, gest. Verona 22. 12. 1849.

noch während ein oder zwei Jahren den Charakter Leos studieren. Ich war über diesen angeblichen Aufschub keineswegs beruhigt, ich sah Josef bereits mit einer eleganten Frau, die ihm keinen Kreuzer Mitgift brachte, vor mir und so entschloß ich mich denn, auf die 2000 fl., die er zu unserem Haushalte seit dem Tode Mamas zuschoß und die ihm nötig, zum mindesten aber angenehm sein würden, zu verzichten.

Mit kaum 10 000 fl. Kapital, das der letzte Bankerott noch vermindert hatte und 280 fl. Präbende konnte ich unmöglich in Wien leben, ebensowenig, wie die arme Mèretout mit ihrer Pension von 200 fl. Ich *mußte* also meinen Widerwillen und meinen Freiheitsdrang besiegen und das großmütige Anerbieten Rasumoffskys annehmen.

Bald darauf half mir Konstantine, auf der Landstraße eine kleine Wohnung für unsere Gouvernante zu finden, ich gab ihr eine Dienerin und wir trennten uns, Tränen in den Augen, das Herz recht schwer, um jede nach ihrer Richtung zu gehen und eine neue Existenz zu begründen.

Eine neue Epoche eröffnete sich mir, ich trat mit Mißtrauen ein, da ich mich von der früheren nur mit Widerstreben trennen konnte. Und doch sollte ein glänzendes, üppiges und abwechselungsreiches Leben mein vergangenes, fast armselig zu nennendes Dasein ersetzen! Aber mein Herz verstand wohl, daß die künstlichen Freuden, die eitlen Erfolge ihm nicht die zarten Genüsse, die offenherzige Heiterkeit, die herzlichen Beziehungen und die durch die Schönheit der Natur erzeugten beseligenden Gefühle wiederbringen würden, an denen es sich bisher erfreute. Und in der Tat täuschte es sich nicht, ich war wohl die zwanzig Jahre, die ich



Der Thürheimsche Salon in Wien, II. (Wollzeile Nr. 738)

Nach einem Aquarell von M. Gresser (1839) im Besitze der Familie des Herausgebers

bei Rasumoffskys zubrachte, recht glücklich, ich fand unter diesem fast väterlichen Dache eine rührende und schützende Zuneigung von Seite meines Schwagers, für die ich ihm auf ewig dankbar bin, ich hatte dort tausend gesellschaftliche Genüsse, tausend geistige Interessen, die mir bisher fast ganz fremd geblieben, aber dieses reine, vollständige Glück, dem Busen der schönen Natur, gleich dem Freudenschrei des Kindes, entsprungen, jenes ungemischte, stille, in den Alltag lebende Glück, das überfließt und alle Geschöpfe der Erde in sich einschließen möchte, — *dieses* Glück empfand ich seit dem Tage nicht mehr, da ich die Schwelle des unfreien Lebens überschritten.

Die Gesellschaft hat mich unterhalten, belehrt, mir geschmeichelt, mich berauscht, aber sie hat weder meinen Hunger, noch Durst gelöscht, sie ist so arm, daß sie mir nicht einmal eine einzige, wahre Zuneigung geben konnte. Ich habe mit ihr gebrochen, wir verließen uns als gute Freunde, da ich mich nicht über sie beklagen konnte. Als ich mich aber trennte, wollte ich ihr ihren Purpur zurückgeben und meine lieben Lumpen anziehen. Ich fand sie nicht mehr, ich hatte sie verloren:

„There is not a joy the World can give, like that it takes away
When the glow of early thoughts declines in feelings dull decay.“

Die ersten Tage, die ich im *Hôtel Rasumoffsky* in einer reizenden und vollständigen Wohnung verbrachte, fanden mich nicht in der Stimmung, diese neuen Vorteile meiner Stellung zu genießen. Der Einfluß der Prinzessin Marie *Esterházy* trübte, wie ich schon früher erwähnte, das häusliche Glück meiner Schwester; Erklärungen, Versöhnungen, schließlich ein wenig Mißtrauen, ein wenig Unbehaglichkeit, die auch blieb,

folgten. Ein Gichtanfall ernüchterte endlich den Fürsten von seinen egoistischen Illusionen, indem er ihm deutlich den Abgrund zeigte, der einen alten Mann von einer jungen Gattin trennt. Anstatt aber diese Kluft durch Liebenswürdigkeit, Aufmerksamkeit, Gefälligkeit, dankbares Benehmen und Liebe zu überbrücken, erweiterte er sie noch durch seine Verdrießlichkeit, die dem Kummer und Ärger über seine Entdeckung entsprang. Leidenschaftlich in meine Schwester verliebt, entmutigte ihn das Bewußtsein, alt zu sein und ließ ihn nicht auf Gegenliebe hoffen; sich bewußt, daß er ihr Gefallen nicht erringen werden könne, gab er sich gar keine Mühe mehr, es zu versuchen. Meine Schwester hinwiederum ärgerte sich über sein kaltes Benehmen, das nichts weiter wie Resignation war. Sie hatte sich an seine Huldigungen, mit denen er sie die erste Zeit nach ihrer Heirat umgeben hatte, gewöhnt, sie fühlte sich nunmehr über ihr Nachlassen gekränkt, ihre Eitelkeit lehnte sich dagegen auf und es wirkte niederschlagend auf ihr Gemüt, jetzt schon auf halbe Ration gesetzt zu werden.

In dieser wenig anmutenden Verfassung fand ich die junge Menage, als ich auf die Landstraße übersiedelte. Ich entdeckte gar bald die Ursache der Verstimmung und riet meiner Schwester, sich selbst durch eine ganz offene Aussprache mit ihrem Gatten davon zu überzeugen. Sie nahm meinen Vorschlag, den einzig praktischen für einen Hausstand, an und erfuhr, daß die angebliche Erkältung nichts weiter sei, als Entmutigung in der Liebe. Dadurch wurde meine Schwester beruhigt und der Friede auf beiden Seiten geschlossen. Übrigens war dieser bei Charakteren, wie die meiner nunmehrigen Gastgeber, nicht schwer zustande zu bringen. Schüch-

tern und dennoch gebieterisch in ihrem Benehmen, beging meine Schwester das Unrecht gegen sich selbst, aus den Vorteilen ihrer Jugend und Schönheit keinen Nutzen zu ziehen, um eine Art legitime Herrschaft über ihren Gatten zu erringen. Solange ein Mann verliebt ist, ist die Sache leicht, besonders, wenn man es mit einem Greis zu tun hat und man selbst nicht verliebt ist. Eine Frau, die heiratet und nicht leidenschaftlich liebt, darf sich ja nicht über ihre Kräfte täuschen, wenn sie sich auf ihrem ehelichen Pfade das Tempo aussucht, mit dem sie den ganzen Weg beschreiten will. Findet sie sich im Herzen den Hindernissen gegenüber zu schwach, hat sie immer das Bedürfnis nach einer Stütze, nach Schutz, leidet sie an einem Mangel an Energie, die sie eher zum Gehorsam, als zur Herrschaft geeignet macht, so möge sie ihr Szepter abtreten und ihre Ruhe und ihr Glück in einer linden Knechtschaft finden. Ist hingegen ihr Verstand dazu geboren, zu führen und nicht zu folgen, so möge sie ihre Vokation nicht ändern, denn „chassez le naturel, il revient au galop!“ Dabei soll sie sich aber niemals anderer, als weiblicher Waffen bedienen (sie wurden ihr durch Natur und Erziehung verliehen), als da sind: Sanftmut, Verführung, Anmut, Aufopferung, Ausdauer und Politik.

Ist ihr Herz edel und gut, so wird sie von diesen Waffen nur dazu Gebrauch machen, um ihren Gatten mit Aufmerksamkeiten, Rücksicht und häuslichem Glück zu umgeben, das alles ja auch ihr in den Schoß fällt, ihr aber geraubt würde, wenn sie sich unter ein Joch begeben hätte, unter dem sie zeitlebens zu seufzen hätte. Ich will nicht von einer Frau ohne Herz und Vorsätze sprechen, diese bringen überall und immer Trostlosig-

keit und Schande hin, für diese Frauen gilt mein Rezept nicht.

Meine Schwester Konstantine bediente sich seiner nicht, sie versäumte die Gewissenserforschung, von der ich oben sprach. Planlos ging sie in den Tag hinein, verlor immerfort an Terrain, verbarg ihren Schmerz, hielt den Kopf gebeugt, trotzdem sie ihn in die Höhe zu heben wünschte, und ließ sich unterjochen, gleich einer Sklavin, obwohl sie hätte Königin sein können. Diese Verirrung oder vielmehr dieses Sichgehenlassen, das ihrer Ängstlichkeit und Unsicherheit entsprang, obgleich die den Instinkt zur Herrscherin in sich fühlte, hatte einen traurigen und unheilvollen Einfluß auf ihre weitere Existenz.

Diese ehelichen Gewitter, die in den Flitterwochen meiner Schwester ab und zu aufstiegen, waren nicht die einzige Ursache meiner anfänglichen Verstimmung. Überall mußte ich Ereignisse sehen, die entweder für mich oder meine Freunde unangenehm waren. Unsere gute Mèretout fürchet, nach Frankreich zurückkehren zu müssen, um dort einen Bruder zu treffen, der von Amerika zurückgekommen war, Nany *Weweld*, deren Onkel in Linz sich ruiniert hatte, bat mich in einem Briefe, ihr doch die Stelle einer Gesellschaftsdame verschaffen zu wollen, was nicht leicht ist. „Arme Freundin," sagt mein Tagebuch, „darf ich mich beklagen, wenn ich sie so unglücklich sehe. Ich hätte alles, ausgenommen die Freiheit, sie möchte diese und alle Lebensfreuden opfern und findet selbst da niemanden, der ihr zu einem solchen Preise ein so bitteres Los verkaufen möchte." Meinen größten Kummer jedoch bildete die Gesundheit meines Vetters *Hager*. Ein unbekanntes Leiden, das die romantischen Ärzte see-

lischen Einflüssen zuschrieben und das täglich immer mehr zunahm, riß ihn zu rührenden Klagen hin. Es war allerdings schwer, nicht anzunehmen, daß die Heirat meiner Schwester nicht in seiner Seele gewisse empfindliche Saiten zerrissen hätte, da er sie ja so geliebt hatte. Wenn man aber infolge Seelenschmerzes zugrunde geht, wenn man sich bis zum Sterben unglücklich fühlt, kann man denn dann das Leben bedauern, wie er es tut, sieht man dann den Tod, der uns als Befreier aller Leiden erscheinen muß, mit dem Entsetzen eines Verurteilten an?

Abgesehen von dem traurigen Gesundheitszustande meines Vetters, wurde seine Laune immer schlechter und unsere Unruhe stieg mit seiner Trübseligkeit. Die Anzeige meines Bruders, daß er bald die Gräfin *Starhemberg* heiraten wolle, setzte unseren Befürchtungen die Krone auf, die bösen Vorahnungen meines Cousins über die Zukunft seines ehemaligen Mündels verdüsterten seine Gedanken immer mehr. Tochter eines Vaters, der nie imstande sein würde, der Mentor seines Schwiegersohnes zu werden, ohne Mitgift und auch ohne Aussicht, ein Vermögen zu erben, gut, aber verwöhnt, im Weihrauch, den man ihr streute, aufgezogen, mondaine, ohne Urteilskraft und ganz unpraktisch, hatte die romantische Leo *Starhemberg* ihre zweiundzwanzig Jahre überschritten und viel geträumt, aber wenig nachgedacht. Was brachte eine solche Frau in die Ehe mit? Konnte sie in den pekuniären Verlegenheiten meines Bruders von Nutzen sein? Würde sie ihm mit Rat und Tat zur Seite stehen? Konnte sie seine Interessen verstehen, ihre Kinder erziehen, deren Charakter bilden, vielleicht einmal ihr Vermögen verwalten? Durch ihre vornehme und reiche Verwandtschaft, die

Schwarzenberg, Windisch-Grätz, Salm, Arenberg, usw., eitel gemacht, würde sie sich wohl einstweilen in die bescheidene Stellung als Gattin eines Kavallerierittmeisters, eines Kreiskommissärs oder selbst eines Gesandtschafts-Attachés hineinfinden? Würde sie nicht vielmehr versuchen, ihren Mann von jeder Karriere abzuhalten und ihn seine Stellung durch den Vergleich mit der ihrer vornehmen Vettern verachten lernen? Und wenn endlich ihre Schönheit verwelkt, ihre Jugend schneller vergangen wäre, wie die seinige, würde er nicht die Opfer bedauern, die er einer so ephemeren Schönheit und Eleganz gebracht, würde er sich nicht auf andere Weise dafür entschädigen? . . . Solchergestalt waren die Fragen, die uns Franz Hager am Rande des Grabes und mit dem Seherblick eines Sterbenden, mit dem Ausdrucke höchster Angst oft und oft wiederholte. . . . Die Zeit hat ihm wohl ziemlich recht gegeben und tut es noch alle Tage!

Auf diese Weise erfüllte mich das Los Konstantines, meines Bruders, meines Vormundes, der guten Mère-tout und von Nany Weweld mit trüben Ahnungen gerade zur Zeit, da ich ein neues Dasein begann. Dessen materielle Vorteile verschwanden vor meinen Augen, die ernstere Interessen vor sich sahen. Die vielen Stunden, die ich bei meinem Vetter verbrachte, trugen auch nicht dazu bei, mich zu beruhigen. Infolge einer Krankenlaune hatte er eine Antipathie gegen seine beiden armen Schwestern, Minerl, von der ich schon früher sprach und Elisabeth, der Stiftsdame in Prag; sie langweilten ihn und er wollte an seiner Chaiselongue nur Konstantine, Berhard Mayhirt und mich sehen. Oft war ich den ganzen Abend bei ihm allein und ich mußte mir dann alle Mühe geben, um einen Gesprächsstoff zu

finden, der ihn seinen trüben Gedanken entreißen konnte. Ich erinnere mich noch heute dieser ermüdenden Abende, da ich, die ich sonst nur selten auf den Tratsch des Tages höre, in meinem armen Gehirn alles zusammensuchte, was ich im Laufe des Tages gehört hatte. Welch' ein gefährlich' Ding ist es um die Diskretion, wenn man einen Kranken besucht! Die Fürstin Christiane *Lichnowska* sagte diesbezüglich ihren Freunden: „Sagt mir nichts, was ihr geheim halten wollt, denn ich kann dafür nicht gutstehen, wenn ich zu einem Kranken komme."

In dieser Zeit glaubte sich Konstantine guter Hoffnung, die Aufregung darüber war aber unnötig, denn ihre Erwartung wurde getäuscht und hinterließ nur Tränen und Entmutigung in ihrem Gefolge. Dies wiederholte sich mehr als einmal, die wirkliche Schwangerschaft meiner Schwester *Goëß* bildete dagegen eine gewisse Entschädigung und Ablenkung meiner ernsten Gedanken. Eine andauernde fand ich in der Verliebtheit meines kleinen Vetters Bernhard *Mayhirt.* Diese leidenschaftliche, beständige und uneigennützige Neigung half mir, um die Wahrheit zu sagen, diese trüben Tage zu überstehen. Ohne sie zu teilen, erwärmte sich daran meine Phantasie, ich labte meine Eitelkeit an den Liebesbezeigungen dieses braven, jungen Mannes. Geliebt zu werden, ist so süß; außer der Liebe zu sich selbst kenne ich nichts Besseres. Mehr als einmal verstattete mir der Himmel, unter dem Schutze eines mitfühlenden, liebenden Herzens im Kampfe gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens Atem zu schöpfen, ich konnte mir dann die Stirne trocknen und fand neue Kräfte, um mein Unglück ertragen zu können. Die Erschöpfung und die Entmutigung ergriffen mich erst

dann, als mir das Alter dieses Asyl verwehrte. Madame d'*Houdetot* sagt in ihren schönen Versen, von denen ich nur mehr den Sinn wiedergeben kann: „L'amour me consolait de tout, rien ne me console de l'amour.“ „Si l'amour ne brûle pas,“ sagt mein Tagebuch, „il rechauffe.“

Mein Vetter Bernhard teilte eigentlich meine Art, über diesen Punkt zu denken, keineswegs, in seinen Anfällen von Verzweiflung und Ärger klagte er mich mehr als einmal der Koketterie an. Ich verzieh ihm, denn er hat ja ein wenig recht. Einmal, als er mich um meine Liebe bat, die ich nicht erwidern konnte, entschloß ich mich, um ihn zu heilen, ihm nicht einmal mehr jene Freundschaft zu zeigen, die ich für ihn empfand. Seinem vertraulichen Geplauder setzte ich Banalitäten, seinen Geständnissen Reserviertheit, seinen Liebesbeteuerungen Gleichgültigkeit entgegen. Mit einem Worte, es war nicht mein Fehler, daß er seine Ruhe nicht wiedergewann. Bald bewiesen mir seine Blässe, sein Schweigen und seine Traurigkeit, daß mein Mittel ihm die Gesundheit nicht wiedergeben konnte. Ich hatte einen Freund verloren, indem ich einen Liebhaber heilen wollte.

Ich will hier nicht die langen und häufigen Gespräche mit Bernhard wiederholen, die mein Tagebuch getreulich wiedergiebt, sie gleichen allen dieser Gattung und würden euch, meine kleinen Neffen, gewiß nicht interessieren. Sie könnten aber wohl eine gute Lektion in der Koketterie für meine lieben Nichten sein. Ich will hier nur anführen, daß ich nach den peinlichen Stunden, die ich bei meinem kranken Vetter und Vormund damit verbrachte, ihn zu pflegen, abends, wenn ich am Arme Bernhards nach Hause ging, seine Zunei-

gung für mich und Franz wie einen Balsam genoß, den eben nur die zärtlichste Freundschaft geben kann.

Bernhard hatte einen Urlaub erhalten, um Franz nach Italien begleiten zu können, wohin ihn die Ärzte zu seiner Heilung oder vielleicht zu ihrem Nutzen schickten. Sobald das Wetter es erlaubte, reisten sie ab. Ach, dieser Abschied von Franz, diesem Freund, diesem so teueren und anhänglichen Verwandten, der uns mit seiner Liebe seit unserer Kindheit umgeben, dieser Abschied sollte für *immer* sein! Am Morgen seiner Abreise waren Konstantine und ich gekommen, um ihn noch einmal zu sehen. Die Hoffnung, in Italien seine Gesundheit wiederzufinden, gab ihm einige Kraft, dennoch umarmte er uns, als er den Wagen bestieg, mit großer Rührung. Bernhard benützte diese Gelegenheit, um mich fest an sein Herz zu pressen, Tränen überströmten sein Antlitz. Dann entführte sie der Wagen in die Ferne.

Wider Erwarten ließ die Reise anfänglich alle beunruhigenden Krankheitssymptome verschwinden, in Strà an der Brenta, der Sommerresidenz des Gouverneurs von Venedig, angekommen, wurde er von Isabella und Josefine mit einer Zärtlichkeit empfangen, die ihm ebenso wohl tat, wie die Reise. „Er ist über alles zufrieden," schreibt mein Tagebuch, „die Luft, sein Zimmer, alles belebt seine Hoffnungen." Diese guten Nachrichten ließen mich nun auch die Annehmlichkeiten meines neuen Lebens besser genießen. Ich schreibe darüber:

1. Juni 1816: Ich befinde mich auf der Landstraße sehr wohl, je länger ich hier verweile, desto besser gefällt mir *Rasumoffsky.* Eine wirkliche Herzensgüte, verbunden mit einem scharfen Verstande und einer leicht erregbaren Empfindsamkeit geben ihm einen Reiz, der für

mich immer unwiderstehlich ist. Er betet meine Schwester an, sie liebt ihn sehr, ich betrachte ihr Glück voll Freude und nehme daran teil. Auch würde ich nicht gedacht haben, daß ich die Landluft so wenig, gerade in der schönsten Jahreszeit, vermisse. Ursache daran ist der Park des Fürsten Rasumoffsky mit seinen Bosketten, seinem Rasen, seinen Blumen und Gebüschen, seinem so frischen Schatten und der herrlichen Aussicht auf die Donau und den Prater. Ich promeniere dort frühmorgens, denn ich stehe zwei Stunden früher auf, als die „Herrschaft". Diese Morgen sind lange, ungezwungen und gut ausgefüllt, der Abend bringt Promenaden oder Theater. Auf diese Weise vergehen die Tage im Fluge. Allerdings sind gewisse Diners, Zeremonien, Visiten zu überstehen, die mich langweilen, aber ich bin in so vortrefflicher Stimmung, daß ich davon nicht müde werde. Meine gute Mèretout hat sich auch ein kleines Heim geschaffen und kommt viel zu uns. Rasumoffsky ladet sie täglich zum Diner ein und machte ihr eine Golddose mit hundert Dukaten Inhalt zum Geschenk. — Ich bin zufrieden, ich hatte ja ein wenig Ruhe nötig. Der Winter und Aufregungen aller Art hatten mich doch ein wenig bedrückt, und Bernhards Leidenschaftlichkeit hätte mir, infolge ihrer intimen Tête-à-tête's gefährlich werden können. Es ist nicht, daß ich mich deshalb traurig fühle, nein, das ist nicht zu befürchten, aber seine Huldigung weckte in mir romantische, unnütze, um nicht zu sagen, für meine achtundzwanzig Jahre lächerliche Ideen. „Un sentiment sans object, ou plutôt une disposition au sentiment ne sied plus à mon âge."

Übrigens änderten sich meine Stimmungen bald darnach, ich vermißte doch das Land und fühlte mich,

mitten im Sommer auf den immerhin engen Park beschränkt, nur in Gesellschaft von einigen alten Ministern, übertragenen Frauen und kaum einigen Herren von dreißig Jahren gelangweilt.

Mein Tagebuch ergeht sich in langen Betrachtungen über den Wert der Jugendillusionen, über meine Faulheit im Verzeichnen interessanten Materials usw. Ich führe hier nur folgende Gedanken an:

„Meine Unbehaglichkeit ergab sich aus der Verschiedenheit der Luft, die meine Seele am Morgen meines Lebens einatmete und die sie jetzt genießen mußte. An den Anblick der Tugenden, die der väterliche Herd erschloß, an die guten und christlichen Worte, die dort fielen, an die Achtung vor allem Heiligen und Guten und den Abscheu vor allem Bösen gewöhnt, fühlte sich meine Seele unter dem Hauch des Lasters verkümmert, sie erstickte unter den Ausschreitungen des Egoismus, der Sittenlosigkeit, Irreligiosität und selbst Gemeinheit, die sich unter dem Mantel der Biederkeit verbarg, so daß sie ihren wahren Charakter nur schwer erkennen ließ.

Aber glaubet nach dem Gesagten nicht, daß *Wien* damals schlechter war, als andere Städte, es war im Grunde nur ebenso schlecht, ja sogar scheinbar besser. Es gab unter der Zahl seiner Einwohner auch Frauen von großem Verdienste und tugendhafte Männer. Doch genossen weder die einen, noch die anderen deshalb eine größere Achtung, im Gegenteil, sie bedurften anderer Vorzüge, um geschätzt zu werden, während die Laster bei anderen diese „en vogue" brachten. So nahm die Fürstin *Liechtenstein*, geborene Landgräfin v. *Fürstenberg*[1]) durch ihr untadeliges Benehmen und ihre große

1) Josefa Sofie Fürstin *Liechtenstein-Fürstenberg* (1776—1848) v. I, S. 176.

Liebenswürdigkeit keinen so hervorragenden Platz in der Gesellschaft ein, als wie infolge ihres Ranges, und durch die Stellung und den Reichtum ihres Gatten. Die Frau F. wieder, die kaum liebenswürdig, kaum schön, aber sittenlos und käuflich war, galt als di ersete Modedame, weil jedermann ihr Geliebter war. Der Prinz Wenzel *Liechtenstein* mit seinem abstoßenden Äußeren und seinem falschen Gaumen war die Koryphäe der jungen Herrenwelt, weil er ihr Oberroué war, während sein Bruder Ludwig, der österreichische Bayard, infolge seiner Bescheidenheit unbemerkt geblieben wäre, wenn ihn nicht sein Name der Vergessenheit entrissen hätte.

Dies ist der Welten Lauf, ich spreche nur davon, weil ich es in meiner Unerfahrenheit noch nicht wußte und mir die Entdeckung einen lebhaften Kummer bereitete. Übrigens ärgerte ich mich nicht gerade über diese perversen Leute (obgleich ich, die Tünche entfernend, vor diesen Personen, die ich früher achtete, Abscheu haben mußte), aber es mußte mein ehrliches Gemüt bis zur Entrüstung auflehnen, wenn ich den leichtfertigen Ton auch guter Menschen hörte, die in ihrer Nachsicht für das Laster über die Tugend spotteten. Mein Gerechtigkeitsgefühl vor allem fühlte sich verletzt, wenn ich den seltsamen Ehekodex dieser Leute betrachtete, der den auf die eheliche Treue bauenden Gatten verhöhnte, während er denjenigen strenge verurteilte, der seiner koketten besseren Hälfte verbot, mit seiner Ehre zu spielen. Und diese Ehre ist doch das teuerste seiner Güter, er verteidigte sie bisher mit sei-

1) Wohl die berüchtigte Gräfin Johanna *De Fours* (auch Fours genannt), über die Gustav Gugitz in der Neuausgabe von F. A. v. Schönholz' Traditionen, München, G. Müller, 1913, berichten wird.

nem letzten Tropfen Blut, sie ist das Erbe für seine Kinder und wenn ihr Glanz getrübt würde, kann er ihnen nur ein sehr zweifelhaftes Gut hinterlassen.

Das war es und ist es noch, was mich entsetzt. Ich weiß, daß man mir ganz richtig entgegnen wird, daß das Unrecht des Ehegatten nur die Folge eines solchen der Frau sei, aber dieses unbillige Gesetz, von dem ich oben sprach, gilt doch nicht nur für diese da, es bezieht sich noch viel mehr auf den untadeligen und unglücklichen Gatten. Ich erinnere mich, wie ich aufbrauste, wenn ein gewisser Herr von dem Rechte der Gattin eines alten Mannes sprach, sich einen Liebhaber zu halten, und wie ich in Tränen zerfloß, als der Prinz Eduard *Lichnowski*, der Neffe Rasumoffsys, mich zu fragen wagte, wen meine Schwester unter den jungen Herrn denn vorziehe. Von da an und bis heute bewies mir das Benehmen meiner Schwester den Wert der Grundsätze, die die braven Eltern uns eingeimpft hatten. Sie bildeten für Konstantine den Schutz gegen alle Gefahren ihrer Stellung und ihres eigenen Herzens.

Der Zustand Franz *Hagers* verschlimmerte sich plötzlich Ende Juli und ein Gehirnschlag machte am 1. August seinem Leben ein Ende. Mein Bruder und seine junge Frau kamen damals gerade nach Strà, Isabella brachte zwei Tage später dort ein Kind zur Welt. Am 26. Juli überfiel meinen Vetter ganz plötzlich eine Art Betäubung, die alle seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten lähmte, er kam nicht mehr zu sich und schlummerte hinüber. Der Himmel wollte ihn haben, um ihn zu belohnen!

Armer Franz! Wer kann, wie du sagen: „Ich habe immer meine Pflicht getan, ich habe keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um Gutes zu tun, das Glück vieler

ist mein Werk?“ Ach leider wurde er nicht auf dieser Erde belohnt. Von Jugend an in eine Karriere gedrängt, die ihm mißfiel, verlebte er seine schönsten Jahre in kleinen Kreisstädten, wie Korneuburg, Traiskirchen usw. Von seinen Angehörigen entfernt, jedes Freundes und Vergnügens bar, seinen Träumereien überlassen, denen sich sein lebhaftes Gemüt und sein durstiges Herz hingab, flößten ihm die Einsamkeit, die massenhafte Lektüre von Romanen allerlei falsche Ideen ein, nach denen er die Gesellschaft beurteilte. Mit vierunddreißig Jahren hob dann seine leidenschaftliche Liebe zu meiner Schwester Konstantine an, die geeignet war, viel eher das Herz eines fünfzehnjährigen Mädchens zu entsetzen, als zu rühren. Zehn Jahre hindurch lebte er, von namenloser Eifersucht geplagt, in der Ungewißheit, ob er geliebt würde oder nicht. Hätte er immer Konstantine geglaubt, hätte er nicht den falschen Vorspiegelungen seiner Schwester Minerl getraut (daraus entstand auch seine Abneigung gegen Minerl), er wäre bald innegeworden, daß seine Angebetete nur eine kindliche Verehrung für ihn hegte. Als mich Konstantine, während sie in Polen war, beauftragte, Franz die Augen zu öffnen, erfuhr er die Wahrheit: daß nämlich er meine Schwester oft gepeinigt und sie, um seinen Ruf zu sichern, ihre Liebe zu Pepi *Chotek* geopfert habe. Er verstand nun, daß er die Sache gutmachen müsse, und gab nach einem heftigen Seelenkampfe seine Liebe scheinbar auf. Er wurde jetzt der zärtliche und wahre Freund meiner Schwester. Nach dem Tode meines Vaters, den er sehr geliebt, wurde er eine Art Vorsehung für meine Mutter und für uns. Dann verlor er seinen alten Vater und die Kette von Trübsal hörte für ihn nicht mehr auf. Bald waren es die Leiden seines Vater-

landes, die er heftiger empfand, als selbst ein guter Bürger, bald waren es seine Sorgen um unsere Verhältnisse, als uns das Patent das Vermögen raubte. Dann trat der Tod meiner Mutter ein, darauf die verhängnisvollen Kriege und der mannigfache Ärger in seinem Beruf als Polizeiminister gerade zur Zeit vor und nach dem Sturze Napoleons. Endlich trat Ruhe ein und versprach ihm angenehme Tage, da läßt seine Gesundheit nach, die Heirat meiner Schwester, die er so innig geliebt, bricht ihm das Herz, er zieht sich von ihr zurück und macht Projekte für seine alten Tage, — da faßt ihn der Tod mit seiner kalten Hand und er stirbt. . . .

Ich spreche von *Rasumoffsky* zu wenig. Das kommt daher, weil ich ihn zu lieben anfange und zwar so, wie wenn es nie anders gewesen wäre. Er verdient es aber, daß ich sage, wie gut, wie empfänglich, wie zärtlich er nicht allein Konstantine gegenüber, sondern auch gegen mich ist, wie er meinen Kummer über den Verlust unseres Freundes teilt. Sein Herz, das mit jedem sympathisiert, der leidet, ist immer bereit, sich für alles Gute und Edle zu begeistern. Er vermißt schmerzlich den armen Vetter, dessen Freund er hätte werden wollen. Aber alles, was ich über Rasumoffsky sagen könnte, würde mir kalt erscheinen, ich hasse es, Lobeshymnen über Leute anzustellen, die ich liebe. Ich glaube, alles mit den Worten gesagt zu haben: Ich *liebe* sie. Rasumoffsky hatte mit seinen überschrittenen vierundsechzig Jahren, die er an allen Höfen, in der großen Welt und in der Diplomatie verbrachte, den Enthusiasmus eines jungen Mannes und die Einfalt eines Kindes bewahrt. Er war ein wirklich exzeptioneller Charakter!

24. Oktober 1816: Wir genossen die schönen Herbsttage, indem wir meinen Schwager auf eine Jagd be-

gleiteten, die ihm der Kaiser bei *Aspern* am Donauufer überlassen hatte. Es ist dies ein hübsches Land, vier Meilen von hier. Die gute Luft und die Bewegung machen uns Freude und tun uns gut. Manchmal schieße ich auch einige Rebhühner oder Fasanen und dann wird auf dem Grase gefrühstückt. Dies ist sehr lustig. Lord Richard *Clanwilliam*[1]), der Neffe Rasumoffskys (von seiner Mutter, die die Schwester der ersten Frau des Fürsten war) begleitet mich manchmal, er ist einundzwanzig Jahre alt, ein guter, offener junger Mann, ganz Engländer, und sehr hübsch. Er und seine Schwester *Selina* sind die einzigen, die meiner Schwester und mir angenehm sind, eventuell noch der Marquis de *Caraman*, der französische Gesandte, der jene gewisse Liebenswürdigkeit besitzt, die erfrischt. Wir beabsichtigten, auf drei Wochen zum Grafen *Czernin* nach Böhmen zu gehen, wo eine Menge Leute für die Jagden und Ritte zusammenkommen und man sich sehr gut unterhält, aber das Schicksal wollte es anders.

24. November: Unsere Reise fand nicht statt, dieser Verzicht war eines der vielen Opfer dieses Jahres. Es kamen Verwandte Rasumoffskys aus Rußland an, ein Graf *Kotschubey*[2]) mit Familie, was uns zwang, den Ausflug nach Böhmen aufzugeben. Diese Leute waren mäßig liebenswürdig, sehr prätentiös und auf Ent-

1) Die beiden Schwestern der Gräfin Elisabeth Rasumoffska-Thun waren: Christine (1765—1841), vermählte Fürstin *Lichnowska* (seit 1788) und Katharine (1769—1800), vermählte Lady *Clanwilliam.*
2) Die Schwester Rasumoffskys *Anna*, vermählte Wassiltschikoff (1754—1825) hatte einen Sohn Kyrill, der ein Frl. Almazow († 1816) heiratete. Deren Tochter Marie (1777—1844) heiratete den russischen Staatskanzler Viktor Fürst Kotschubey († 1834). Dieses Ehepaar lebte meist mit der Lieblingsschwester Rasumoffskys: Natalie Zagriajsky (1747—1837) und kam wiederholt nach Wien.

gegenkommen erpicht, der Graf war ein krasser Egoist, „la femme grimassait la naturelle, la fille grimassait la merveilleuse", dann gehörte noch zu dieser Gesellschaft ein halb italienischer, halb französischer Lehrer, der zugleich einen Abbé und einen weltlichen Erzieher vorstellte und der unerläßliche Schatten einer russischen Familie ist. Diese Leute genierten uns ganz bedeutend, dennoch gaben wir ihnen einige Soiréen und machten einige vergnügte Ausflüge mitsammen. Dann reisten sie wieder ab, wie sie gekommen.

Bald darauf bezog die Wiener Gesellschaft wieder ihre Winterquartiere und die Salons belebten sich. Die bevorstehende Heirat des Kaisers brachte durch die Ankunft von außerordentlichen Gesandten, die zur Gratulationskour gekommen waren, Bewegung in die Stadt. Es waren noch keine sechs Monate vergangen, daß *Louise Beatrix*, die dritte Gemahlin des Kaisers, das Zeitliche gesegnet hatte, ohne allzuviel Tränen zu hinterlassen. Sie war übrigens gut und liebenswürdig gewesen, aber man mochte sie nicht, weil sie den Glanz liebte. Zu ihren Lebzeiten brachte man ihr die wohlverdiente Huldigung, die sie wünschte, entgegen, aber wenig Tränen fielen auf ihr Grab, die des Kaisers waren am schnellsten getrocknet. Um sich der Trauerkleider zu entledigen, beeilte sich *Kaiser Franz* zum vierten Male das Hochzeitsgewand anzulegen. Man sagte bei Hof, daß die Tugend des Fürsten ihm nicht gestatte, lange Witwer zu bleiben und in der Tat, kaum hatte die dritte Frau die Augen geschlossen, als die Minister schon den Almanac de Gotha durchblätterten, um eine neue Kaiserin zu finden. Zum größten Erstaunen der Welt fiel die Wahl auf die verstoßene Frau des Königs Wilhelm von *Württemberg*. Dieser Prinz, den wir vom

Kongresse her schon kennen, war von seinem Vater aufgefordert worden, eine Verwandte Napoleons zu heiraten, was er als eine Schande betrachtete. Um dem zu entgehen, bewarb er sich um die älteste Tochter des Königs von *Bayern.* Diese war gar nicht hübsch, romantisch angehaucht, sentimental, pedantisch und ziemlich langweilig. Selbst über diese Wahl eines liebenswürdigen, flatterhaften und koketten Prinzen erstaunt und seinen Absichten nicht recht trauend, dachte sie sich zur Prüfung ihres Zukünftigen eine kleine Szene à la Madame Bonne aus. Infolgedessen lud die Prinzessin *Karoline,* bevor sie ihr Jawort gab, den Kronprinzen von Württemberg ein und empfing ihn in Papilotten und tiefstem Negligé: sie wollte sich *selbst* zeigen. Wenn dieser wenig verführerische Anblick seinen Entschluß nicht zum Wanken brächte, so würde ihr Bewerber in ihr eben nur die Vorzüge ihrer Seele und ihres Verstandes suchen und sie konnte dann als Belohnung für einen so ausgeprägten Geschmack ihre Hand als Belohnung geben. Der Prinz, der zu allem entschlossen war, wankte nicht, er nahm die dargebotene Hand, sah nicht auf das übrige und führte die Prinzessin zu dem Altar, der in einem ihrer Zimmer improvisiert war. Hier endigt diese moralische Geschichte; seit diesem Tage überschritt der Gemahl nie mehr die Schwelle des Brautgemaches und dann — sandte er die Prinzessin von Bayern ihrem Vater zurück.

So beschaffen war diejenige, welche *Metternich* für den ersten Thron der Christenheit ausgesucht hatte und die den kaum erkalteten Sitz der schönen und liebenswürdigen Louise Beatrix einnehmen sollte. Für diese so hervorragende Rolle wenig vorbereitet, schoß Karoline zu Beginne ihrer Herrlichkeit manchen verzeih-



Generaladjutant Adam Graf Oscherowski (1776—1855)

Aus dem Prachtwerk „Les Portraits Russes" (1762 bis 1832) des Großfürsten Nikolaus Michaelowitsch

lichen Bock. So fragte sie den Grafen *Ozarowski*[1]), wie lange er schon in Wien sei, während dieser, erst vor kurzem von Petersburg gekommen, die Kondolenz seines kaiserlichen Herrn zum Tode ihrer Vorgängerin überbracht hatte.

Im übrigen gut und wohltätig, wußte sich die neue Kaiserin die Liebe ihres Gatten und ihres Volkes zu erwerben. Was die wahre Erhabenheit anlangt, so konnte Karoline nur auf die Achtung, die ihrer Tugend gewidmet war, Anspruch machen. Die geistige Unbedeutendheit der Kaiserin, ihr anspruchsvolles Wesen und gewisse „Airs de parvenu", verbunden mit einer nichtssagenden Konversation ließen keine Bewunderung aufkommen.

Wien war in diesem Winter von 1816—1817 glänzend. Im allgemeinen glich es nicht dem Wien von heute. Wenn einige lustlose Bälle, einige Reunionen ohne anderes Interesse, als einem Wettstreit in Schmuck auf Seite der Damen, einem Luxus auf Seite der Gastgeber, wenn einige Doyens der Gesandtschaften, einige Koterien, ein mäßiges Theater, viele Gespräche unter vier Augen und viele Skandale das Programm der Gesellschaft Wiens im Jahre 1847 ausmachten und ihr einen europäischen Ruf von Abgeschmacktheit verliehen, so eilten zu der Zeit, von der ich oben spreche, eine Menge Ausländer herbei, um an allen Unterhaltungen teilzunehmen, die das gesellschaftliche Leben und die vor-

1) Adam Petrowitsch Graf *Ojarowski* (Oscherowsky und Ozarowski) (1776—1855) russischer General, zeichnete sich bei Austerlitz aus, 1812 im Hauptquartier Alexanders und bei den Befreiungskriegen erfolgreich tätig. Lebte dann zurückgezogen bis 1827, da er Kommandant in Littauen und 1833 Mitglied des polnischen Staatsrates wurde. (s. Portraits Russes II, Nr. 194). Er war auch Generaladjutant des Zaren und hatte 1816 mit der Favoritin seines kaiserlichen Herrn ein Verhältnis, das ihm dieser aber verzieh. (De la Garde II, 44.)

nehmen Häuser boten. Außer den Palästen der Gesandten und der Minister, die mehrere Male in der Woche für alle, die sich dort vorgestellt hatten, Soireen gaben, außer den vielen Diners in der Stadt und unzähligen Bällen und Festen in Privathäusern, gab es noch viele kleine Soupers für intime und elegantere Kreise. Dort war es vornehmlich, wo die Heiterkeit, pikante, lehrreiche Gespräche, liebenswürdige Kokette-rien und zart verhüllte Liebesintrigen eine Atmosphäre von Interesse, Biederkeit, von „gai-vivre", vereint mit dem Gefühle der Zusammengehörigkeit, verbreiteten, wie man es außer in Wien in keiner anderen großen Hauptstadt hätte finden können. Ich erinnere mich, daß die Woche nicht für alle diese reizenden Soupers ausreichte. Die Dienstagsoupers bei *Rasumoffsky* gehörten zu den angenehmsten, besonders im Frühling, wenn die Musik in den Gärten, die erleuchteten und mit vielen, gedeckten, kleinen Tischen besetzten Terassen, die Menge Blumen, die überall standen, und oftmals der Mondschein, der zum Schwärmen zwischen den Bosketten einlud, dem Palais Rasumoffsky ein ganz orientalisches Aussehen gaben.

Zur Belebung dieser reizenden Gesellschaften zeigten sich mehrere Angehörige der Gesellschaft bereit, gute Musik zu machen. Die Gräfin Sofie *Zichy*, geborene Gräfin *Széchényi*[1]) besaß eine entzückende Stimme und ein bemerkenswertes Talent, Felix *Woyna* hatte, so sagte man, Tränen in der Stimme, die Gräfin *Batthyány*, geborene Gräfin *Széchényi*[2]) war eine ausgezeichnete

1) Sofie Gräfin *Széchényi*, geb. 16. 10. 1789, heiratete 13.9.1807 Ferd. Grafen *Zichy*, k. k. Km. und Oberst von Liechtensteinhusaren.
2) Franziska Gräfin *Széchényi*, ihre Schwester, geb. 1783, heiratete 5. 10. 1802 Niklas Grafen *Batthyán* de Nemeth Ujvar, (1778 bis 1842) k. k. Km. und Hofsekretär der k. k. Finanzhofstelle.

Pianistin, andere junge Leute sangen ebenfalls mehr oder weniger gut, kurz, jeder hatte den Wunsch, zur Unterhaltung beizutragen, wodurch die Gesellschaft ungemein anziehend wurde. Mehrmals spielte man in diesem Winter bei der Fürstin *Lubomirska* und Gräfin *Esterházy*, geborenen Marquise *Roisin*[1]). Das Haus der letzteren gehörte zu den angenehmsten Wiens. Niemand besaß so sehr das Talent, kleine Feste zu erfinden und zu arrangieren, wie sie und ihr Gatte. Da gab es lebende Marionetten, burleske Maskeraden, lebende Charaden, chinesische Schattenbilder, Schach- und Whistpartien, deren Figuren von Personen der Gesellschaft dargestellt wurden. Meine Schwester und ich waren bei fast allen Vorstellungen tätig. Mit Konstantine überall eingeladen, nahm ich an den Vorteilen ihrer Stellung immer teil. Ich genoß davon sogar mehr, wie sie in ihrer Schüchternheit, die aus dem Mißtrauen auf ihre Erfolge in den Salons resultierte. Die Honneurs, die sie in ihrem Hause mit großer Anmut und Höflichkeit machte, ließen in ihr mehr Müdigkeit und Verlegenheit zurück, als Vergnügen.

Sie wußte, daß sie nicht auf das allgemeine Wohlwollen rechnen konnte, die Clique der Fürstin Marie war ihr gram, jener den letzten Liebhaber geraubt zu haben, Molly *Zichy* war meiner Schwester nicht minder ungünstig gesinnt, weil sie Rasumoffsky ein preußisches Fräulein[2]) als Gattin zugedacht hatte. Andere Damen wiederum, die gewöhnt waren, zur Junggesellenzeit des Fürsten in seinem Salon zu regieren, ärgerten sich,

1) Franziska, Tochter des Philipp Marquis *Roisin* und Therese Gräfin Chanclos, geb. 24. 1. 1778, heiratete 1. 6. 1793 Niklas Grafen *Esterházy*, k. k. Km., geb. 1. 1. 1775.
2) Gräfin Adelaide *Reede-Ginkel* (1792—1861), die den niederländischen General Grafen Heinrich *Perponcher-Sedlnitzky* (1771 bis 1856) heiratete. (Not. d. Verf.)

diese Herrschaft einer jüngeren und schöneren Frau, als sie selbst waren, abtreten zu müssen. Alle diese Elemente hätten auch die Mutigste verzagt gemacht, sie konnten aber doch meiner Schwester diesen Hauch von Anmut und Holdseligkeit nicht abstreifen, den sie im höchsten Maße besaß. Immerhin bemächtigte sich ihrer eine tiefgehende Bitterkeit, wenn sie, die gewohnt war, von ihrer Umgebung geliebt zu werden, oft den Neid dort vorfand, wo sie Zuneigung zu finden geglaubt. Durch ihre liebenswürdigen Eigenschaften gewonnen, traten aber doch bald viele Gegner in ihr Lager über, so daß sie an ihrem Triumphe nicht mehr zweifeln konnte.

Ich befand mich in zweiter Linie, gefeit vor allen Unannehmlichkeiten, die Konstantine öfters über sich ergehen lassen mußte. Ich will nicht sagen, daß es nicht gewisse Leute gab, die mich nicht beneideten, ältere Kameradinnen, solche, die man unter Mädchen „de petites amies" nennt; aber, da ich denen treu blieb, die ich wirklich geliebt hatte, und daher bei diesen weniger den Angriffen ausgesetzt war, als bei denen, die mir früher der Zufall und nicht die Sympathie in den Weg geführt hatten, so machte ich mir keinen Kummer darraus, deren Beifall verloren zu haben, indem ich mir eine bessere Stellung verschafft hatte. Von einigen wirklich liebenswürdigen Damen, wie der Prinzessin Johann *Liechtenstein*, der Baronin Flora *Spiegel* de *Ligne* und der Prinzessin *Grassalkovics*[1]) protegiert, von geistreichen Männern und der jungen Herrenwelt, die meine Auf-

1) Leopoldine Prinzessin *Esterházy*, geb. 15. 11. 1776, gest. 1864, heiratete 25. 7. 1793 Anton, letzten Fürsten v. *Grassalkovics* de Gyarak (gest. 1841). Sie waren Besitzer des Schlosses *Gödöllö*, das nach dem Tode der Fürstin von Josef Ritter v. *Henikstein* erworben wurde.

geweckheit unterhielt, umworben, fand ich mich bald in dieser Welt, in der ich ja auch früher nicht fremd geblieben war und deren Charakter ich im Salon der Gräfin *Rzewuska* zu studieren Gelegenheit gehabt hatte, zurecht.

Ich fand auch hier wieder diese Emanationen des Egoismus, deren Einfluß auf die Beziehungen der Leute untereinander ich schon vorher zu betrachten Muße hatte; einige Zeit betrübte mich dies, dann aber sah ich, wie jeder in diesem bewegten Meer, das man die Gesellschaft nennt, für sich allein herumschwimmt und fing ebenfalls zu schwimmen an, um nicht zu ertrinken. „Grosso mare e questo mondo, che nuotare non sà, va in fondo." So glitt ich, um die Wahrheit zu sagen, ohne Mitleid für die langweiligen Leute, wie ein Aal geschickt zwischen ihnen durch, um ihnen zu entgehen. Auch die Frauen und besonders die jungen Mädchen konnten mich nicht fesseln, jedenfalls nicht, wenn sie nicht witzig und gesprächig waren, aber diese so leeren, so versteckten Koketterien dünkten mir immer recht abgeschmackt. Im Gespräche mit Männern dagegen entdeckte ich oft Interesse, Belehrung und geistige Nahrung für meine Koketterie, wie ich gestehen will. Dieser Fehler (denn es ist ein solcher, wenn man in allen kleinen Angelegenheiten nur an sich denkt), dieser Fehler, nur denen gefallen zu wollen, die einem zu Gesicht stehen, brachte mir vielleicht einigen Tadel ein, aber, da ich nicht wußte, was man über mich sprach, so war das Übel nicht sehr groß. Ein anderer Fehler, den ich damals annahm, verdiente strengere Sühne. Er lag in meinem Rufe, eine böse Zunge zu sein, den ich meiner Neigung zur Satyre verdankte. In der Tat hatte ich oft die Ironie auf den Lippen. Dies ist immer ein

Unrecht, aber mein Herz war nie schlecht und die bitteren Worte, mit denen es sich manchmal Luft machte, entsprangen viel eher einer gequälten Empfindsamkeit, als dem bösen Willen.

25. *November:* Der eifersüchtige Charakter meines Schwagers beunruhigte mich ein wenig, „le moyen à 60 ans, de ne pas l'être, à 30 ans, de ne pas aimer les conquêtes" machte mir Angst. Alle jungen und alten Herren umschwärmen meine Schwester, es scheint mir, daß das Herz einer jungen, eleganten Frau, die einen alten Gatten hat, ein Ding sei, dessen Eroberung Ruhm bedeutet, das dem Geschicktesten und Glücklichsten zufallen muß. Diejenigen, welche es bisher versuchten, waren weder das eine noch das andere, so Eduard *Lichnowsky* mit seinem schwerfälligen, ränkesüchtigen Gehaben, seiner abstoßenden Rouerie, seinem bei jeder Gelegenheit lügenhaften Auftreten; sein Vetter *Wilhelm*[1]) mit noch geringerem Verstande, unliebenswürdig, krittlig, streitsüchtig, langweilig und garstig, der gute *Tschernitscheff*[2]), der vollendeteste Geck, der, um die Herzen zu erobern, nicht genug von seiner Eroberung von Kassel erzählen zu müssen glaubte, M. de *Caraman*[3]), ein liebenswürdiger Herr von sechzig Jahren, eine eher schmeichelhafte, als verführerische

1) Wilhelm Prinz *Lichnowsky*, geb. 1793, gest. Venedig 1864 als F. M. Lt., Geh. Rat, Km. u. Festungskommandant von Verona.

2) Alexander Iwanowitsch von *Tschernyschew* (1779—1857), kühner russischer General, 1825 Graf und 1841 Fürst, seit 1828 russischer Kriegsminister. Auf Befehl des Kronprinzen von Schweden überfiel er mit einigen tausend Reitern Kassel (30. 9. 1813), um den König von Westfalen gefangenzunehmen. Der Überfall gelang, der König entging aber seiner Gefangennahme durch Flucht. Das Königreich konnte von diesem Augenblicke an als aufgelöst betrachtet werden.

3) Siehe p. 208.

Eroberung und endlich der Graf *Ozarowski*, Adjutant des Kaisers Alexander, eine Romanfigur, der einen Ruf infolge seiner dramatischen Leidenschaften genoß und sehr geistreich, sehr liebesbedürftig und gefährlich war. Der letztere flößte Rasumoffsky vor allem Besorgnis ein.

„Es gibt gewisse Opfer der Eigenliebe," sagt mein Tagebuch, „denen man sich unterziehen muß, wenn man einen Gatten hat, den man liebt und den man nicht betrüben will; sie kosten einem um so mehr, als sie nicht Anerkennung finden, aber ich halte sie für den ehelichen Frieden nötig." Diese Bemerkung, die ich meiner Schwester sagte, hatte nicht viel Erfolg und ich bemerkte zum erstenmal, daß die beste Belehrung — die Erfahrung ist. In der Tat brachte ein bißchen Koketterie meiner Schwester ihr mehrere kummervolle Tage ein. Der Unwille, den sie empfand, fiel auf den Verführer zurück, dessen Albernheit schließlich seine Niederlage besiegelte und der, in seiner Eitelkeit gekränkt, schnell abreiste.

Die Geschichte dieses Grafen *Ozarowski* ist so melodramatisch, daß sie der Porte S. Martin[1]) Ehre machen könnte. Der Fluch seines Großvaters lag auf ihm. Gelegentlich der ersten Teilung Polens hatte es dieser polnische Edelmann, wie viele andere, vorgezogen, sich auf beiden Seiten zu sichern. Er trat zur russischen Partei über, während er seine beiden Söhne in den polnischen Reihen kämpfen ließ. In die Hände der Nationalen gefallen und wegen Hochverrat an der Nation zum Tode verurteilt, wollte er seinen Vorteil aus seiner zweideutigen Politik ziehen und verlangte den Schutz seines ältesten Sohnes. Er bekam einige Stunde Aufschub, um diesen Sohn benachrichtigen zu können. Seiner Rettung gewiß, wartete er mit aller Ruhe, aber

1) Theater in Paris.

die Stunden vergingen, die letzte nahte heran und Ozarowski wartete vor dem Schaffot, daß seine Begnadigung verkündet werde. Seine Augen überflogen die Zuschauermenge, aber seinen Sohn konnte er darin nicht finden. Als ihn nun der Henker ergriff, verlor er die Fassung und, vom Zorne gepackt, schrie er: „Ich verfluche meinen Sohn und die Seinigen, die *Wut* möge ihn ersticken!“ Sein Kopf fiel gerade vor die Füße des zu spät benachrichtigten Sohnes, der ihn hätte retten können. Viele Jahre später befand sich dieser Sohn, dessen Leben sich durch eine Kette von Tugenden, aber auch durch Anfälle tiefster Melancholie auszeichnete, mit seiner Familie in einem einsamen Schlosse. Eines Abends kehrte er von einem Ausgange mit einer Wunde im Gesicht nach Hause zurück, er war von einem tollwütigen Hunde gebissen worden. Neun Wochen dauerte die Todesqual, die jedoch äußerlich nicht sichtbar, dagegen für ihn und die Seinigen eine Marter war, da erfaßte ihn der erste Anfall bei einer Whistpartie, die er mit seiner Frau, seinem Sohne und dem Hausarzt spielte. Der Letztere schob Mutter und Sohn rasch zur Türe hinaus und schloß dieselbe, dann trat er dem Grafen, der sich auf ihn stürzen wollte, mit einer geladenen Pistole entgegen. Bei diesem Anblicke wich Ozarowski zurück, fiel zu Boden und die Tollwut erstickte ihn. Sein Sohn, der Adjutant des Kaisers Alexander war, tötete in einem Duell den Gatten seiner ersten Frau. Von Reue erfaßt, legte diese das blutige Hemd ihres getöteten Gatten in das Brautbett und sagte Ozarowski, sie werde sich beim ersten Verdacht über seine Treue vergiften. Ein Jahr später fand der Graf seine Frau, als er von einem Balle zurückkehrte, mit dem unseligen Hemd angetan, im Bette. Sie hatte sich ver-

giftet, obwohl ihr Verdacht unbegründet war. Dieses schreckliche Ereignis hinderte jedoch Ozarowski nicht, darnach vielen Frauen den Kopf zu verdrehen. Schließlich heiratete er eine so unbedeutende, prosaische Frau, daß er damit die Fackeln der Eumeniden auslöschte. Sie schenkte ihm ein halbes Dutzend Kinder und ein spießbürgerliches Heim, woran er sich, soviel ich weiß, heute noch erfreut.

Ich sagte oben, daß mir das Schicksal Nany *Wevelds* Sorge machte und sie mich in einem Brief gebeten hatte, mich für sie zu verwenden. Ein glücklicher Zufall oder vielmehr die Fürsorge des Himmels lichteten ihren Horizont für immer. Vor kurzer Zeit kam der *Kaiser Franz* nach Tirol und verblieb einige Tage in Innsbruck, wo ihm verschiedene Feste gegeben wurden, unter anderen auch eine Art Messe, wo Damen und Mädchen des Landes in aufgeputzten kleinen Marktbuden ihre Waren feilboten. Nany Weveld verkaufte, als Sennerin gekleidet, Milch und Butter. Nachdem der Kaiser ihre Waren gelobt hatte, richtete er einige freundliche Worte an die Verkäuferin, erfuhr dabei den Namen ihres Vaters, der lange Jahre in der Hofkammer angestellt war, lobte ihn und bedauerte seinen Tod und den seiner Frau. Dann frug er Nany, was sie denn nach Innsbruck geführt habe. Da erfaßte diese mit Geistesgegenwart die Situation und erzählte dem Kaiser ihre ganze Lage. Der Herrscher hörte aufmerksam zu und, als sie mit den Worten schloß: „Ich habe niemanden mehr auf dieser Welt, der mich beschützen könnte, Majestät, aber Sie sind der Vater aller Ihrer Untertanen und so lege ich denn mein Geschick in die Hände Eurer Majestät," antwortete er: „Es ist gut, mein Kind, vertrauen Sie auf mich." Wenige Wochen später erhielt Nany

Weveld das Dekret als *Hofdame* bei der Kaiserin *Karoline* mit einem Gehalt von 4000 fl. Der Kaiser hatte damals gerade seine Geberlaune, denn er verlieh bald darauf den beiden Schwestern meines verstorbenen Vetters Franz *Hager* eine Pension von ungefähr 10 000 fl.

Julie *Zichy* (geborene Gräfin *Festetics*), in die der König von *Preußen* beim Wiener Kongreß so verliebt war, starb im Alter von sechsundzwanzig Jahren. Mit ihrem Madonnengesicht hatte sie eine ebenso schöne Seele, wie es ihr Körper war. Sieben Kindern, von denen das älteste neun Jahre alt war, entrissen, wurde sie von ihrem Gatten trotz allem nicht viel betrauert, noch weniger aber von der Familie Zichy, die sie gar nicht zu schätzen gewußt. Acht Tage nach ihrem Tode waren die Tränen getrocknet und bald darauf heiratete ihr Gatte die Gräfin *Seilern*[1]), die später Steffel *Széchényi* ehelichte.

Im Dezember kam mein Bruder mit seiner Frau nach Wien. Er scheint wahnsinnig in sie verliebt, sie gibt sich, wie wenn sie bereits fünf bis sechs Jahre verheiratet wäre. Übrigens sind sie zufrieden und mehr braucht es nicht. Sie ist guter Hoffnung. . . . Der ungünstige Einfluß dieser Heirat ließ uns bald seine Folgen verspüren, mein Bruder, der in Hinblick auf seine zukünftige Nachkommenschaft egoistisch geworden war, benahm sich gegen uns nicht schön. Roger de *Damas* pflegte zu sagen: „Il n'est rien qu'on ne se permette lorsqu'on l'excuse en disant: M's enfants."

1) Die Gräfin Julie *Zichy-Festetics*, geb. 7. 11. 1790 starb 18. 11. 1816; ihr Gatte heiratete am 3. 8. 1819 die Gräfin Creszentia, Tochter des Karl August Grafen *Seilern* und Maximiliane Gräfin *Wurmbrand*, geb. 13. 5. 1799, † 30. 7. 1875, die 1836 Stefan Graf Széchényi heiratete.



Hofdame Nany Baronin Leoprechting, geb. Baronin Weveld (1786—1872)

Nach einer Lithographie von Staab in der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek

13. Dezember: Die Erfahrung ist ein böses Ding, sie macht das Herz mit jedem Tage um eine Illusion ärmer. Ich habe wieder eine solche mit großem Schmerz verloren. Ich würde gar nicht davon sprechen, aber da sich in diesen Blättern mein ganzes Leben entrollt, so darf ich auch hier nicht schweigen. Mein Bruder hatte eine lange Unterredung mit Konstantine und mir, die sehr peinlich war und in der er uns verschiedenes vorwarf, wie der Wolf in der Fabel das Lamm anklagte. Endlich erklärte er, er wolle jeder von uns ihr Kapital auszahlen, was unser Vermögen, da der Kurs auf vierhundert stand, fast in nichts verwandelt hätte. Konstantine nahm für ihre Person an, setzte sich aber für Josefine und mich zur Wehre und erreichte einen Aufschub (Josefinens Kapital blieb noch lange in den Händen meines Bruders, das meinige ist noch heute in Verwahrung seines Sohnes, Isabella wurde ausgezahlt). Dies beendete die Unterredung, in der der eine Teil seinen Egoismus und sein Mißtrauen offenbarte, der andere aber davon die Entdeckung machte. Keine Äußerung des Grolles entschlüpfte weder Konstantine, noch mir, wir verließen Josef unter Tränen und Umarmungen. Nichts hat sich in unserem Verkehr geändert, aber die Illusion ist zerstört und sein eigenes Gefühl wird ihn daran erinnern.

Konstantine und ich hatten viel unter der Laune, oder vielmehr unter der Eifersucht *Rasumoffskys* zu leiden. Diese Eifersuchtsszenen hatten dann endlose Bouderien im Gefolge. Wie garstig ist doch die Laune! Man müßte wirklich ein sehr langes Leben vor sich haben, um, ohne verrückt zu sein, seine Zeit mit Szenenmachen zu vergeuden.

Wir führten trotz unseren anscheinenden Ver-

gnügungen ein ernstes Leben, die Freude war aus unserem Hause verbannt, meine Schwester besaß davon keine Spur mehr und ich verlor auch das Restchen Lustigkeit, das ich noch hatte. Wenn der Himmel meiner Schwester Nachkommenschaft gewähren würde, wäre wohl alles besser, aber sie ist unter keinem Glücksstern geboren und das Schicksal scheint ihr diese Freude nicht gönnen zu wollen. Wieviel Tränen kostete diese Entsagung der armen Konstantine! Und doch, wäre ihr sehnlichster Wunsch erhört worden, welchem Schicksal würde sie heute entgegensehen, wo das russische Gesetz ihre Kinder verlangt und sie in Petersburg und in der griechischen Religion erzogen hätte! Gott ist oft väterlich, wenn er eine Bitte abschlägt.

XXII, 1817

Ich lernte eine bayerische Dame kennen (die Gräfin *Degenfeld*), die alle bayerischen Herren kennt, die 1809 in Schwertberg waren. Sie erzählte mir von ihnen. Leopold *Zandt* ist verheiratet (mit einer Baronin *Conninx*), Max wird es bald sein. Er wird jene Emilie Baronin *Reinach* ehelichen, die er liebte, als ich mit ihm Bekanntschaft machte. Sie ist weder jung, noch schön, Max liebt sie nicht und beide sind vermögenslos. Aber treu seinem Versprechen, trug er ihr seine Hand an, weil er nur sein eigenes Glück wagte und weil er wußte, daß Freundschaft und Achtung genügten, um eine Frau sehr glücklich zu machen. Die Dame konnte nicht genug von Max sprechen, sie lobte seinen edlen Charakter und sagte, daß er in München das größte Ansehen genieße. Der König habe ihn mehrmals auszeichnen wollen, er hätte aber die ihm zugedachten Wohltaten nur für seine Mutter erbeten.

In Würzburg bei einem Balle war es, daß Max nach langen Jahren des Vergessens die Baronin *Reinach* plötzlich wiedersah. Als er in den Saal trat und seine Augen zerstreut umherschweifen ließ, bemerkte er in einem verborgenen Boskett die magere, verwelkte und unschöne Gestalt jener Frau, die er ehemals geliebt hatte. Darüber bestürzt und beschämt, wagte er nicht, ihr näherzutreten, sondern verließ sofort den Tanzsaal

und ging nach Hause. Bald aber erwachte in seinem Herzen wohl nicht die Liebe, aber ein Gefühl der Dankbarkeit und Ehrerbietung. Vielleicht, dachte er bei sich, war es seinetwegen, daß ihre Schönheit verkümmerte, daß sie ihre Jugend in Trauer und Einsamkeit verbrachte, an ihm wäre es jetzt, den Fehler wieder gutzumachen. Sofort traf er Vorbereitungen für seine Hochzeit und bot mit der ersten Post der Baronin seine Hand an. Zur Zeit, da ich dies schreibe, wird Zandt bereits vermählt sein. Diese Nachricht verwirrte mich und ich mußte den Kopf abwenden, um meine Tränen zu verbergen. Auch im Laufe des Tages mußte ich öfters weinen. Ich glaube, daß mir dabei auch das Mitleid mit dem Schicksal der Frauen im allgemeinen mitspielt. Es ist wohl unsere Bestimmung, daß das Geschick uns denjenigen nicht gönnt, den die Natur für uns erschaffen zu haben scheint. „Es reißt sich los, was sich uns erst ergab, wir lassen los, was wir begierig faßten.“

30. Januar: Der Fasching ist glänzend, meine jetzige Stellung macht ihn mir angenehmer, als die meisten vergangenen. Die Zerstreuung amüsiert mich, ich werde noch in der Hälfte meines Lebens frivol. Ich bedurfte aber dieser Ablenkung. Man sagt nämlich, daß die Frau von dreißig Jahren eine Periode zu bestehen habe, die viel gefährlicher für ihr Herz und ihre Phantasie sei, als die mit fünfzehn Jahren. Hoffentlich wird sie für mich von ebenso geringen Folgen sein, als die erste, ich werde dieselben Empfindungen dabei haben, wie etwa ein geschickter Lootse, der über eine Klippe hinwegsegelt. Dieser Vergleich mit dem geschickten Lootsen ist etwas unbescheiden, aber man braucht keiner zu sein, um durchzukommen.



Stiftsdame Josefine Gräfin Thürheim (1791—1847)

Nach einer Bleistiftzeichnung der Verfasserin
im Besitze des Dr. A. Figdor, Wien

Der Kaiser hat soeben[1]) meine Schwester Josefine zur *savoyischen Stiftsdame* in Wien ernannt, sie fühlt sich wie im Himmel. In der Tat bringt diese Stellung sie in unsere Nähe und bindet sie an Wien. Wenn ihr diese Präbende verweigert worden wäre, würde ihr Kummer meine ganze Frivolität weggefegt haben.

12. Februar: Der 1. Jahrestag der Vermählung meiner Schwester *Rasumoffsky* wurde durch einen wunderschönen Ball gefeiert, der bis neun Uhr früh dauerte. Nach dem Dejeuner verließen uns erst die Gäste. Ich hatte ein rosa Gazekleid aus Paris an, das mir Konstantine geschenkt, und hatte auch großen Erfolg und viele Tänzer, — dies macht einem immer Vergnügen. Anderen Tages schenkte mir Rasumoffsky eine reizende, kleine Uhr.

Ich verliere zwei Personen aus der Gesellschaft, die ich gerne sah und die mir den Hof machten. Das Interesse, das einem eine Person einflößt, gibt ihren Eigenschaften einen erhöhten Glanz; man fühlt sich hingezogen und hegt eine gewisse Sympathie für sie. Und bedeutet nicht das Sympathisieren mit uns auch Liebe? Ich muß gestehen, daß mir nichts so viel Vergnügen macht, als zu wissen, daß in einem Salon, worin ich mich befinde, jemand ist, der sich mit Vorliebe mit mir beschäftigt, der weiß, wo ich sitze, der sich mir zu nähern sucht, der mich mit Aufmerksamkeit oder Bewunderung ansieht, den ich glücklich mache, wenn ich ihn anspreche und der eine Leere fühlt, wenn ich den Raum verlasse. . . . Diejenigen Frauen, die behaupten wollen, sie seien

1) Josefine *Thürheim* (1791—1869) wurde am 13. 1. 1817 Stiftsdame, später Hofdame der Vizekönigin der Lombardei, Erzherzogin Marie Elisabet, geb. Prinzessin Savoyen-Carignan, Gemahlin des Erzherzogs Rainer. 1832 heiratete sie den Grafen Franz *Contarini* (gest. 1869), k. k. Km.

gegen einen derartigen Erfolg unempfindlich, bleiben nicht bei der Wahrheit.

Wie dem auch sei, ich vermisse den Grafen Viktor de *Caraman*[1]), den ältesten Sohn des französischen Gesandten und den Herrn *Chlapowski*[2]) und zwar nicht so sehr, weil ich ihnen gefiel, sondern weil sie liebenswürdige Leute sind. Namentlich der letztere vereint mit einem durchdringenden Verstand etwas Interessantes in seinem Äußern und seinem Charakter. Er ist achtundzwanzig Jahre alt und Pole. Am Hofe Napoleons, dessen Page er war, aufgezogen, wurde er von diesem zur Zeit des russischen Krieges, in welchem der junge Chlapowski unter dem Oberbefehl eines Tyrannen für die Freiheit mit Begeisterung stritt, ausgezeichnet. Er teilte den Irrtum seiner Landsleute. Mit mehr Überlegung und weniger Vertrauen hätte er mit seinen dreiundzwanzig Jahren einen geringeren Eifer und eine größere Beherrschung in seinen Gefühlen bewiesen. Nach der Rückkehr aus Rußland fesselte das Unglück Napoleons Chlapowski an dessen Person. Er verließ ihn erst, als der Kaiser nach Elba verbannt wurde, aber die Binde war von den Augen des jungen Polen gefallen und am 20. Mai 1815 kehrte er endgültig in sein Vaterland zurück. Der General *Wallmoden* erzählte mir alle diese Details, als er mich mit Chlapowski sprechen gesehen.

1) Victor Louis Charles de Riquet, Comte de *Caraman*, 1820 Duc, französischer Generalleutnant, 1814 Gesandter in Berlin, von 1815—1820 in Wien, geb. Paris 1762, gest. 1839. Sein ältester Sohn war obiger Graf *Victor*.

2) Desiderius Adam Philipp Nerius von *Chlapowski*, polnischer Offizier und Militärschriftsteller, geb. zu Turew in Posen 29. 5. 1789, gest. in Zureny in Posen am 27. 3. 1879, Günstling Napoleons I., 1831 unter Chlopicki Divisionsgeneral, seit 1854 lebenslängliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, zuletzt Senior desselben.

„Ich rate ihnen", fügte er bei, „auf Ihrer Hut zu sein, da die Erfolge dieses Polen bei den Frauen ebenso glänzende sind, wie die in seiner militärischen Laufbahn. Er war in Paris der Mann à la mode, die Damen am Hofe Napoleons fanden ihn unwiderstehlich und er erstreckte seine Eroberungen sogar bis in das Faubourg St. Germain." Chlapowskis bester Freund hätte ihm bei mir keinen größeren Dienst erweisen können, als indem er mir sagte: „Nehmen Sie sich in acht!" Und doch hatte Wallmoden das Gegenteil beabsichtigt. Aber die Männer sind eben so ungeschickt — vielleicht hätte ich sonst gar nicht soviel auf den Polen acht gegeben. Wenn auch vielleicht nur aus Neugierde, so will eine Frau dennoch den „gefährlichen Mann" kennen lernen. . . . Wirklich sehr schade, daß Chlapowski abreisen mußte!

Dreiundzwanzig Jahre später sah ich Chlapowski wieder, es war in Rom. Die ganze Zwischenzeit hatte er in einem einsamen Schlosse in Preußisch-Polen verbracht. Verheiratet, Vater von vielen Kindern, genoß er damals den Ruf eines verdienstvollen und sehr frommen Mannes. Es freute mich, ihn wiederzusehen und er legte viel Empressement an den Tag; ich muß aber gestehen, daß er als Frömmler mir viel weniger liebenswürdig erschien, wie ehedem als Don Juan.

14. März 1817: Heute bin ich neunundzwanzig Jahre alt, noch ein Jahr und ich muß der Jugend Adieu sagen! Habe ich die Freuden dieses Lebensfrühlings kennen gelernt, habe ich an meine Lippen den berauschenden Becher des Glückes gesetzt? Habe ich die Liebe gefühlt? Ach, diese schöne Zeit hat mir mehr Tränen, denn Vergnügen gebracht, diejenigen, welche mir eine Schimäre darbot, waren noch die besten ... Ich werde die Jugend verlassen, ohne die Liebe kennen gelernt

zu haben, ich werde endlich sterben, ohne von den ehelichen und mütterlichen Freuden etwas gefühlt zu haben, aber ich werde meinem einsamen Dasein ohne bittere Reue entfliehen. Werde ich doch sagen können: „Ich habe einige Wohltaten vollbracht, ich hatte Freunde, meine Seele liebte sie; sie segnete ihren Schöpfer; mein Leben war kein unnützes."

Diese traurige Ergebenheit beim Abschiede von der Jugend war nicht mein letztes Lebewohl, etwas anderes bewegte mich noch, es suchte seine Fesseln zu sprengen und sich mit meinen anderen Gefühlen zu vermischen. Der Abendhymnus meiner neunundzwanzig Jahre war nicht mein letzter Schwanengesang. Die Ursache davon lag in den ungestümen Eindrücken, die ein romantisches Drama auf mich gemacht und die ich acht Tage später in deutscher Sprache wiederzugeben suchte, jener mir heiligen Zunge, in die ich mich immer nur dann vertiefte, wenn ich meine geheimsten Gefühle offenbaren wollte.

Ich habe ein Theaterstück gesehen, es heißt das „*Kätchen von Heilbronn*"[1]), das Ding hat meinen Kopf um zwölf Jahre jünger gemacht, es hat mich, wie durch einen Zauberschlag in jene poetische Zeit versetzt, wo mein Herz voll Ahnung und Hoffnung bei dem Gedanken edler, reiner, allhingebender Liebe heftig mir im Busen schlug. Ich schien zu träumen oder besser gesagt, des Poeten Traum trat mir vor die Seele, wie eine warme Wirklichkeit. Recht kindisch freute ich mich, daß es in der Welt solch biedere, treuliebende Männer gäbe, wie

1) Heinrich v. *Kleists* (1777—1811) Ritterschauspiel „Das Kätchen von Heilbronn" erschien 1810 und handelt bekanntlich von der rührenden Liebe der Waffenschmiedstochter Kätchen, die sich später als Kaiserstochter entpuppte, zu dem Ritter Wetter vom Strahl.

Ritter Wetter vom *Strahl* mit einem so echten Ehr- und Zartgefühl. Ich war entzückt, daß es Mädchen gibt, wie das gute Kätchen, so voller Einfachheit, Liebe, Zuversicht und Hingebung, ohne Hochmut, ohne Mißtrauen, weil sie auf den Geliebten, wie auf einen Gott vertraut und ihn unendlich liebt. Da dachte ich, ich wäre auch so, wie Kätchen gewesen, ich hätte alles so getan, wie sie und könnte auch so lieben. — Kurz ich war seelenvergnügt und vergaß meiner durch zwölf Jahre eingemarterten Welt- und Menschenkenntnis und sogar meiner neunundzwanzig Jahre. Nun ist es wohl vorüber mit dem Schwindel, denn acht Tage sind verflossen seit diesem herrlichen, poetischen, täuschungsvollen Abend, — allein ich weiß nicht, es will in meinem Kopfe noch nicht recht Ruhe und Klarheit werden, noch wirbelt es von Erscheinungen aus einer idealen Welt darin. Ich hätte nimmer gedacht, daß es so schwer halten dürfte, meine gravitätische Vernunft zurückzurufen. Immer und immer wieder fragt es leise in meiner Seele: „Zu was ward denn ein solcher holder Schatz von Treu und Liebe in dem Busen einer Frau geschaffen, — wenn er darin verdorren muß?"

20. April: Meine Schwägerin kam mit einer Tochter nieder, die man *Marie*[1]) taufte und die sich wohl be-

1) Marie Louise Leopoldine Gräfin *Thürheim*, geb. Wien 4. 4. 1817, gest. Weinberg 12. 3. 1886, heiratete Schwertberg 28. 8. 1838 den Grafen Camillo Rüdiger *Starhemberg* (geb. 8. 9. 1804, gest. Wien 9. 6. 1872), der in erster Ehe mit Guidobaldine von *Steinmetz* aus Cilli (gest. 19. 8. 1835) vermählt gewesen. Der Graf erhielt nach dem Aussterben der älteren fürstlichen Linie (1860), aus der Leopoldine Thürheim-Starhemberg stammte, den Fürstenstand und das Fideikommiß. Fürstin Marie Starhemberg-Thürheim war langjährige Vorsteherin und Gründerin des Isabellen-Kinderspitales in Linz. Sie starb kinderlos.

findet. Josef ist über seine Vaterschaft stolz und zufrieden.

8. Mai: Die gute Josefine ist zurückgekommen, um in das Stift einzutreten, sie ist magerer geworden, was ihr aber gut steht. Nach zwanzigmonatiger Trennung bin ich glücklich, sie wieder zu haben. Sie hat mir ein Geheimnis anvertraut, sie ist ein wenig (oder vielleicht sehr) in einen jungen Mann verliebt, der meinem Schwager Goëß zugeteilt ist und einen ziemlich unbekannten Namen führt, obwohl er von Adel ist[1]. Nach ihren Erzählungen ist er kein Romanheld, aber er gefällt ihr nnd sie lieben sich. Dies wäre ja alles gut, aber sie wollen sich heiraten und diese Tatsache macht ihre Rechte geltend. Die Umstände werden ihnen aber ein schreckliches Veto zurufen. Josefine will mich zur Vertrauten und Ratgeberin nehmen, ich fürchte jedoch, daß ich ihr die Hindernisse weisen muß, die sich ihren Illusionen entgegensetzen. Ich hoffe auf die Zeit, die ihr schon einmal in einer ähnlichen Gelegenheit einen Dienst erwiesen hat.

4. Juni: Ich habe diesen fraglichen Herrn noch nicht kennen gelernt, er heißt *Degrazia.* Sein Vater wurde erst gerittert, leider! er hat kein Vermögen und wird nie welches bekommen, leider! Zu Beginn ihres Aufenthaltes war Josefine so sehr mit ihm beschäftigt, daß ihr in unserer Gesellschaft nicht wohl wurde. Dies ist aber ziemlich vorübergegangen, nun ist sie viel liebenswürdiger zu uns.

1) Franz Freiherr *Degrazia* de Podgosdam, geb. 6. 12. 1791, gest. 24. 4. 1863, Sohn des Athanas v. D. (1765—1832) und der Gräfin Clementine Coronini (geb. 1771), k. k. Km., Landstand in Niederösterreich, Görz und Gradiska, Reg. Rat., heiratete 16. 11. 1820 Friderike von *Woroniecki* a. d. H. der Fürsten Korybut-Woroniecki (1797—1860). Seit 1803 waren die D. Freiherren.

Ach, wir können uns nur noch kurze Zeit an ihrer veränderten Stimmung erfreuen, in zehn Tagen verlassen wir uns schon, denn sie reist nach Schwertberg und wir gehen nach Karlsbad und an andere Orte in Böhmen. Arme, kleine Josefine! In Schwertberg erwarten sie unangenehme Augenblicke! Sie wird dort die Erinnerungen an jene vorfinden, die sie liebte und die nicht mehr sind, sie wird dort kalte, fremde Gesichter sehen, die Fürstin *Starhemberg*, ihren älteren Sohn Georg[1]), Gräfin *Batthiány*, Pepi *Thun*[2]) und dessen Frau. Alle diese Leute haben sich in unseren Penaten niedergelassen und wir sind dort fremd geworden. Armes Schwertberg! Wie zerreißt es mir das Herz, wenn ich an dich denke!

10. Juni: Karl *Chotek* hat eben eine Gräfin *Berchtold* geheiratet. Vom Eheteufel verführt, wollte er sich, so schnell als möglich, höchstens in fünf bis sechs Wochen, verheiraten. Diese Spanne Zeit gewährte ihm sein Urlaub, um eine Frau zu suchen; er war damals, soviel ich weiß, Kreishauptmann in Innsbruck. In seinem gewohnten Ungestüm lief er alle Gesellschaften ab; weder die Kürze der Zeit, noch die Schwierigkeit des Unternehmens entmutigten ihn. Alle seine Verwandten und Freunde wurden in Bewegung gesetzt, um seine bessere Hälfte zu entdecken und jeden Abend zankte er sich mit ihnen, weil sie noch nichts gefunden hatten. Endlich verriet ihm jemand ein ungarisches Fräulein, das

1) Siehe später.

2) Jedenfalls Josef Matthias, geb. Prag 24. 2. 1794, gest. 24. 9. 1868, Neffe der Gräfin Rasumoffsky-Thun und Sohn des Josef Joh. Bapt. Grafen *Thun* und *Hohenstein-Klösterle* (1767—1859) und seiner ersten Gemahlin Elisabet Gräfin *Schrattenbach* (1768—1794, vermählt 1793), heiratete Prag 10. 9. 1816 Franziska Gräfin *Thun-Choltitz*, geb. Prag 25. 1. 1796, gest. Salzburg 14. 10. 1883.

jung, aber nicht schön, reich, aber nicht erzogen und von ziemlich guter Familie war, doch hatte es „une mère si vulgaire et si colère“ (eine geborene *Huszár*[1]) daß ihre Kinder, die auch nichts weniger, als sanftmütig waren, sich ganz unglücklich fühlten. Es bedurfte also wenig Anstrengung, der Tochter den Kopf zu verdrehen und sie aus der Sklaverei zu befreien. „Aussitôt on parla, on reparla, on pourparla, Charles dit que c'était précisément là la moitié de lui même.“ Die junge Gräfin sagte zu und vor dem Ende des Urlaubes bildeten diese beiden Hälften ein Ganzes. Es war auch wieder eine im Himmel geschlossene Ehe, sagte man. Ach, auf Erden hatte sie für den armen Karl mehr Dornen, denn Rosen! Mit einem gewissen Fatalismus ergab er sich den Launen seiner Frau und empfand infolge der Dummheiten, die sie ihn in seiner Karriere machen ließ, manchen Katzenjammer. Trotz seines unermüdlichen Eifers, seinem wirklichen administrativem Talent, seiner großen Rechtlichkeit und anderer Tugenden, die einen Staatsmann zieren können, machte sich Karl Chotek in seinen Stellungen als Statthalter, die er nacheinander einnahm, viele Feinde. Überall erregten der Einfluß der Albernheit und des maßlosen Hochmutes seiner Gattin Haß und waren die Ursache von gefährlichen Inkonsequenzen seinerseits. Noch heute, da Karl sechzig Jahre und pensioniert ist, ist er das Opfer seiner Unvorsichtigkeiten. Trotz allem fühlte er sich in seiner Ehe glücklich.

1) Marie Anna Franziska *Huszár* v. *Szent-Kereszt*, Stkr. O. D.. geb. Kemencze 3. 10. 1771, gest. 10. 11. 1847, Tochter des Joseph H., k. k. Rat und Oberanwalt des Honter Komitates (1739—1816) und der Anna Marie Majláth v. Székhely (1745—1813). Sie heiratete Nagy-Surány 28. 11. 1792 Anton Grafen *Berchtold*, k. k. Km., geb. Tyrnau 12. 7. 1754, gest. Wien 25. 3. 1819.

12. Juni: Richard *Clanwilliam*[1]) ist nach England zurückgekehrt. Dieser nette junge Mann zeigte beim Abschied so viel Schmerz, daß ich ihn um so lieber gewann. Die Tränen standen seinen schönen, großen, kastanienbraunen Augen, die von langen schwarzen Wimpern beschattet wurden, so gut. Die Natur hatte Clanwilliam ein bestechendes Äußere, einen aufgeweckten Verstand, Offenheit und eine für einen Engländer ziemlich große Empfindsamkeit gegeben. Mit einundzwanzig Jahren bereits Unterstaatssekretär, schien sich ihm eine glänzende Karriere eröffnen zu wollen. Daraus wurde aber nichts; von den Frauen verhätschelt, traten seine schlechten Eigenschaften immer mehr hervor. Seine Fehler und noch mehr seine Impertinenzen brachen ihm bei seiner ersten Mission am Berliner Hofe den Hals, der König verlangte seine Abberufung. Clanwilliam wurde in Staatsgeschäften nie mehr verwendet. Ich werde noch manchmal auf ihn zurückkommen; heute ist Lord Clanwilliam, als Gatte der Lady Elisabet *Herbert*, Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft, ein sehr guter Heigh Tory und ein angesehener Mann; nicht mehr! Es war also, um dahin zu kommen, nicht der Mühe wert, mit einundzwanzig Jahren schon Unterstaatssekretär zu sein!

Gelegentlich der Abreise nach Karlsbad, das mir viele Abwechslung bringen sollte, war ich über die Trennung von Josefine und Fräulein *Tisserant* sehr betrübt. Mein Bruder hatte nämlich, aus Furcht, seine junge Frau zu langweilen, die gute Mèretout nicht nach Schwertberg eingeladen, obgleich unsere alte Gouvernante in ihrer

1) Richard II. Meade, 3. Earl of *Clanwilliam*, Sohn des Richard I. Meade, irischer Staatsmann, geb. 15. 8. 1795, vermählt 5. 7. 1830 mit Elisabet Herbert, geb. 31. 3. 1809.

Bescheidenheit gewiß niemanden geniert hätte, für Josefine hingegen die Vertraute in allen ihren Gemütserregungen gewesen wäre. Arme Mèretout, achtundzwanzig Jahre hindurch war sie nie ohne uns gewesen, unsere Abreise mußte ihr also großen Kummer verursachen. Die Unabhängigkeit ist nicht für jedermann ein Gut, man muß sie kennen, um sie zu schätzen. Es gibt Leute, die sich unglücklich fühlen, selbst einen Willen äußern zu müssen. — Außer dieser Schwäche mußte Fräulein Tisserant auch in anderer Beziehung die Trennung schmerzlich empfinden. Ihr Bruder hatte seine Ankunft annonciert, war aber noch nicht eingetroffen, dagegen verursachte ihr eine kleine Nichte, deren Einlangen wir im Interesse ihrer Zerstreuung willkommen geheißen hatten, nur Kummer. Sie war die Tochter des zweiten Bruders von Fräulein Tisserant, der ehemals Priester, während der Revolution Renegat geworden war und auf seine Tochter die Früchte der illegitimen Abstammung vererbt hatte. Sie war verschlagen und unzüchtig.

Ich weinte daher viel, als ich von Mèretout und Josefine Abschied nahm. Besonders griff mir der Kontrast ans Herz, den das traurige und einsame Loos meiner Schwester gegen das meinige bildete. Welch traurige Gemütsbewegungen erwarteten sie, während ich dem heitersten und abwechselungsreichsten Leben entgegenging. Warum sind unsere Lose so verschieden, ich habe es doch nicht verdient, es besser zu haben, als sie?

Bevor wir uns nach Karlsbad begaben, verbrachten wir einige Tage bei Johann *Chotek*, dem Vater unserer Freundin Therese. Ich schreibe darüber unter dem 24. Juni 1817: Wir leben hier angenehm und bequem. Graf Chotek ist überglücklich, daß *Rasumoffsky* seine

Anpflanzungen lobt, alle sind gut aufgelegt, man erzählt sich viele Anekdoten aus der vergangenen Zeit, die Gräfin *Chotek*[1]) ist besonders damit geladen, sie erzählt gut und die Konversation stockt nie. *Neuhof*[2]) ist ein garstiges Schloß und hätte auch eine unschöne Lage, wenn nicht Graf Chotek die Gegend seit dreißig Jahren mit allerhand Bäumen bepflanzt hätte. So bildet das Schloß eine Art Oase mitten im Kreise von Časlau, der so traurig und unfruchtbar ist und dessen Dörfer nur mit jenem grünen Rasen umgeben sind, den sie den herdenweise auftretenden Gänsen verdanken.

Prag, 1. Juli 1818: Die Kirche des heiligen Johannes v. Nepomuk (St. Veitsdom) ist ein wahres Museum; es gibt dort sogar Antiquitäten aus dem neunten Jahrhundert. Ich machte dort noch einmal die Geschichte Böhmens durch. Ein Kirchendiener, der in der Chronik seines Landes sehr gut bewandert war, hat meinem Gedächtnisse aufgeholfen und wir durchflogen in schönster Ordnung mindestens sechs Jahrhunderte.

Prag mit seinen drei Städten, von denen die eine die beiden anderen, nämlich die der reichen Leute und die des Volkes beherrscht, Prag so edel und ernst, wie eine verwitwete Königin, hat ein feudales Aussehen, das uns in die vergangenen Zeiten zurückversetzt. Aber diese Spuren seiner Vergangenheit, die die Gegenwart bis in ihre ältesten Grundlagen zu verwischen strebt, diese trotzigen, aber machtlosen, diese stolzen, aber der Größe entbehrenden Spuren verursachen heute nur Trauer, da sie an die Vergänglichkeit irdischen Ruhmes

1) Die Gräfin *Chotek* war eine geborene Gräfin *Clary*. (Notiz d. Verf.)
2) *Neuhof* ist der Name des obigen Schlosses des Grafen Chotek, der dort ein neues baute, das er Gacina nannte und das viel zu groß und schön in Anbetracht der Revenuen seines Sohnes war. (Notiz d. Verf.) Neuhof ist seit 1764 in der Familie Chotek.

mahnen. In unserer Zeit, die nach Abwechslung dürstet, die alles umstürzt und der das Antike nur „alt" erscheint, geht die religiöse Ehrfurcht vor den teuren Erinnerungen verloren, ohne daß man weiß, womit man sie ersetzen soll. Die jetzige Generation verachtet das, was ehedem die Herzen höher schlagen machte, und findet nichts in sich, um die Begeisterung wachzurufen.

27. Juli 1847 schreibe ich: Dreißig Jahre sind seither vergangen, Böhmen ist erwacht. Sicherlich waren es die düsteren und traurigen Monumente, gleich einem Schatten ihrer Vorfahren, die ihm seine ehemalige Unabhängigkeit ins Gedächtnis zurückgerufen haben. Ehedem hatte Böhmen (unter Ferdinand II.) seine Freiheiten gerne dem Hause Österreich anvertraut, um sie gegen die Bestrebungen der Demokratie schützen zu lassen, aber heute, da es sieht, wie sie von der bureaukratischen Willkürherrschaft mit Füßen getreten werden, heute beginnt es zu verstehen, daß der Pakt zerrissen ist und daß es ohne tatsächlichen Herrn ein Recht hat, sich einen zu wählen. Dies sind die Gesinnungen, die seit dem Tode Kaiser Franz' in den Köpfen beinahe aller böhmischen Aristokraten emporschossen. Man muß zugeben, daß sie logisch sind und daß die unrechtmäßige und willkürliche Herrschaft des Erzherzogs *Ludwig*[1]) und seiner Werkzeuge dazu angetan ist, die Aristokratie aufs Äußerste zu treiben. Dies ist so ziemlich die Ge-

1) *Ludwig* Josef Anton Erzherzog v. *Österreich* (1784—1864), ein Bruder Kaiser Franz', G. F. Z. M. und 1822 Artilleriegeneraldirektor. Seit der Thronbesteigung Kaiser Ferdinand I. wurde er 1835 Chef der geh. Staatskanzlei und nahm auf die Staatsverwaltung großen Einfluß. Gegen seine reaktionäre, im Metternichschen Geiste geleitete Politik wandte sich in den Märztagen 1848 die revolutionäre Bewegung.

schichte aller österreichischen Provinzen. Wenn die Völker, durch ihr Wohlbefinden eingeschläfert, sich unter gerechten Fürsten ihre Freiheiten nehmen ließen, so bedurfte es nur eines Tyrannen oder Unfähigen, um ihnen die Kraft zu verleihen, sich das Verlorene wieder zu erobern.

In Prag machten wir auch die Bekanntschaft mit der Schwester meiner Mutter, die dort Stiftsdame war. Ich schrieb über sie: „Meine Tante Auguste *Trips*[1]), die ich zum ersten Male sah, empfing uns sehr freundlich. Ihr Anblick rührte mich tief, dennoch gleicht sie in keiner Beziehung meiner Mutter. Soviel ich auch in ihren Zügen etwas suchte, was mich an meine Mutter erinnert hätte, so konnte ich doch nicht das geringste entdecken, trotzdem man mir viel von einer Ähnlichkeit gesprochen hatte. Wenn man jemanden sehr liebt, so erscheint er einem unter einem ganz anderen Gesichtspunkte, als der Außenwelt. Daher kommt es, daß man nur mit den Porträts gleichgültiger Personen zufrieden ist. — Im übrigen ist meine Tante die beste

1) Auguste, Tochter Franz Adolf Anselm Grafen *Berghe* von *Trips* (1732—1799) und Maria Therese Gräfin Geloës (1733—1767), geb. 14. 7. 1768, gest. 1844 zu Prag als dortige Stifsdame, Erbin (1810) der Generalin Adolf Sigmund Baronin Trips, geb. Baronin Hees, ihrer Großtante.

Es möge hier ein bezeichnender Spruch des 16. Jahrhunderts aus einer alten Chronik in einem westfälischen Schlosse Platz finden:

„Wellst de jed rech god bewahden,
Trag et zu de *Nesselraden*,
Wellst de jed rech fresch verspelen,
Sollst de't an de *Hompesch* gewen.
Wellst de gän en Reuter sin,
Gang zum *Tribs vom Berghe* hin.
Wellst de bei de Hel'gen gahn,
Kick dich mar die *Bongarts* an."

Person der Welt mit ihrer Nase „pied de pot" und ihrer Miene, als ob sie ein Rad schlagen wollte, was ihr von Rasumoffsky den Beinamen eintrug: „La tante Pigeon".

Die ersten Tage meines Aufenthaltes in *Karlsbad* gefielen mir nur mäßig, die Gesellschaft war noch nicht en train. Meine Ungeduld und meine üble Laune, die durch eine langweilige Promenade mit dem alten Ehepaar Karl *Auersperg*[1]) nicht gemildert wurde, ließen mir das Badeleben unter einem sehr ungünstigen Gesichtspunkte erscheinen.

6. Juli: Ich langweile mich entsetzlich. Anstatt lustig zu sein, ist Karlsbad recht unbequem, man sieht sich, ohne sich zu sprechen, man macht Bewegung, ohne sich zu unterhalten, man geht, ohne zu promenieren. Alles ist unterbrochen, zuerst der Schlaf, denn von fünf Uhr an trabt alles in den Straßen herum, um sich zum Brunnen zu begeben, zweitens die Konversation, denn von acht zu acht Minuten muß man fortgehen, um sein Glas Wasser zu trinken oder „le rendre quand il a passé", später unterbricht man wieder die Promenade, um sein Bad zu nehmen, man unterbricht die Mahlzeit, indem man von diesem oder jenem nicht essen soll, man unterbricht die Lekture, weil man sich nicht beschäftigen darf und abends, wenn endlich die Kühle die Stickluft des Tages verscheucht, muß man nach Hause, aus Furcht vor Verkühlung, und um neun Uhr abends, wo es erst lustig werden könnte, zu Bette gehen. Ich bedauere es fast, nicht krank zu sein, um wenigstens zu wissen, wofür ich diese Kette von Widersprüchen tragen muß.

1) Der Fürst Karl *Auersperg* lebte, seit er in Ungnade gefallen war, sehr zurückgezogen. Seine Frau war eine geborene Lobkowitz, beide waren recht langweilige Leute. (Notiz d. Verf.)



Herzogin Katharina von Biron-Sagan (1781—1839)

Aus dem Prachtwerk „Les Portraits Russes“ (1762 bis 1832) des Großfürsten Nikolaus Michaelowitsch

Übrigens ist heuer Karlsbad noch keineswegs lebhaft. Es sind mehrere preußische und sächsische Damen mit unglaublichen Turnüren hier, aber es ist nicht möglich, mit diesen Leuten umzugehen. Die österreichischen Damen sind die Marschallin *Schwarzenberg*[1]), mehr geachtet, als geliebt, die Herzogin von *Sagan*[2]), die nur für ihren Lord *Stuart* lebt, die Fürstin Karl *Auersperg* und ihre Schwiegertochter Gabriele *Auersperg-Lobkowitz*[3]), die sie schon fast ebenso alt gemacht hat, als sie selbst ist: alle diese Leute sind wenig unterhaltend. Es gäbe wohl noch einige Herren, die amüsant wären und die nur auf unsere Ankunft gewartet hatten, um Karlsbad en train zu setzen, aber unser Majordomus *Kudriaffsky* macht nichts aus dem Stegreif und Konstantine fürchtet, daß er nur zuviel arrangieren und ihr Haus auf einen zu großartigen Fuß setzen könnte, wie er es so sehr und aus Berechnung liebt. Da sie übrigens schüchtern und unentschlossen ist, wird sie nie die Iniative ergreifen. Wie hasse ich das ostentative Auftreten! In Baden waren wir mit unserer Köchin Nandl und unserem Haushofmeister (vulgo Hausknecht) Mar-

1) Die Marschallin *Schwarzenberg* (1769—1848) Gemahlin des Chefs der Koalition, war eine geborene Gräfin *Hohenfeld*. Sie besaß einen gründlichen Verstand, aber sie war kalt und unliebenswürdig. (Notiz d. Verf.)

2) Katharine Wilhelmine Herzogin von *Sagan*, geb. Herzogin von *Curland* war nacheinander die Gemahlin des Prinzen *Trubetzkoi*, des Prinzen Louis *Rohan* und des Grafen v. d. *Schulenburg*, von dem sie sich trennte, als er katholisch wurde; trotzdem hatte sie vor- und nachher eine Menge Liebhaber. (Notiz d. Verf.)

3) Maria Gabriele, Tochter des Fürsten Franz Josefs v. *Lobkowitz* und der Prinzessin Maria Karoline Schwarzenberg, geb. 22. 6. 1793, gest. 11. 5. 1863, war keineswegs die Schwiegertochter der Fürstin Karl *Auersperg*, sondern nur mit ihr verwandt. Erstere heiratete am 23. 9. 1811 Vincenz Fürst *Auersperg*, k. k. Km. und Rittmeister bei den Schwarzenberg-Ulanen, geb. 9. 6. 1790, gest. Wien 16. 2. 1812.

tin gastfreundlicher, als wir es hier mit unseren Köchen und unseren sechsunddreißig Officiers de maison sind.

18. Juli 1817: Seit einigen Tagen unterhalte ich mich besser. Die Promenaden mit den alten Auerspergs haben aufgehört. Gräfin *Bombelles*[1]) ist angekommen, die manchmal mit Felix *Woyna* bei uns singt, wodurch unser Salon ein Vereinigungspunkt der Gesellschaft wurde. Wir machen mit dem Marschall *Schwarzenberg* Promenaden, in dessen Gefolge sich mehrere junge Herren befinden, die gerne lange Spaziergänge machen und lustig sind. Dies frischt Körper und Geist wieder auf. Ich schreibe über Karlsbad: Es liegt nicht hübsch und man muß schon Heiterkeit mitbringen, um sich dort wohl zu befinden, denn die Gegend ist arm und traurig. Anfangs glaubte ich, daß mich die Langeweile vor Karlsbad ungerecht mache, das doch so gerühmt wird, aber auch jetzt, wo ich mich gut unterhalte, finde ich das Land garstig und armselig, die Wälder ohne Schatten, und die Berge, die sich zusammendrängen, scheinen mir nur Furchen, aber keine Täler einzuschließen. Da man sich des Tags über oft sieht, ist es mit einigem guten Willen schwer, nicht Leute zu finden, mit denen man harmoniert. Ich fühle mich demnach jetzt ganz zufrieden.

Folgende Leute sehen wir mehr oder minder gerne: Zuerst den Prinz *Ruffo*[2]), der sich immer ärgert, wenn

1) Ida *Brun*, geb. 6. 11. 1795, Tochter des dänischen Konferenzrates Konstantin Brun und der Dichterin Friderike Munter, geb. 6. 11. 1795, heiratete 4. 2. 1816 Ludwig Philipp Grafen *Bombelles*, geb. 1. 7. 1783, gest. 7. 7. 1843, k. k. Km., Geh. Rat und Gesandter in der Schweiz. Die Baronin du Montet schildert sie in ihren „Souvenirs“ eingehend und sagt, die Bombelles sei die natürlichste, offenherzigste und von Natur talentierteste Dame ihrer Bekanntschaft gewesen. Sie sage alles, was ihr einfalle und liebe jedermann beim ersten Begegnen.
2) Er war Gesandter des Königs Ferdinand von Neapel, besaß einen feinen Verstand, aber ein kaltes Herz. Seine Grundsätze würden

es regnet und der vor Freude in die Höhe springen kann, wenn er die Gräfin Bombelles singen hört; er geht nie spazieren, aber im Salon gibt es keinen liebenswürdigeren Gesellschafter und er hilft einem über das schlechte Wetter hinweg. Dann *Hardenberg*[1]), der lacht und ißt, *Steigentesch*[2]), der an Tagen, da er nicht Brunnen trinkt, nett und geistreich ist, sonst jedoch mir den Anschein gibt, als ob er nur nach Karlsbad gekommen sei, um seinen dicken Bauch auf seinen kleinen Beinen umherzurollen. Sein Geist ruht aus, wenn sein Körper sich in Bewegung befindet. Ferner der Graf *Capo d'Istria*, Minister und Günstling Kaiser Alexanders. Es ist dies ein bescheidener Mann, dessen Charakter und Verstand ihm jedoch die Herrschaft über alle geben, mit denen er verkehrt; sein durchdringender und schwermütiger Blick offenbart von Haus aus die Seele eines Philosophen, der über alles nachgedacht und erkannt hat, daß nichts auf dieser Welt großen Wert besitzt. Sein griechischer Akzent (er ist Korfe) verleiht seiner Aussprache etwas Fremdes und Graziöses, das mit der Ruhe seiner Bewegungen, seiner originellen Beredsamkeit und der Harmonie in seinem ganzen Wesen übereinstimmt und ihn in meinen Augen ganz anders erscheinen läßt, wie die übrigen Leute von Geist, mit denen ich bisher zusammentraf. Nichts an ihm verrät den Günstling. Capo d'Istria wäre vollkommen liebens-

einem Minister Philipp II. ebensolche Ehre gemacht haben, wie Ferdinand. (Notiz d. Verf.) s. II, S. 16.

1) Graf *Hardenberg*, hannoveranischer Gesandter, äußerte sich, er liebe zu essen, bis er fest zu Bette bleiben müsse. Dies war sein größtes Verdienst. (Notiz d. Verf.). Er hieß Ernst Christian Georg August, geb. 1757, gest. Wien 25. 12. 1827.

2) Baron *Steigentesch*, ein Sachse, der Verfasser mehrerer reizender Theaterstücke. (Notiz d. Verf.), v. I, S. 268.

wert, wenn er um zehn Jahre älter wäre, denn mit seinen kaum vierzig Jahren und seinem reizenden Lächeln und Augen, wie ich sie noch nie so schön gesehen habe, könnte er etwas weniger ernst und mehr jung sein.

Dies sind „nos gens d'esprit"; junge Männer sind ferner Felix *Woyna*, der Bruder der Fürstin *Jablonowska*, Herr *Rosty*, der Prinz von *Reuß*, Graf *Schlik*[1]) und andere mehr. Man kann kein romantischeres Gesicht, keinen rührenderen Akzent in der Stimme finden, als bei Woyna; wenn er singt, zittert ein Seufzer durch seine Töne, sein Auge belebt sich und er sucht über der Erde das Idol, an welches er seine Worte richtet. (Dieses Wesen war aber, wie ich spöttisch bemerkte, niemand anderes, als Frau von *Fuchs*[2]), eine sehr anziehende Realität!) Hört sein Gesang auf, so spricht Woyna nur wenig, er scheint ein bischen verschlafen, etwas zuviel mit dem Essen und Trinken beschäftigt, um mit Berechtigung ein so poetisches Antlitz zu besitzen, das von unseren irdischen Bedürfnissen nur das nach Liebe zu verraten scheint. Man sagt ihm nach, daß er viel geliebt werde, ich für meinen Teil halte eher dafür, daß seine Faulheit ihn lieber *lange* lieben läßt.

Herr von *Rosty*, ein ungarischer Edelmann und früherer Adjutant des Fürsten *Schwarzenberg*, derzeit Major in demselben Regimente, in welchem Woyna Oberleutnant war, hatte einen edlen Charakter und zeigte Offenheit und liebenswürdige Gesinnungen; sein Verstand besaß Schärfe, Lebhaftigkeit und Witz,

1) Franz Graf *Schlik* zu Bassano und Weißkirchen, geb. 23. 5. 1789, gest. 17. 3. 1862, heiratete 1. 24. 4. 1817 Sofie Gräfin *Eltz* (gest. 4. 9. 1821) 2. ca. 1826 Wilhelmine *Breuer(n)* (gest. 9. 3. 1862).

2) Jedenfalls die schöne Gräfin Laura Fuchs (gest. 1842), Gemahlin des Ignaz Grafen Fuchs (1760 bis 1838), aus dem bekannten Bankiergeschlechte.

der anzieht, eine in Österreich recht seltene Eigenschaft, die in der Gesellschaft viele andere ersetzen hilft. Meine Vorliebe für Felix Woyna hinderte mich, den tiefen Eindruck wahrzunehmen, den ich auf Rosty gemacht hatte. Er wagte es nie, mir seine Liebe zu gestehen. Erst viel später erzählte es mir der Prinz Reuß.

Zu letzterem komme ich nun. Prinz Heinrich XIX[1]. von *Reuß* war gewiß das ehrlichste Wesen unter der Sonne, ausgestattet mit einem breiten Gesicht, einem Verstand, dem die Natur mehr, als die Erziehung nachgeholfen hatte, mit einem unverfälschten Herzen, dessen sich die Herzogin von *Sagan* bemächtigt hatte, ohne daß der Prinz von dieser Escamotage etwas bemerkte. Als er endlich davon Kenntnis bekam, vertraute er mir sein Mißgeschick und seine Leidenschaft, wovon in Karlsbad noch niemand etwas ahnte, an. Es wäre schade, wenn diese Ninon de Lanclos einen so offenherzigen Freund verführte! In Wirklichkeit war sie nur insofern glücklich, als sie ihm vielen Kummer bereitete. Sein Vetter, der Prinz Heinrich L. rettete ihn von der Gefahr, diese Sirene heiraten zu müssen.

Graf *Schlik* gehört auch zu unserer Gesellschaft, ich liebe ihn aber nicht. Es ist wirklich erstaunlich, daß er, obwohl von einer Frau, seiner Mutter, erzogen, so bäuerliche Manieren und in seinen Bemerkungen einen solchen Mangel an Taktgefühl besitzt. Seine Fehler verdecken einige gute Eigenschaften und vernichten den guten Eindruck seiner schönen, regelmäßigen Züge trotz einer schwarzen Binde, die sein verlorenes Auge überdeckt.

Weniger nachsichtig war ich gegen den Grafen Jo-

1) Siehe später.

hann *Paar*[1]), den Bruder des Fürsten, den ich gleich nach Schlik zum Nachteil des ersteren zum Vergleiche stelle. Trotzdem war John Paar (wie man ihn in Wien nannte), hundertmal mehr wert, als Schlik, obwohl seine Manieren ebenso gewöhnlich waren und er nach der Pfeife roch, wie ein Archivar. Paar besaß das Maria Theresienkreuz und war ein verdienstvoller Mann.

Unter den Fremden nenne ich den Grafen Thomas *Lubienski*[2]), einen Polen, und den Grafen *Tann*, die zu den angenehmsten Leuten unserer Gesellschaft gehörten. Der Letztere, ein hübscher junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, machte mir den Hof.

Unter den Damen verdienen es nur die Herzogin von *Sagan* und die Gräfin *Bombelles*, genannt zu werden. Diese, sagt mein Tagebuch, besitzt ein Talent für alles, was ihr die Natur an Verstand zu wenig gegeben hat. Man begreift nicht, wie so viel Anstelligkeit nichts anderes ist, als Instinkt; sie singt göttlich und hat eine klassische Haltung (viel mehr, als die Herzogin v. *Hamilton*) und dies alles, ohne daß sie weiß, was sie tut. Im übrigen kann man kaum alberner und gutmütiger sein, als Ida Bombelles. Sie war die Tochter einer dänischen gelehrten Frau von *Brun*.

Die Herzogin von *Sagan*, ohne geistreich zu sein, hatte mit so vielen gescheidten Leuten verkehrt, daß ihre Konversation schließlich einen gekünstelten Anstrich bekam. Übrigens ließ ihr angeborenes Taktgefühl sie nur die Manieren der großen Dame annehmen. Ihr Gespräch war so anmutig und fein, daß man sie im

1) Johann Bapt. Graf *Paar*, geb. 12. 4. 1780, gest. 1840, k. k. Km., Oberst i. d. A. u. Ritter des Maria-Ther.-Ordens.
2) Thomas Graf *Lubienski* (1784—1870), französischer Rittm., Baron de l'Empire ddo. 13. 2. 1811.

Salon für eine der besterzogensten Damen gehalten hätte. Dieser blendende äußere Schein half ihr in der Welt beinahe eine ehrenvolle Stelle einzunehmen. Dennoch ist es schwer, die sittliche Entartung weiter zu treiben, als es die Herzogin von Sagan tat; sie war von allen Männern geliebt, weil sie mit einem sehr freien Benehmen ein edles, großmütiges und vertrauendes Herz verband. Aber die Männer allein wissen es, bis zu welcher Stufe sie sittlich gefallen war. . . . Wie schade, daß sie, mit derartigen Gaben ausgestattet, die einen ausgezeichneten Mann aus ihr gemacht haben würden, nur eine galante Frau wurde.

Wenn ich bisher noch nicht vom König von *Preußen* gesprochen habe, der diese Saison in Karlsbad verbrachte, so kommt dies daher, weil seine Anwesenheit der Gesellschaft keinerlei Annehmlichkeit brachte. In die Gräfin *Dulon*[1]) damals sterblich verliebt, verließ er sie keinen Augenblick. Die Preußen fürchteten sehr, daß er sie heiraten würde und spannen Intriguen, um Friedrich von dieser tugendhaften Liebe abzuhalten. Es gelang ihnen dies nur zum Teil, denn der König heiratete einige Jahre später die Gräfin *Harrach*, die er zur Fürstin von *Liegnitz* erhob.

6. August 1817 (Franzensbrunn bei Eger): Wir haben unser reizendes Karlsbad verlassen. Ich will es für das Böse, das ich anfangs darüber gesagt habe, mit diesem Zusatz ein wenig entschädigen. Jeder Tag brachte weitere Vergnügungen und die letzte Woche schien mir fast die angenehmste zu sein, sei es, daß die bevorstehende Trennung die Geselligkeit intimer machte,

1) Sie heiratete dann den Grafen Karl *Karolyi* und starb in jungen Jahren. Karolyi heiratete in zweiter Ehe die Gräfin Fany *Esterházy*, (geb. 1811) Tochter des Grafen Esterházy-Roisin. (Not. d. Verf.)

sei es, daß dieser Umstand sie mir in liebenswürdigerem Lichte erscheinen ließ. Wir hatten noch zwei Bälle im Posthof, wo ich mich, wie eine Königin unterhielt und lachte, wie ein junges Mädchen. *Schulenburg*[1]) trug durch seinen Übermut viel zur Belustigung bei. Er, Felix *Woyna*, *Rosty* und wir verließen in diesen Tagen fast nie die Gräfin *Bombelles*, deren Talente und angeregte Stimmung ihren Mangel an Verstand und Bildung vergessen machten und die uns bis auf die Zeit unseres Spazierganges, an dem teilzunehmen sie ihre Trägheit oder ihre Atlasschuhe hinderten, nicht vermissen wollte.

Gegen Ende unseres Aufenthaltes in Karlsbad gesellte sich zu uns eine neue und durch ihre Vorzüge wohl in die erste Linie zu stellende Erscheinung. Es war dies der Fürst Alexander *Ypsilanti*[2]), Sohn jenes Hospodaren der Moldau (Konstantin), der sich durch seine Parteinahme für Rußland die Ungnade der Pforte zugezogen. Alexander wurde später nur zu berühmt für sein und unser Glück. Ein Charakterkopf, prachtvolle

1) Karl Rudolf Graf von der *Schulenburg-Vitzenburg*, geboren 1788, k. k. Kämmerer und Oberstleutnant, vermählt 1819 mit Katharina Prinzessin Biron von Kurland, Herzogin von *Sagan* (1781—1839), die in erster Ehe (1800) mit dem Herzog *Jules Rohan* (1768 bis 1830), in zweiter Ehe (1805) mit dem Fürsten Wassili Trubezkoy (1776—1841) vermählt war. Von allen drei Gatten ließ sie sich scheiden. Schulenburg bekam ein bedeutendes Abstandsgeld, das im Heiratskontrakt bedingt worden war. (Notiz d. Verf.)

2) Alexander, Sohn des Hospodaren der Moldau Konstantin Fürst *Ypsilanti* (1760—1816), geb. 12. 12. 1792, gest. 1. 8. 1828, russischer Offizier, verlor bei Dresden 27. 8. 1813 durch einen Kartätschenschuß den rechten Arm, wurde 1817 Generalmajor, 1820 statt Capo d'Istria, der ablehnte, Führer der griechischen Hetäristen, verlor aber die Schlacht bei Dragaschan (19. 6. 1821) gegen die Türken und floh nach Österreich, wo er in Munkacz und Theresienstadt gefangen gehalten wurde. 1827 freigelassen, starb er auf einer Reise nach Verona in Wien. Über ihn erzählt der später erscheinende Teil dieser Memoiren noch ausführlich.



(1752—1836)

Nach einer Lithographie von Kriehuber im Besitze des Grafen Camillo Razumovsky, Wien

Augen, schöne Zähne, ein ganz orientalischer Schönheitstypus, vorzügliche Manieren, gescheidt, phantasiereich, etwas Sehnsüchtiges und dennoch Heroisches in seiner Haltung, den rechten Arm bei Kulm verloren, — alles dies machte aus Ypsilanti eine Romanfigur. Er wird uns nach Franzensbrunn folgen, wo er die Kur gebrauchen will und uns in unserer Einsamkeit ein Trost sein wird.

Vorgestern haben wir von Karlsbad Abschied genommen, Felix, Schulenburg und Rosty haben uns bis Franzensbrunn begleitet, um dort noch einen Tag mit uns zu verbringen. Auf der Hinreise hielten wir uns in der Abtei *Kulm* auf, wo wir dinierten und die historische Kapelle besuchten, deren tragische Chronik ich hier erzählen will.

In alten Zeiten bewohnte ein Ritter, tief im Walde von Kulm, ein Schloß. Er war reich und mächtig, er besaß aber auch als größten Schatz eine wunderschöne Tochter. Eines Tages sprach ein fremder Ritter im Schlosse vor, dessen zahlreiches, glänzendes Gefolge, dessen angebliche hohe Geburt und Reichtümer, wie nicht weniger sein vornehmes Gehaben, den Schloßherrn und seine Tochter einnahmen. Bald hörte diese mit Entzücken auf die Liebesbeteuerungen des Fremden und in kurzer Zeit erhielt er ihr Herz und ihre Hand. Die Hochzeit ging mit einem Prunk vor sich, der durch den Reichtum des Vaters und des Bräutigams gerechtfertigt schien, viele Gäste waren eingeladen worden und das Mahl dauerte bis spät in die Nacht hinein. Die beiden nächstfolgenden Tage fanden dieselben Schmausereien statt und am Abend des dritten Tages verließ das junge Paar das Schloß, die Neuvermählte nahm in einem Koffer ihre ganze Mitgift mit

und trug ihren gesamten Schmuck auf ihrem Leib. Am gleichen Abend kehrte ein Page des Schloßherrn von Eger zurück, wo er ein Schachspiel zu holen gehabt hatte. Ein furchtbares Gewitter überraschte ihn mitten im Walde, und der Page flüchtete sich in eine einsame Kapelle, die mitten im Forste lag. Als endlich das Unwetter ausgetobt hatte, eilte er mit verdoppelter Schnelligkeit in das Schloß, wo ihm nicht allein sein Gebieter, sondern auch ein junges Mädchen erwartete, mit der er sich zusammen bestellt hatte. Kaum angelangt, bemerkte er, daß er in der Kapelle das Schachspiel vergessen habe. Was tun? Nochmals zurücklaufen, um das Vermißte zu holen? — Schon war es Nacht geworden, man erzählte von Räubern, die den Wald unsicher machten, von Gespenstern, die die Kapelle heimsuchten. Der Page war zudem feige und besaß nicht den Mut, einen solchen Gang zu wagen. Da entschlüpfte das tapfere Mädchen aus dem Schlosse und fand wirklich in der Kapelle den vergessenen Gegenstand. Schon wollte sie ihn ergreifen und rasch zurückkehren, als sie Pferdegetrappel hörte. Gewiß waren es die Neuvermählten, die den Wald passierten! Aus Angst, hier entdeckt und ausgefragt zu werden, versteckte sich das Mädchen in einer Nische hinter dem Marienaltar. Einen Augenblick später betrat der fremde Ritter mit seiner Frau, gefolgt von ihren Dienern, die die Koffer trugen, die Kapelle. Aber oh Schrecken, die arme junge Frau ist gefesselt und geknebelt, sie vermag nicht um Hilfe zu rufen, nur ein dumpfes Gewimmer verrät ihr Entsetzen. Ihr Gatte, der nur ein verkappter Räuber war, kannte kein Erbarmen und stieß mit kundiger Hand seinen Dolch in ihr Herz. Sofort wurden die reichen Kleider von dem zuckenden Körper heruntergerissen und der

Leichnam in einen unterirdischen Keller geworfen, wo das verborgene Mädchen zu ihrem Schrecken die Körper anderer ermordeter Frauen erblicken konnte. Dann begannen die Räuber, die Beute zu teilen, die Koffer wurden geöffnet und die Mitgift des unglücklichen Schloßfräuleins auf dem Pflaster verstreut. Während diese Ungeheuer in ihrer Beschäftigung vertieft waren, schlich das unerschrockene Mädchen, von der Dunkelheit begünstigt, hinaus und erreichte, halb tot vor Entsetzen, das Schloß. Sie weckte den Ritter auf und erzählte ihm in fliegender Hast das Erlebnis. Zuerst verzweifelt, erwachte doch bald das Gefühl der Rache in dem unglücklichen Vater. Er bestieg, von seinen Leuten gefolgt, das Pferd und galoppierte zu der Kapelle. Die Räuber waren noch dort, aber beim Geräusche der heransprengenden Pferde hatten sie sich in den Keller zurückgezogen, dessen Verschlußstein sie zuzogen. Als die Rächer ankamen, herrschte in der Kapelle tiefe Stille. Das Blut auf dem Fußboden war aber ein sicherer Beweis des Verbrechens. Beim Anblick dieses von seinem armen Kinde vergossenen Blutes riß der Ritter mit gewaltiger Kraft den Stein aus dem Pflaster und es entspann sich nun ein schrecklicher Kampf in dem Keller über den dort liegenden Opfern. Die Räuber verteidigten sich wie Tiger, aber neuer Zuzug vom Schlosse kam herbei und das Ringen dauerte solange, bis die Glieder sämtlicher Räuber auf dem Boden der Kapelle lagen. Diese grauenvolle Szene ist heute noch auf den Mauern der Kapelle oder vielmehr des alten Kellers gemalt. Die Abtei von Kulm[1]), die der allzu leichtgläubige Vater

1) Gemeint ist die alte Propstei *Mariakulm*, ein berühmter Wallfahrtsort zwischen Falkenau und Königsberg in Böhmen. Die obige Erzählung ist natürlich nur eine Sage, doch werden auch heute

über diesem Gemäuer erbauen ließ, ist eine der reichsten in Böhmen.

Am anderen Morgen nach unserer Ankunft in Franzensbrunn besuchten wir mit unseren Freunden *Eger* und seine Sehenswürdigkeiten. Diese gehören allen Jahrhunderten an, von einer hebräischen Inschrift, die das Judenjahr 3754 (also 6 v. Chr. Geburt) verzeichnet, angefangen, bis zu dem Zimmer, dessen Mauern noch vor wenigen Jahren Blutspuren von Wallenstein zeigten, der hier auf Befehl seines kaiserlichen Herrn ermordet wurde. Zwischen diesen beiden Epochen, die so ziemlich unsere ganze Ära einschließen, bieten ein romanischer Turm, eine Kapelle des Templerordens und eine „Blutstraße", wo im Jahre 1306 die jüdische Bevölkerung von der christlichen hingeschlachtet wurde, Erinnerungen genug an die Dekadenz und an das Mittelalter. Eine Menge hebräische Inschriften, die auf den Gräbern und an den Häusern zu finden sind, bezeugen, daß nach der Zerstörung Jerusalems sich viele Juden nach Böhmen flüchteten, wo sich damals schon eine israelitische Kolonie befunden haben soll. Ich weiß allerdings nicht, ob dieser Teil Germaniens damals schon diesen Namen führte. Es ist unmöglich, die Gründung dieser Kolonie geschichtlich festzustellen. Was hingegen sicher ist, besteht meiner Meinung nach darin, daß diese Spuren einer unbekannten Zeit der Untersuchung seitens der Gelehrten wohl wert seien. Bisher scheint man sich wenig damit befaßt zu haben!

Was die Ruinen der *Kirche* des *Templerordens* anlangt, die auf einer unterirdischen Kapelle erbaut wurde, so könnten sie vielleicht als Beweis gegen die Orthodoxie

noch die Gebeine der Ermordeten gezeigt. (Die sogenannte „Mördergrube".)

und gegen gewisse Unbilligkeiten, die diese Templer gegen Ende ihres Daseins unter dem Schatten des Mysteriums verbargen, dienen. Die Kapelle, die wie ein Unterbau der Kirche konstruiert ist und die wahrscheinlich nur für Eingeweihte zugänglich war, ist in beinahe ägyptischem Stil gehalten, und die Kapitäle der Säulen sind mit Darstellungen des heidnischen Gottes Priapus und anderer obskurer Götter von den Ufern des Nils geschmückt. Es ist kaum ein Zufall, der sie in solcher Regelmäßigkeit in einer christlichen Kapelle den Beschauern vorführt. Der ungerechte Prozeß, den *Philipp* der *Schöne*[1]) von Frankreich gegen den Templerorden anstrengen ließ, hat dem Andenken desselben mehr genützt, als die beredesten Rechtfertigungen. Er brachte das Interesse auf die Seite der Opfer. Ohne jedoch diesen schlechten König entschuldigen zu wollen, muß man der Wahrheit gemäß sagen, daß, wenn auch eine *ganze* Gesellschaft kaum jemals schuldig sein kann, sich die Stimme des Volkes nur selten vollkommen täuscht, wenn sie *überall* gewisse Personen derselben Verbrechen anklagt. Im Einzelnen genommen, übersteigt die Verderbtheit der Menschen jede Verleumdung, man braucht dazu nur die Nachrichten aus den Gerichtssälen nachzulesen. Wenn in unseren Tagen die Schändlichkeit der Menschen trotz Zivilisation, Gesetzen und Polizei solche mordbrennerische Haufen, wie wir sie sehen, solche Abscheulichkeiten, von denen man uns erzählt, aufkommen läßt, wie sollte man die empörenden Berichte aus einer Zeit für übertrieben halten, da

1) *Philipp IV.*, *der Schöne* von Frankreich (1285—1314) begann 1307 einen völlig grundlosen Prozeß gegen die reichen Tempelherren, der 1310 mit der Verbrennung von 54 Rittern und 1312 mit der Aufhebung des Ordens, sowie der Einziehung der Güter endigte.

die rohe Gewalt hocherhobenen Hauptes einherschritt, da die Ungerechtigkeit, wenn sie sich verbarg, den Schrekken als Schildwache ihrer Mysterien aufstellte! Die Niedermetzelung einer gesamten jüdischen Bevölkerung in Eger, die der Zauberei angeklagt worden war, beweist am schlagendsten, welche Greuel das Mittelalter gebar, dessen Tugenden man heute so gerne loben möchte.

Die Ermordung *Wallensteins* ist ein weiteres Beispiel. Ein Herrscher, der ohne Schuldbeweis einen Untertanen inmitten seiner Armee, die ihm anvertraut wurde, meuchlerisch überfallen läßt, — wäre dies heute möglich? *Napoleon* selbst, der doch nur den Gesetzen gehorchte, die er sich selbst gemacht, Napoleon wagte es nur, Feinde ohne Prozeß verschwinden zu lassen, aber niemals Schuldige. Die Schatten, die über den Tod Wallensteins schweben, oder vielmehr über die Ursache seines Todes, wurden trotz aller Nachforschungen heutiger Gelehrten nicht gelichtet. Das Licht, welches sie entdeckten, trügerisch, gleich den Sonnenstrahlen, die durch Wetterwolken sich Raum zu schaffen suchen, beleuchtete nur die Falschheit Kaiser *Ferdinands*, der am Tage, nachdem er den Befehl zur Ermordung gegeben, Wallenstein einen vertrauensvollen und sehr gnädigen Brief sandte. (Authentische Auslese aus der Korrespondenz des Kaisers Ferdinand II. mit Wallenstein). Was man auch immer über den Verrat des Friedländers denken mag, so kann man ihn unmöglich für schuldig halten oder zum mindesten müßte man ihm als einem Schuldigen großes Selbstbewußtsein zuerkennen, wenn man hört, daß er das feste Schloß in Eger seinen ergebensten Generälen und Soldaten überließ, um selbst in einem einfachen Stadthause zu wohnen, das keine Verteidigung zuließ.

Bevor wir Eger und seine Altertümer verließen, wurden uns noch zwei Merkwürdigkeiten gezeigt, die von einander ganz verschieden sind, die eine ist ein Haus, wo wenige Jahre zuvor die Prinzessin Therese *Taxis* und ihre Tochter Therese *Esterházy-Taxis*[1]) heimlicher Weise niederkamen, die andere eine von einem Henker[2]) zusammengebrachte Waffensammlung. Das Beil nahm, wie es sich gehörte, dort den Ehrenplatz ein. Doch genoß es seit langem in einem schönen Rahmen einer sanften Ruhe. „Die Guillotine," sagte ganz betrübt der „ehrliche" Mann, „hat unserem Handwerk großen Eintrag getan und doch nenne ich es, mit einer Maschine einen Kopf abzuschneiden, keine Kunst." *Rasumoffsky* amüsierte sich köstlich über die Naivität dieses Schreckensmannes, dessen friedliches Gesicht seine Profession Lügen strafte und der, nachdem er schließlich zugestehen mußte, daß sein Amt nur mehr eine Sinekur sei, meinen Schwager fragte, ob er ihn nicht in seine Dienste nehmen wolle.

Nachdem meine Freunde nach Karlsbad wieder abgereist waren, erschien uns *Franzensbrunn* mit seiner einzigen langen Straße, seinen kleinen Bosketten und seinen Schluchten (innerhalb drei Meilen in der Runde), die mit hohem Grase bewachsen waren, ein schrecklich langweiliger Aufenthalt. Ein Spaziergang, den ich gestern mit Konstantine machte, erinnerte mich lebhaft

1) Therese *Esterházy*-Thurn und Taxis (1794—1876), die „beauté étonnante" des Kongresses, Nichte der Königin Luise von Preußen, seit 1812 mit Paul Fürst Esterházy vermählt. Nostiz (S. 146) deutet eine Liaison mit Karl Prinz Liechtenstein an. Ihre Mutter war *Therese* Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, seit 1789 vermählte Fürstin Karl Thurn und Taxis. Paul Esterházy war als Wüstling und Verschwender bekannt. (s. De la Garde I. 71.)

2) Er hieß *Huß* und rühmte sich von der Familie des Johann Huß zu sein (v. du Montet, S. 209).

an einen solchen in Myslenice, fünf Jahre vorher. Dieselben trostlosen Ebenen, derselbe kalte Wind, der über das Haidekraut streicht, dieselben Sümpfe, dieselben Kröten und dieselben ärmlichen Hütten, die sich an irgendeine bemooste Tanne stützen müssen, um nicht umzufallen. Doch Myslenice ist wohl trist, aber fruchtbar, man trifft wenigstens manchmal in den Mulden ganz liebliche Miniaturlandschaften oder in der Ebene, nahe bei einem Teich, gewisse griechische Kapellen an, die eine seltsame und pittoreske Architektur aufweisen. In Franzensbrunn nichts von alledem, es ist die reine Langweile, die die Natur uns vor Augen führt.

Der Prinz *Ruffo*[1]) nahm auch die Badekur und bildete zu Beginn unseres Aufenthaltes unsere einzige Unterhaltung. Seine interessanten und anziehenden Gespräche vertrieben uns viele Stunden. Bald darauf nahm Graf Johann *O'Donell*, der Onkel von Moriz, an unseren Unterhaltungen teil. Er war ein geistreicher und ausgezeichneter Mann, ich liebte und schätzte ihn schon seit lange, auch war er mein Protektor in der Gesellschaft gewesen. Sein einziger Fehler bestand darin, daß er sich sklavisch den Fürsten de *Ligne* zum Vorbild genommen, der aber unnachahmbar war. Es lag viel Bescheidenheit in diesem Nacheifern, denn O'Donell hatte „in his own right "das Zeug zu einem Original. Statt dessen tat er sich oft Gewalt an, wenn er kopierte, und dann hinkte der Vergleich. Es ist eigentümlich, daß die Männer und die Frauen, besonders aber die Männer, die doch so eitel sind, oft dieser Eigenschaft ermangeln, wenn sie andere Personen gewaltsam nachahmen wollen. Wenn jedermann sich sagen wollte: Ich bin gut genug, würde es niemandem einfallen, das Kleid eines anderen

1) Siehe II, S. 222.

zu nehmen. Die Gesellschaft würde daraus nur ihren Vorteil ziehen und sich an der Verschiedenheit der Charaktere ergötzen. Aber es geht da so, wie bei der Mode: Man kann keine besser gekleidete Person sehen, ohne sich zu sagen: Dieses Kleid würde mir auch gut sitzen, und ohne weiter über den Unterschied in der Taille nachzudenken, vermummt man sich in den neuen Schnitt, der vielleicht nur erfunden worden war, um irgendeinen uns unsichtbaren körperlichen Fehler zu verdecken.

Bald nach O'Donell kamen auch *Ypsilanti*, *Capo d'Istria* und *Bombelles* an, aber ein Unfall, der Rasumoffsky betraf, versetzte uns in lebhafte Unruhe und Sorge. Ich schreibe darüber:

3. September 1817, elf Uhr nachts: Ich sitze am Bette *Rasumoffskys*, der sich vor drei Wochen den Fuß gebrochen hat, es ist das erste Mal, daß meine Unruhe sich gelegt hat und daß ich von dem Ereignisse sprechen kann, das infolge der Ungeschicklichkeit des Chirurgen leicht schlimmere Folgen hätte nach sich ziehen können. Am 10. August um acht Uhr vormittags — meine Schwester und Rasumoffsky waren fortgeritten, um den Brunnen zu trinken — war ich erst halb angezogen, als mich der Galopp eines Pferdes an das Fenster zog. Es war das Pferd Rasumoffskys, das ohne seinen Reiter im Karriere in den Stall stürmte. Ich rief, ich fragte und erfuhr, daß der Fürst gestürzt sei und in einem Felde an der Egerer Straße liege. Mehr hörte ich nicht mehr, ich stürzte in meiner mangelhaften Toilette aus dem Hause, die Leute schrieen, die Stallknechte liefen umher, man suchte eine Matratze, eine Tragbahre. Ich lief wie der Wind auf die Straße nach Eger und, als ich beim Brunnen vorüberkam, konnte ich meine

Schwester, die bereits bei ihrem Gatten war, nicht erblicken. Kurz darauf kam ich, ganz außer Atem und zu Tode erschöpft an und sah meinen Schwager mitten auf einem Brachfelde liegen. Die Heiterkeit in seinen Zügen gaben mir wieder Mut. Er hatte sich den Fuß oberhalb des Knöchels gebrochen. Einen Augenblick später trug man ihn auf einer Tragbahre nach Hause. Alle, die herbeieilten, waren erstaunt über die Ruhe in seinem Antlitze. „Er sieht wie ein verwundeter Offizier aus, der das Kreuz sich errungen hat", sagte man. Bald darauf wurde das Bein von einem Regimentsschirurgen eingerichtet, aber man ließ zur Sicherheit einen geschickten Mann aus Prag kommen. Als dieser eintraf, wollte er aus Diskretion für seinen Kollegen den Apparat nicht entfernen. Als aber Rasumoffsky am achten Tag Schmerzen fühlte, wurden die Bandagen herabgenommen und zu unserem Schrecken war der Fuß schlecht eingerichtet worden, eine heftige Entzündung ließ sogar eine erneute Operation, wenn nicht gar eine Amputation befürchten. Und in der Tat, die Operation wurde gemacht, sie dauerte sechs Stunden, ohne zu rechnen, daß man in der darauffolgenden Nacht den Apparat wieder eröffnen mußte, um gewisse Schmerzen an der Ferse zu lindern, die man für Vorboten eines Starrkrampfes hielt. Ich werde diesen schrecklichen Tag nie vergessen! *Rasumoffsky* lag auf seinem Schmerzenslager, Konstantine, bleich, wie ein Gespenst, reichte ihm einem Flacon zum Riechen, die Dienerschaft stand bestürzt um das Bett herum, der Chirurg, ganz in seine Operation vertieft, kniete vor dem Kranken, eine unheimliche Stille bedrückte die ganze Versammlung, die nur manchmal durch einige Worte des Arztes, von dem unser Schicksal abhing,

unterbrochen wurde. Trotz allem mußte man Ruhe heucheln, um den Fürsten nicht aufzuregen. Die Gefahr dauerte mehrere Tage. Namentlich eines Abends — meine Schwester war aus Übermüdung zu Bette gegangen, ich allein wachte bei meinem Schwager — wurden die Symptome besorgniserregend, der Schlaf floh den Kranken, ein Fieber schien im Anzuge und die konvulsivischen Bewegungen meines Schwagers wurden immer ärger. Ich war mutlos, verzweifelt, und indem ich meine Unruhe für ein ungünstiges Vorzeichen nahm, glaubte ich alles verloren und unterlag meinem Schmerze. Um meinen Kranken einzuschläfern, las ich krampfhaft in einem dummen Roman weiter, Gott allein weiß es, welche Anstrengung es mich kostete, in meiner Stimme meine Erregung nicht zu verraten! Endlich schlossen sich die Augen des Kranken, ich glitt leise zum Kopfende seines Lagers, um von dort die Fliegen von seinem ehrwürdigen Haupte abzuwehren. Ich betete zum ersten Male in meinem Leben einen Rosenkranz. Aber mit welcher Inbrunst wendete sich mein Herz zu jener Mutter, die alle Leiden erduldet hatte! Je mehr ich betete, desto ruhiger wurde ich und sah zu meiner Freude, daß auch die nervösen Bewegungen des Kranken immer seltener wurden. Ach, wie fühlte ich damals wirklich die Nähe des Herrn, der alle unsere Kümmernisse zu sich nimmt, wenn wir sie gläubig in seinen Schoß schütten.

Seit diesem Tage begann die Heilung, die Wunde schloß sich und die Gefahr war vorüber. Die Engelsgeduld und der Mut meines Schwagers verleugneten sich keinen Augenblick, und die rührende Dankbarkeit, mit der er meine Pflege vergalt, entschädigte mich vollkommen für die Ermüdung, die ich gestern emp-

funden. Von Konstantine spreche ich gar nicht, sie war sein Schutzengel; aber sie liebt ihn so sehr, daß ihr größtes Verdienst darin bestand, ihm ihre Angst verborgen zu haben. Ich fürchtete und bebte, daß sie ihren Sorgen erliegen würde.

Sehr ermüdend war es für mich, wenn fremde Personen kamen und mich mit düsteren Mutmaßungen überfluteten. Ich erinnere mich noch des Schmerzes, den mir *Capo d'Istria* verursachte, der mir eines Tages unter Tränen sagte: „On ne guérit pas à son áge d'un pareil accident." Dies traf wie ein Dolchstich mein Herz. Wie kalt, gefühllos erschien mir in diesem Augenblick der Graf! Später habe ich ihm größere Gerechtigkeit willfahren lassen. Ich habe wohl tausend Mal die Erfahrung gemacht, daß die Leute, die uns in Unruhe sehen, etwas sagen, was sie noch mehr erhöht. Sollte diese Grausamkeit die dürre Behauptung von La Rochefoucauld erhärten, daß man im Unglücke anderer immer irgendein Motiv der Freude für sich selbst findet?

15. September 1817: Rasumoffsky geht es immer besser, die Geduld ist das einzige Übel, welches er und wir noch hinnehmen müssen. Ich weiß nicht, wer die Geduld das erste aller Güter nennt, sie ist aber im Gegenteil das zweite Übel. Wie dem auch sei, wir werden damit wirklich genügend versehen; nach allem, was wir erduldet, erscheint mir die Langeweile nur mehr als ein geringfügiges Unglück. Mme. de *Vignolles* ist abgereist, ich hatte sie manchmal besucht, um ihr mein Herz auszuschütten. Ihr teilnehmendes Wesen, ihr fast mütterliches Gefühl für mich taten mir unendlich wohl. Ich werde ihr ewig dankbar sein und schäme mich fast, indem ich dies schreibe, daß ich die gute Mme. de Vignolles bisher ganz vergessen habe.

Seitdem unsere Ruhe wieder eingekehrt ist, hat die Gesellschaft der Gräfin *Bombelles* einen wohltätigen Einfluß auf uns. Sie weint, sie will trösten, sie spricht närrisches Zeug und lacht. Ihre kindliche Heiterkeit kämpft mit ihrem kindlich guten Herzen und ihre Aufgeräumtheit reißt uns mit. Nach ihr gehört der Prinz *Ypsilanti* zu unserer intimsten Gesellschaft, er läßt keinen Tag vorübergehen, ohne uns seine Ergebenheit zu beweisen. Fast im Exil geboren, behielt der junge Mann gewisse Jugenderinnerungen und eine Neigung zur Melancholie, die noch durch sein leidenschaftliches Gemüt und eine feurige Phantasie erhöht werden. Seit seinem vierzehnten Lebensjahr sich selbst überlassen, unter den Augen des Kaisers Alexander, beinahe unter den jungen Großfürsten aufgezogen und im Besitze eines großen Vermögens, verstand er es, den Klippen des Petersburger Sündenpfuhles auszuweichen, sich immer nur in bester Gesellschaft zu bewegen und sich auf diese Weise die Achtung aller guten Leute zu erwerben, bevor er noch durch seine Handlungen beweisen konnte, daß er ihrer würdig sei. Vielleicht wurde Capo d'Istria sein Schutzengel, wenigstens äußerte er für diesen einen grenzenlosen Enthusiasmus und eine tiefgehende Dankbarkeit.

Ich habe wohl schon von *Capo d'Istria* gesprochen, aber alles Gute, was ich von ihm sagte, ist lange nicht genügend. Damals sah ich seine Vorzüge nur von weiten, ich bewunderte die Tiefe seiner Gedanken, die Klarheit, womit er sie äußerte, seine überzeugende und mit ungeahnten und treffenden Bildern ausgeschmückte Beredsamkeit, seine sanfte Überredungskunst, die uns hinriß und fast zu seiner Höhe emporhob. Ich liebte in ihm jenen Ausdruck der Güte, der ihn charakterisierte,

und seinen von Mitleid überfließenden Blick, der alles umfing, was Leiden erdulden mußte, aber erst hier in Franzensbrunn hatte ich Gelegenheit, die Schönheit seiner Seele zu erkennen und nach ihrem wahren Wert schätzen zu lernen. Wenn man Capo d'Istria zuhört, wird man die Tugend und die Menschen sofort mehr schätzen, die eine erscheint uns dann leicht, die anderen scheinen so unglücklich.

Für *Rasumoffsky* war er ein wirklicher Freund und bewies ihm eine innige Dankbarkeit, ein wahres Interesse, das der Stempel aufrichtiger Freundschaft ist. Und dennoch hatte ihn mein Schwager noch in seiner Niedrigkeit und Unbedeutendheit gekannt, als Capo d'Istria, vergessen und verkannt, sich in Wien an ihn gewendet hatte, um eine Anstellung bei der Gesandtschaft zu erhalten. Er hatte dort in der Kanzlei gearbeitet und war gut behandelt worden, aber immerhin nur wie ein Subalternbeamter. Wie viel Gründe hätte wohl ein weniger edler Charakter gehabt, jetzt Revanche zu nehmen und durch eine hochmütige Gönnermiene seine verletzte Eigenliebe zu rächen! Aber die Seele des Grafen ist keiner kleinlichen Regung zugänglich. Andererseits vertraute sich Rasumoffsky, der jedes edle Gefühl zu schätzen wußte, dem Grafen mit einer Rückhaltlosigkeit an, wie er es niemandem gegenüber noch getan hatte. In Anbetracht der Erschütterung seines Vermögens, wovon ich später die Ursachen berichten werde, in Anbetracht der Gefahr, die sein Kredit lief, konnten *Rasumoffsky* nur die Ratschläge und die Verwendung Capo d'Istrias bei Kaiser *Alexander* vor dem kompletten Ruin retten. Der Fürst hatte in Rußland viele Feinde, weil sie ihn beneideten und weil die Käuflichkeit gewisser Leute und ihre Unbeständigkeit in der



Franz Josef Max Fürst Lobkowik (1772—1816)

Nach einem Stich von Pfeiffer, nach John, in der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek

Politik die strengen Prinzipien Rasumoffskys verurteilten. Sogar der Kaiser liebte ihn nicht, vielleicht aus letzterem Grunde; seine eigenen Erinnerungen mußten ihm eine Art Antipathie gegen einen Mann einflößen, der 1807, gelegentlich der vorübergehenden Vorliebe Alexanders für *Napoleon*, um seine Entlassung gebeten hatte. Wer, außer dem Grafen, hätte sich der Interessen eines bei einem Hofe in Ungnade Gefallenen angenommen, wo man viel eher das Talent, zu schaden, kultivierte, als das, zu nützen?

Der Himmel selbst schien meinem Schwager diesen Schutzengel gesandt zu haben. Capo d'Istria ging mit einem Eifer und einem Zartgefühl in alle Details der Vermögensverwaltung ein, die Rasumoffsky und meine Schwester wahrhaft rühren mußten. Die Sorglosigkeit in Bezug auf sein Vermögen und seine übermäßige Verschwendung mochten Rasumoffsky wohl Gewissensqualen verursachen, sein neuer Freund hütete sich aber, ihm Vorwürfe zu machen, im Gegenteil vermied er im Gespräch jede Anspielung, die vielleicht den Fürsten hätte demütigen können. Ein einziges Mal vergaß sich der Graf, empfand aber darüber sofort ein rührendes Bedauern. Jemand erzählte nämlich vor Rasumoffsky, daß der Fürst *Lobkowitz*[1]) vor kurzem vollkommen Bankerott gemacht habe. „Wie kann man denn auch," entschlüpfte es Capo d'Istria, „die unentschuldbare Sorglosigkeit in seinen Angelegenheiten bis zu seinem *Ruin* treiben?" Kaum hatte er dies gesagt, als er purpurrot wurde, und während der ganzen Dauer des weiteren Gespräches

1) Fürst Josef Lobkowitz (1772—1816) führte auf seinen Gütern einen wahrhaft königlichen Aufwand; er hatte eine eigene Kapelle ausgezeichneter Musiker und verschwendete in Gesellschaft von allerhand Possenreißern sein Vermögen. Er war gutmütig, „un égoiste de la bonne espèce". Not. d. Verf. (Siehe I, S. 137).

verriet der Ton seiner Stimme etwas Gedrücktes und Schüchternes, das seinem Schmerze nur zu deutlich Ausdruck verlieh.

Wir alle liebten *Capo d'Istria* in begeisterter Weise; sprach er, so dünkte er uns wie Sokrates, und ich hätte mich, wie die Jünger jenes Weltweisen, zu seinen Füßen niederlassen mögen, um ihm zuzuhören. Gräfin *Bombelles* hatte er ebenfalls den Kopf verdreht, meine Schwester liebte und bewunderte ihn, *Ypsilanti* berauschte sich an den Erfolgen seines Freundes und brachte durch seine Erzählungen neuen Stoff dazu. „Ich fühle mich als ein besserer Mensch," sagte er mir, „wenn ich einige Stunden mit dem Grafen Capo d'Istria verkehrt habe." — Kurz, es herrschte eine allgemeine Vergötterung, von der der Graf in seiner Bescheidenheit nichts bemerkte, und dennoch bildete ein etwas freundlicheres Wort von seinen Lippen für diejenige Person, an die es gerichtet war, den Glanzpunkt ihres Tages.

Dieser so vorzügliche, so empfindsame und überlegene Mann, sagt mein Tagebuch, ist nicht glücklich. Unter dem köstlichen, griechischen Himmel, im Schoße einer patriarchalischen Familie, die er liebte, geboren, mit einem tiefen Verstande, einer für sein Vaterland, für die Unabhängigkeit seiner Landsleute, für den Ruhm seiner Vorfahren glühenden Liebe begabt, lebt er einsam, ein abhängiger Fremdling, ohne wahren Freund, umgeben von feilen Knechten, an einem Hofe, wo alles nur Intrigue, Haß und kalter Egoismus ist, in einer verderbten Stadt und unter einem nordischen Himmel, wo selbst die Natur dem unglücklichen Menschen ihren Trost versagt. Die Gunst, in der er stand, entschädigte ihn nicht für seine Entbehrungen, aber er liebte per-



(1776—1831)

Nach einer Lithographie in der
k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek

sönlich den Kaiser *Alexander*, in dem er eine echte Liebe für das Volk entdeckt hatte, das ihm die Vorsehung anvertraute. Der glühende Wunsch, ihn aufzuklären und glücklich zu machen, beseelte den Grafen. Das Vertrauen eines so gütigen Herrschers erschien ihm wertvoll und teuer, er betrachtete es als eine schöne Aufgabe, seinen Gebieter in seinen edlen Absichten zu leiten, ihm zu helfen und ihn in seinem großangelegten Unternehmen zu führen. Vielleicht spornte ihn auch die Hoffnung, Griechenland dabei ebenso nützlich sein zu können, wie Rußland, noch mehr an, aber eine Seele, wie die seine, bedurfte einer echten Zuneigung. Ehren, Huldigungen, Schmeicheleien und selbst die Macht allein konnten sie nicht befriedigen; von Knechten, Neidischen und Speichelleckern umgeben, mußte er sich einsam fühlen und sein Herz sich zusammenkrampfen.

Konstantine fragte ihn einmal, warum er sich keine Gefährtin wähle, die durch ihre Liebe ihn für die Kälte entschädigen würde, die er am russischen Hofe empfinde. „Ich habe kein Vermögen," erwiderte er, „und wenn ich die Wohltaten, mit denen mich der Kaiser ohne Unterlaß überhäufen will, annehme, würde ich meine Unabhängigkeit, ihm zu dienen, verlieren. Durch die Gnadenbeweise gebunden, hätte ich das Recht eingebüßt, ihm die Wahrheit zu sagen und ihn zu tadeln, wenn er nicht gemäß der Gerechtigkeit und der gesunden Politik handelte. Ich sehe ja so viele Leute, die durch seine Großmut zu Sklaven herabgesunken sind, ich möchte nicht deren Zahl noch vergrößern[1]."

1) Gräfin Thürheim spielt hier wohl auf den russischen Feldmarschall Michael Ilarionowitsch *Kutúsow*, Fürst von Smolensk, 1745 bis 1813, an, von dem sie folgende amüsante Anekdote als Zusatz gibt: „Wie man weiß, dekorierte Kaiser Paul seinen Kammerdiener

Und wirlkich wollte *Capo d'Istria*, solange er Staatssekretär war, keine höheren Bezüge annehmen, als wie er sie als russischer Vertreter in der Schweiz im Jahre 1814 gehabt hatte. Wie ihn damals der Kaiser in das Hauptquartier berief, bat er sogar, seine frühere Stelle beibehalten zu dürfen, und man sandte in das Land, wo er sich einen Zufluchtsort für die Mißgunst des Glückes geschaffen, nur einen Chargé d'affaires. In Petersburg und auf seinen politischen Reisen wurde dieser uneigennützige Minister allerdings vom Hofe aus freigehalten, aber er erhielt keine Erhöhung seiner Bezüge.

Als endlich der Unglücksstern seines kaiserlichen Herrn den Grafen selbst durch den Einfluß *Metternichs* zum Sturze brachte und die Preisgebung der Griechen durch Alexander die Ehre Capo d'Istrias kompromittiert hatten, verlangte dieser seine Demission und nahm als Belohnung seiner Dienste eine sogenannte Arenda[1]) an, die er der Krone wiederverkaufte und deren bedeutender Erlös bis auf den letzten Obolus[2]) in der Nationalkasse Griechenlands zur Zeit verschwand, da der unglückliche Graf dort Präsident war.

Kutúsow mit allen Orden. Dieser stellte sich Suwórow eines Tages in seiner Pracht vor. Er tat aber, als ob er nichts bemerkte, so daß Kutúsow schließlich seinen Namen nannte. Unter vielen Ausdrücken der Freude und Bewunderung rief nun der spöttische Suwórow seinen Kammerdiener herbei und apostrophierte diesen folgendermaßen: „Sieh' Dir hier Kutúsow an, er war früher Kammerdiener, wie Du. Da man mit ihm zufrieden war, wurde er ein großes Tier und bekam die Orden des Kaisers. Nimm Dir ein Beispiel an ihm, vielleicht glückt es Dir auch!"

1) Eine *Arenda* ist ein Gut der russischen Krone, das sie verleiht und wieder zurückkauft von jenen, die sie damit belohnen will. (Notiz d. Verf.)

2) Siehe Eynards „Briefe I. A. Kapodistrias": „Le président ne cesse de prendre des arrangements pour aider de sa fortune aux besoins des Grecs."

Ich will nun die Gründe der Vermögensverwirrung *Rasumoffskys* erzählen, von der ich oben sprach. Seit seiner zartesten Jugend an einen orientalischen Luxus gewöhnt, später damit betraut, den stolzesten Herrscher Europas an verschiedenen Höfen zu vertreten, schöpfte mein Schwager zu Beginn seiner Karriere noch aus der unergründlichen Kasse seines Vaters[1]). Andreas Rasumoffsky hatte nur gelernt, das Geld auf noble Weise loszuwerden, die Kunst, es anzuhäufen oder wenigstens nicht zu vergeuden, war ihm unbekannt. Nach dem Tode des Marschalls, seines Vaters, schienen ihm die zahlreichen geerbten Güter eine Quelle, der er ohne Diskretion nahen konnte und er setzte seine Ausgaben fort. Bald jedoch erschütterten das Unglück und seine Ungnade bei Kaiser *Paul* die Grundlagen dieses kolossalen Vermögens, sein Kredit sank, er mußte große Zahlungen aufbringen, um alte und neue Schulden zu begleichen. Das einfachste und wirksamste Mittel hierzu

1) Graf Kyrill Grigorjewitsch *Rasumoffsky* (1728—1803), (der Bruder jenes Alexej R., der der heimliche Gemahl der Kaiserin Elisabeth war), von letzterer 1744 in den Grafenstand erhoben und von Kaiserin Katharina II. 1764 zum Feldmarschall ernannt. Er war einer der reichsten Grundherren in Rußland. Auf der Reise von Moskau nach Petersburg konnte er jede Nacht in einem anderen, ihm gehörigen Palais übernachten. (Notiz d. Verf.). Der russische Grafenstand datiert übrigens vom 1. 3. 1751, während der Reichsgrafenstand vom 27. 4. 1744 stammte. Kyrill heiratete am 27. 9. 1746 Catharina Iwanowna, Tochter des Schiffskapitäns Iwan Llowitsch *Narischkin* (1700—1734) und dessen Cousine Darja Kirilowna Narischkin (1709—1730), die 44 000 Bauern in die Ehe mitbrachte. Durch die Heirat des Zaren *Alexei Michailowitsch*, Vaters Peters d. Gr., mit Nathalie Kirillowna *Naryschkin* und die oben angegebene, morganatische Verbindung der Kaiserin *Elisabeth* standen die Rasumoffsky auch verwandtschaftlich dem Zarenhause sehr nahe und nahmen zudem durch ihren ungeheuren Reichtum eine dominierende Stellung ein. (v. Brückners A. K. Rasoumoffsky, Halle).

erschien ihm, einige Güter zu verkaufen. Ein Mann, den seine Großmut, oder vielmehr sein Unstern neben seine Person gestellt hatten, gab ihm diesen verhängnisvollen Rat. Dieser Mann war *Kudriaffsky*, der Sohn eines russischen Sängers der Gesandtschaftskapelle. Rasumoffsky ließ dieses Kind aus Erbarmen erziehen, nahm es später in seine Privatkanzlei und, da er an ihm Talent und einen offenen Kopf, der sich überall zurecht fand, entdeckte, vertraute er ihm nach und nach die Führung seiner Geschäfte an.

Solche Wohltaten und ein derartiges Zutrauen hätten selbst einen Durchschnittscharakter zur Dankbarkeit verpflichtet, Kudriaffsky hingegen kannte dieses Gefühl überhaupt nicht. Er sah in seiner Stellung nur ein Mittel, sich des Lebens auf verschwenderische und rückhaltlose Weise zu erfreuen. Indem er der Neigung seines Herrn, Geld hinauszuwerfen, schmeichelte, machte er sich daraus eine überreiche Quelle zu seinen eigenen Verschwendungen. In solche Hände hatte der unkundige und leichtgläubige Rasumoffsky seit mehreren Jahren die Administration seines Vermögens gelegt, als der Brand seines kaum fertigen Palais ihm in einer Nacht den größten Teil dieser wahrhaft königlichen Behausung raubte, für die er *Schätze* ausgegeben hatte. Ihn wieder aufzubauen, war unmöglich, als daher der Kaiser Alexander am Morgen nach dem Unglücke ihn fragte, ob er seinen Palast wieder aufzubauen gedenke, antwortete er ohne Zaudern: „Majestät, ich besitze nicht mehr die Mittel dazu." — „Ich werde Ihnen beistehen," versetzte Alexander augenblicklich mit jenem unüberlegten Ungestüm, das ihn öfters charakterisierte, „ich gebe Ihnen eine *Million* Rubel[1]),

1) Es waren 450 000 Rubel, s. II, 108.

um das Palais aufzubauen." Ein derartiger Befehl mußte angenommen werden und die Million, welche unter der Obhut Kudriaffskys in die Kasse des Fürsten gewandert war, verließ sie bald wieder, um den gleichen Weg zu nehmen, wie ihre Vorgängerinnen. Aber was geschah bald darauf? Aus dem liberalen und großmütigen Herrscher, als den er sich im Auslande gezeigt hatte, wurde in Rußland wieder der Autokrat, der unter der Bevormundung eines Finanzministers, der Rasumoffsky nicht liebte, sein kaiserliches Wort vergaß und einwilligte, daß seinem verabschiedeten Gesandten die Million oder wenigstens ihre Interessen zurückgefordert wurden. Dies war der entsetzliche Schlag, der die Existenz des Fürsten traf und zu dessen Heilung nur der Lieblingsminister Capo d'Istria das Gegenmittel besitzen konnte. Dessen guter Wille, zu helfen, verlieh meiner Schwester und ihrem Gatten wieder Hoffnung und, da sie von den schurkischen Manipulationen und der pekuniären Verwirrung, zu der Kudriaffsky allein den Schlüssel besaß, noch nichts ahnten, so waren sie ganz beruhigt, nachdem sie ihre Angelegenheit in die Hände des Grafen gelegt hatten. Wir werden unten sehen, ob ihre Sorglosigkeit berechtigt war.

Ich will nun wieder auf unseren traurigen Aufenthalt in Franzensbrunn zurückkommen. Die Saison rückte vor, sie beeilte sich wirklich in Franzensbrunn; der Vogelbeerbaum vor meinem Fenster, dessen Früchte ich rot werden gesehen, begann sie schon zu verlieren, seine Blätter fingen zu vergilben an und gar bald seufzte der kalte Wind durch seine entlaubten Zweige. Dieser Baum, der den einzigen Schmuck unseres Hauses bildete, wurde für mich eine Art Sanduhr, zu der ich täglich ging, um zu sehen, wie viel Zeit wieder verflossen

sei. Als ich endlich das letzte Blatt sich von dem Aste loslösen und langsam sich drehend auf die Erde zum Schlafe niedersinken sah, griff es mir so wehe ans Herz, daß ich mich heute noch daran erinnere. Unsere Freunde verließen uns geradeso, wie die Blätter, es ist einmal so die Gewöhnheit unserer Freunde, wenn der Winter naht.

Ruffo war der Erste, dann folgten *O'Donell*, *Capo d'Istria* und endlich Gräfin *Bombelles*. Der Prinz Alexander *Ypsilanti* blieb uns allein treu bis zum letzten Augenblick. Dieses Freundschaftsopfer wurde aber nicht ohne ein persönliches Interesse gebracht; der Prinz war nämlich nahe daran, sich in meine Schwester sterblich zu verlieben. Es kostete ihm sogar große Mühe, dieser unschuldigen Leidenschaft nicht zu unterliegen, aber er ist ein zu ehrliches Gemüt hierzu und sah nur zu gut ein, daß er mit dieser Idee seine Zeit verlieren würde. Aber ach, das Leiden war gefährlicher, als ich es damals noch glaubte, und sollte später sehr verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen!

Während *Rasumoffsky* auf seinem Schmerzenslager seufzte und die Heilung seines Fußes abwarten mußte, brach sich der Vater meiner Schwägerin, der Fürst *Starhemberg* ebenfalls ein Bein, als er von einer Treppe in Eferding herabfiel. Eine Unvorsichtigkeit hatte beiden den gleichen Unfall gebracht. Sie kamen mit einer Kur von zwei bis drei Monaten davon und konnten Gott dafür danken, denn der eine dieser Unbesonnenen hatte sechsundsechzig, der andere zweiundsechzig Jahre. Die Familie meines Bruders, wie auch Josefine verbrachten ihren Herbst also ebenfalls am Bette eines Krüppels. Wahrlich, seltsame Familienbeziehungen!

In dieser Zeit empfand Josefine einen lebhaften Kummer, als ihr *Degrazia*, den sie liebte, einen be-

dauernden, aber ganz loyalen Brief schickte, in dem er anführte, daß die pekuniären Verhältnisse seinen Vater außer Stand setzten, ihm eine Rente auszuwerfen, und er daher die Hoffnung, sie zu heiraten, aufgeben müsse. Die arme Kleine war sehr traurig darüber, daß alle ihre Hoffnungen immer wieder zu nichte wurden. In ihrem Kummer wurde sie selbst gegen uns, die wir ihre Träume von Glück nicht hatten gutheißen können, erbittert. Ich verzeihe ihr diese Unbilligkeit gerne; man ist eben nicht gerecht, wenn man unglücklich ist. Unser Schicksal ist manchmal so hart, daß das Herz das Bedürfnis fühlt, jemandem die Schuld daran zuzuschieben.

Die Abreise der Gräfin *Bombelles* ließ in unserer Mitte eine große Lücke zurück, ihre Heiterkeit fehlte uns unendlich und trotz ihres geringen Verstandes konnte unser gesamter Esprit ihr neckisches Geschäker nicht ersetzen. Dies ließ mich am 1. Oktober zu folgender Betrachtung kommen:

„Meiner Meinung nach hat man Unrecht, wenn man den Verstand für die Liebenswürdigkeit nötig hält. Sehr oft schadet er geradezu und fast immer nimmt er ihr den größten Reiz, nämlich, sich Liebe zu erwerben. Selten oder beinahe nie gewinnt der Verstand sich die Herzen. Dies gilt besonders bei den Frauen. Er ist zu allem gut, nur nicht zur Liebe, er überrascht, er unterhält, er gefällt, aber man liebt ihn nicht. Wenn eine besonders geistreiche Frau geliebt wird, so ist es unfehlbar nur deshalb, weil sie irgend andere liebenswerte Eigenschaften besitzt. Sie verdreht die Köpfe, wenn sie schön ist, sie rührt die Herzen, wenn sie gut ist. Sie muß dabei noch bedeutend besser sein, als andere Frauen, um durch ihre Güte zu reizen und sich ihren Verstand

vergeben zu lassen. Die Überlegenheit entfernt das Wohlwollen, weil jene den Eigendünkel bedroht. Wenn jemand *gezwungen* wird, zu bewundern, so urteilt er strenge. Es ist dies sicherlich ungerecht, denn der wahre Esprit, weit entfernt, wie man annimmt, stolz zu sein, ist bescheiden, weil sein weitblickendes Auge sieht, daß er nicht zum Ziele gekommen sei. Nur die Mittelmäßigkeit meint, genug zu wissen. Man hat die irrige Vorstellung, daß geistreiche Personen viel mehr nach Bewunderung haschen, denn nach Zuneigung und streut ihnen Weihrauch statt Liebe, gleich einem verhungerten, aber reich gekleideten Manne, dem man an Stelle von Brot Juwelen bieten wollte. . . . Der Verstand erscheint mir daher wohl dazu gut, um sich seiner zu bedienen, aber nicht, um ihn zu zeigen. Wenn die Seele allein und nur sich selbst gegenüber, in ihrem vertrauten Laboratorium arbeitet und dabei ohne Mühe auffaßt, versteht und erzeugt, dann ist der Moment gekommen, wo sie den Himmel für jenes Geschenk segnet, das man Verstand nennt, dann würdigt sie dessen wahren Wert und ahnt, daß man davon nie genug bekommen kann und daß derjenige Mensch, der am meisten davon besitzt, sich fast den glücklichsten aller Menschen nennen könnte."

3. Oktober 1817: Ich lese Rasumoffsky ein eben erschienenes Buch aus der Feder M. *Ferrands*[1]), des Autors „de l'Esprit de l'histoire" vor, es betitelt sich „La théorie des révolutions". Dieses Werk scheint mir Epoche in Bezug auf Politik und Litteratur machen zu müssen. Alles, was die gut denkenden und edelgesinnten Leute,

1) Antoine Comte *Ferrand* (1751—1825), Staatsminister Ludwig XVIII., heiratete 1780 eine Tochter des Ministers Roland. 1809 erschien sein berühmtes Werk: L'esprit de l'histoire (4 Bde.).

— was die Raisonneure von sich niemals sagen konnten, — über die gefährlichen und unseligen Folgen der Revolutionen gedacht haben, ist in diesem Buche mit einer überraschenden Logik dargestellt. Die Konsequenzen dieser traurigen Völkerkrankheit werden uns systematisch mit der Klarheit eines gesunden Menschenverstandes aufgerollt. Die feinfühlende Seele findet darin mit Freude ihre geheimsten Gefühle wieder, auf einer Grundlage schlagendster Beweise aufgebaut. Noch niemand hat die Verteidigung der guten Sache mit derart siegreichen Waffen aufgenommen. Herr Ferrand bricht durch die Verkettung seiner Beweise, durch die Richtigkeit seiner Schlußfolgerungen jeden Sophismus nieder, er leuchtet in alle Irrtümer hinein, er entlarvt jede Heuchelei. Dieses Werk muß einmal nicht allein für die großen Geister, sondern auch für die *Seelen* von großem Nutzen sein, denn der Autor ist ein guter Christ und seine bewundernswerte Beredsamkeit hat ihren Ursprung noch mehr im Herzen, als im Verstande.

Gegen Ende unseres Franzensbrunner Aufenthaltes gab es zwischen meiner Schwester und mir einen Augenblick der Erkältung, die mit einer unnützen Erklärung endigte, wie es eben alle sind, da eine derartige Erklärung nur das erste Glied einer langen Kette ist. Wenn die Eigenlieben zweier Frauen einander länger gegenüber stehen, so kann es nicht anders sein, als daß sie sich ab und zu an einander reiben; es bedürfte einer großen Freimütigkeit, um den Schlag abzuwenden. . . . und kann denn die Eigenliebe freimütig sein? Die Abreise der Gräfin *Bombelles* ließ uns wieder ernst werden, die Langeweile ergriff uns von neuem und dieses Übel ist der Keim vieler anderer Aufregungen.

Um das Thema zu wechseln, sei hier eine Geschichte wiedergegeben, die *Ypsilanti* eines Abends am Bette Rasumoffskys erzählte. Es ist ein Gemälde des russischen Typus, in dem sich die Charakterzüge eines Volkes in naturgetreuer Weise wiederspiegeln, das noch halb Bestie, halb Lasttier ist.

„Es war im Jahre 1813," erzählte *Y*psilanti, „als ich auf der Fahrt nach Moskau ermüdet und steifgefroren vor einer armseligen Hütte den Schlitten halten ließ. Die Dunkelheit brach herein und, obwohl ich nur mehr wenige Werste zur ehemaligen Zarenhauptstadt zu fahren hatte, so zog ich doch einen dürftigen Unterschlupf, ein gutes Feuer und ein Stück gesalzenen Brotes jedem orientalischen Luxus vor, der mich nach einer mehrstündigen Fahrt in der eiskalten Nacht erwarten mochte.

Ich wurde freundlich aufgenommen, das frugale Mahl war bald verzehrt und der alte Muschik mit seinem struppigen, schmutzigen Bart und den erloschenen Augen, die nur das flackernde, offene Feuer zeitweise erleuchteten, hatte sich seine lange türkische Pfeife angezündet. Wir schwiegen beide. Endlich begann ich, um diesen unbehaglichen Abend etwas zu erheitern, den alten Bauer über die französische Invasion des vorigen Jahres auszuholen.

„Was hast du denn in dieser Unglückszeit gemacht? Du konntest doch nicht allein in dieser Hütte bleiben, die hart an der Heerstraße liegt?"

„O ja, Eure Exzellenz," versetzte bedächtig der Muschik. „Nachdem ich mein Weib und die kleinen Kinder ins Innere des Landes geschickt, blieb ich mit meinen zwei älteren Söhnen im Keller versteckt auf der Lauer." Er lachte hämisch. „Wir haben da mehr als einen dieser



Alexander Fürst Ypsilanti (1792—1828)

Aus dem Prachtwerk „Les Portraits Russes“ (1762 bis 1832) des Großfürsten Nikolaus Michaelowitsch

französischen Schurken ins Jenseits befördert. Kam ein Offizier allein oder mit wenig Dienerschaft hierher, so bot ich ihm und seinem Gefolge Wein an. Man traute mir altem Manne, der anscheinend allein in der Hütte zurückgeblieben war. Sobald sie schliefen, holte ich meine Söhne aus dem Keller, tötete die Schläfer, hing ihnen Steine um den Hals und versenkte sie im Teiche hinter der Hütte."

„Natürlich hast du dich an ihren Habseligkeiten ordentlich bereichert?" fragte ich mit einem leichten Schauder.

„Nein, Eure Exzellenz, wir sind keine Räuber, sondern getreue Diener Gottes und unseres Väterchens, des Zaren. Wir warfen sie immer vollkommen angezogen und mit allem, was sie in den Taschen hatten, in das Wasser."

„Hattest du denn keine Gewissensbisse, schlafende Leute zu erschlagen?"

„Niemals, Eure Exzellenz, es waren ja Feinde Gottes und unseres Väterchens, des Zaren, — nur einmal", versetzte er nach einer kleinen Pause, „kostete es mich doch Überwindung, meine Pflicht zu tun. — Kam da eines Abends eine große Reisekutsche mit einer wunderschönen jungen Dame und zwei ganz kleinen Kindern an. Ein Postillon auf dem Bock, eine Kammerjungfer und ein Bedienter auf dem Hintersitz. Die Nacht war so finster wie heute und alle Insassen ganz steif vor Kälte.

„Ich nahm sie freundlich auf und gab ihnen das wenige, was ich an Vorrat hatte. Die Dame schien sehr beunruhigt und sah jeden Augenblick zum Fenster hinaus, als ob sie jemanden erwarte. Dann fingen die kleinen Würmer zu weinen an und verlangten zu essen.

Die Dame ließ aus der Kutsche etwas kommen, woraus eine Suppe gemacht wurde, die sich die Kleinen vortrefflich munden ließen. Darauf bat ich die Dame, mir mit ihrer Zofe zu folgen und zeigte ihr in meinem Zimmer oberhalb der Treppe ein sauberes Bett und im Nebenzimmer ein zweites für das Mädchen. Die Dame legte sich denn auch bald mit ihren Kindern in das erste Bett, die Zofe nebenan, ich aber ging wieder hinab und gab den beiden Männern so viel Schnaps zu trinken, daß sie fest einschliefen. Dann holte ich meine Söhne und brachte zunächst den Kutscher und den Bedienten um. Als ich darauf zur Dame hinaufkam und sie meine Hände mit Blut besudelt sah, schrie sie laut auf und auch die Kleinen wurden unruhig. Ich sagte ihr kurz, sie brauche keine Angst zu haben, ging ins Nebenzimmer und verschloß die Türe hinter mir. Hier erschlug ich mit dem Beile die Zofe und kehrte wieder zur Dame zurück, der ich rasch mit einem großen Küchenmesser die Gurgel durchschnitt.

Es blieben mir also nur mehr die Kinder übrig, die armen, kleinen Kinder! Sie weinten und falteten die Händchen. Das griff mir auch ans Herz, Eure Exzellenz, ich weinte und konnte nicht den Mut finden, sie zu töten. Wir machten also vor der Hütte eine tiefe Grube, legten zuerst die Mutter hinein, darauf die lebenden Kinder und stampften darüber die harte Erde fest.

Wenige Stunden darauf war wieder alles in Ordnung gebracht. Der Postillon und der Diener lagen im Teiche, die Kutsche samt dem Gepäck hatten wir verbrannt und die Pferde in die Schneefelder hinausgejagt. Wir wollten von diesen Leuten nichts behalten.

Ich hatte mich schon zur Ruhe niedergelget, als plötzlich ein schöner, großer Offizier in glänzender

Uniform, mit Dressen und Goldschnüren behangen, vor die Hütte sprengte. Mehrere andere Offiziere folgten. Er erkundigte sich lebhaft nach einer Dame, die mit zwei kleinen Kindern in einer Kutsche vorübergekommen sein sollte. Ich schüttelte den Kopf. Er schien sehr bestürzt und sprengte im gestreckten Galopp davon. Der Unglückliche streifte die Erde, unter der seine tote Frau und die vielleicht noch röchelnden Kinder lagen."

Welch' entsetzliche Geschichte! Dreißig Jahre sind es her, daß ich sie hörte, und ich schaudere noch! So beschaffen, schließt mein Tagebuch darüber, ist das Volk, gegen das die Macht Napoleons zerschellen sollte! Hört man von den einzelnen Greueln und Leiden, die die Franzosen auf dem Rückweg, den sie ehedem triumphierend zurückgelegt hatten, erduldeten, so fühlt man sich durch die Ähnlichkeit der Qualen betroffen, die die unglücklichen Vendéer durch diese nämlichen Franzosen erleiden mußten. Nur waren diese Leiden bloß ein schwaches Vorbild desjenigen, was in Rußland sich zutragen sollte. So verhält sich der Zorn der Menschen zu dem unseres Gottes!

Die obige Geschichte ist aber hauptsächlich deshalb so entsetzlich, weil sich die erbarmungslose Unmenschlichkeit noch mit dem Bewußtsein getaner Pflichterfüllung in solcher Ruhe, mit solchem Gleichmute brüsten konnte.

Sobald die Chirurgen *Rasumoffsky* die Abreise von Franzensbrunn in einer von Mauleseln getragenen Sänfte erlaubt hatten, reiste *Ypsilanti* nach Prag voraus, von wo er uns bis Wien immer in kleinen Etappen vorausgehen wollte. Auf diese Art und Weise hätten wir auf dem ganzen Wege während drei Wochen eine an-

genehme Gesellschaft gehabt. Als Vorwand diente ihm eine schwere Erkrankung seiner Schwester, die er bei sich hatte. Beinahe hätten wir aber den Winter in Franzensbrunn zugebracht, denn der erste Versuch mit der Sänfte ermüdete den Kranken ungemein. Eine zweite Probe glückte jedoch besser und am 15. Oktober 1817 reisten wir endlich ab. In Prag kamen wir gut an, meine beiden Cousinen *Hager* und meine Tante „Pigeon" erwarteten uns an der Treppe unseres Hotels, Ypsilanti eilte auch herbei und wir feierten alle ein frohes Wiedersehen. Meine kleine Tante und die beiden alten Stiftsdamen fingen sogleich ihre Beobachtungen an, sie flüsterten und machten spöttische Bemerkungen über unsere innige Freundschaft mit dem schönen griechischen Prinzen. Sie hatten noch niemals mit einem griechischen Prinzen zu tun gehabt, ihr Scharfsinn traf aber ein falsches Opfer. Sie glaubten nämlich alle, daß Ypsilanti in mich verliebt sei und ich ließ ihnen aus gewissen Ursachen gerne diese Meinung.

Nach einigen Rasttagen setzte sich unsere Karawane wieder in Bewegung, Ypsilanti sollte uns diesmal folgen, aber es kam ganz anders. Wenige Tage darauf erhielten wir nämlich einen Brief des Prinzen, worin er uns Lebewohl sagte und mitteilte, daß er sofort zu seiner kranken Mutter nach Kiew abreisen müsse. Unsere Trostlosigkeit war um so größer, als wir nun auch nicht die Hoffnung haben durften, daß er den Winter mit uns verbringen würde. Wenn ich hier „uns" sage, so geschieht es nicht aus Eigendünkel, sondern nach dem Stile meiner Zeit. Obgleich eine Reise, bei der man im Schritte täglich zwei Posten, mitten im Monate Oktober und ein abscheuliches Land durchquerend, zurücklegt, sicherlich keine Vergnügungstour ist, erinnere ich

mich heute doch mit einem gewissen Vergnügen daran und das Andenken an diese Fahrt lächelt mir, wie ein alter, guter Freund zu. Ich war eben damals jung und alles machte mir Freude!

Ich muß beifügen, daß die reizende, immer gute Laune Rasumoffskys viel dazu beitrug, die Länge dieser Wallfahrt zu versüßen. Dazu verurteilt, noch vierzehn Tage auf den offenen Straßen oder in erbärmlichen Nachtquartieren zu verbringen und vielleicht noch Monate lang an das Krankenlager gefesselt zu sein, ging ihm dennoch nie die Geduld aus und trotz seiner Leiden und Langeweile schien er nur über unsere Sorgen Trauer zu empfinden. Um ihm das Treppensteigen zu ersparen, wählte man für meinen Schwager als Nachtlager immer ein Parterrezimmer. Die Quartiere in Böhmen sind sämtlich schlecht, manchmal kam es auch vor, daß man, um die Sänfte in das bestimmte Zimmer zu bringen, einen Teil der Mauer aufreißen lassen mußte. Die Augenblicke, wo der Fürst seine Sänfte verlassen oder in dieselbe einsteigen mußte, bildeten immer eine gewisse Gefahr, er war aber stets der erste, der diejenigen ermutigte, die um ihn zitterten.

Jeden Morgen überholten wir, nachdem wir das schwerfällige Fuhrwerk meines Schwagers abfahren gesehen hatten, die Sänfte in einer Berline und richteten schon im voraus das Nachtlager her. Letzteres bedeutete stets nur eine Rast von etwa zwanzig Stunden, die ich trotz allem guten Willen des Kranken lange gefunden hätte, wenn mir nicht eine glückliche Idee gekommen wäre, mich zu zerstreuen und damit mehrere Stunden im Tage auf angenehme Weise auszufüllen.

Auf der Fahrt schrieb ich jetzt eine kleine Novelle, deren Bruchstücke ich dann abends meinem Schwager

vorlas. Seine Freundschaft für mich ließ ihn dieser kleinen Arbeit lebhaftes Interesse entgegenbringen. *Ypsilanti* hatte mir dazu den ersten Antrieb gegeben; eines Tages, kurz vor seiner Abreise von Franzensbrunn, machten mir zusammen eine recht pittoreske Partie zu den Ruinen des Schlosses *Liebenstein*, einige Stunden von Eger entfernt. Auf dem Rückwege schlug er mir vor, ich solle über das Schloß und einen Felsen („rocher"), der, ganz in der Nähe gelegen, die Überreste einer Einsiedelei trug, eine Erzählung schreiben. Ich nahm den Vorschlag unter der Bedingung an, daß er über dasselbe Sujet auch etwas schreiben müsse, wir wollten uns dann in Wien gegenseitig unsere literarischen Erzeugnisse vorlesen. In Prag las er mir in der Tat einige Seiten, die seine gefühlvolle und phantastische Art wiederspiegelten, vor, doch vollendete ich allein meine Aufgabe und beendigte den „*Rocher*", den ich neun Jahre später, zu Gunsten der Griechen in Paris drucken ließ[1]).

Am 3. November kam die Erlösung von dieser endlosen Reise und wir langten auf der „Landstraße" an. Auf der letzten Poststation erwartete uns die gute Mère-tout, die der aufmerksame Rasumoffsky hatte kommen lassen. Diese Überraschung entzückte sowohl meine Schwester, als auch mich.

Unsere Rückkehr nach Wien sollte noch nicht der Schlußstein unserer Sorgen sein. Die Beinwunde meines Schwagers war noch nicht geschlossen und er mußte noch mehrere Wochen zu Bette liegen. Auch schwächte ein heftiges Fieber seine Gesundheit. Dann endlich

1) Das Manuskript, mit reizenden, effektvollen Sepiazeichnungen von der Hand der Gräfin Thürheim geschmückt, ist noch erhalten. Das Buch wurde in Paris bei Achille Désanges 1827 gedruckt.

war die Krise vorüber, sein Fuß kräftigte sich und wir faßten wieder Mut und Zutrauen.

Die Nachrichten *Ypsilantis* besagten, daß seine Mutter noch vor seiner Ankunft in Kiew ihre volle Gesundheit wieder erlangt hatte. Dieser unselige blinde Lärm, der seine Wiener Projekte über den Haufen geworfen hatte, änderte das Schicksal des Prinzen vollständig. Wäre er damals nicht nach Rußland zurückgekehrt, so wäre er gewiß den Verführungen der Patrioten entgangen, die sich seiner damals bemächtigten und ihn drei Jahre später in einen Abgrund stürzten, wo die Gefangenschaft und der Tod auf ihn lauerten. So sind es keineswegs Felsen, die unsere Zukunft zerschmettern, sondern oft ein kleines Sandkorn, das sie ins Rutschen bringt!

XXIII. 1818

Das Jahr 1818 war gekommen, seinen Eintritt feierte ich mit folgender Betrachtung: „Die Jahre haben verschiedene Namen, aber sie gleichen sich alle, denn alle sind flüchtig und nehmen in ihrem Lauf alles mit, was ihnen auf ihrem Wege begegnet. Ein Gemisch von Kummer und Freude, fließen sie dahin und die Stunden der Trauer und die der Lust verschwinden mit gleicher Schnelle. Ein 1. Januar unterscheidet sich von seinem Vorgänger in nichts, als in einer neuen Ziffer, die im Kalender steht, und weil man um einen Teil des Lebens ärmer, von seinen Illusionen weiter entfernt und dem Grabe näher ist. Glücklich noch derjenige, der nur Tage und Hoffnungen verloren hat! Der, welcher zum Jahresschlusse seine Lieben zählen kann und auf Erden noch vorfindet, der kann sich reich dünken und dem Himmel danken. „Er zählt die Häupter seiner Lieben und sieh, es fehlt kein teures Haupt.“ . . .

Der Graf *Capo d'Istria* hat Rasumoffsky geschrieben. Er tat sein Möglichstes bei Kaiser *Alexander*, um die Vermögensverhältnisse meines Schwagers in Ordnung zu bringen, aber es gelang ihm nur zur Hälfte. Die Rückzahlung der Million und ihrer Zinsen an die Krone ist auf unbestimmte Zeit aufgeschoben, aber dies ist nicht genug, besonders einem Manne gegenüber, der in dieser sogenannten Großmut nur Berechnung auf sein hohes Alter sehen muß. Es hat den Anschein, als ob im Jahre

1817 sich der Zufall, die Natur und die Menschen verschworen haben, um ihm dieses unheilbare Übel immer wieder in das Gedächtnis zurückzurufen, und dies in einem Moment, da ihm sein verjüngtes Herz die schönsten Jugendträume verwirklichen hilft. So sind die Schelmstücke des Schicksales, es verläßt seine Lieblinge in einem Alter, wo man seine Härte am meisten fühlt. Warum kann das Glück den Sterblichen nicht lieber dann lächeln, wenn die Natur ihren Hochmut gebeugt hat und sich bemüht, sie vor einer anmaßenden Vertrauensseligkeit zu behüten? Sollte denn die Vorsehung auf dem letzten Teile unseres Lebenslaufes nur deshalb Dornen gestreut haben, um uns das Ende der Reise erwünschter erscheinen zu lassen? Sollen unsere Augen von da an die Erde verlassen und sich zum Himmel erheben, weil es nicht ein Ende ist, das herannaht, sondern ein Anfang?

Und dennoch gibt es Leute, die solch' ernste Betrachtungen nicht einmal oberflächlich berühren. So sagte anderen Tages jemand zu Frau *Arnstein*, einer Jüdin[1]), sie sollte sich doch, wie ihre übrige Familie es bereits getan hatte, taufen lassen. „Nein," antwortete sie naiv, „ich bin schon zu alt." Jedenfalls sah sie in diesem Glaubenswechsel nichts anderes, als was darin ihre soi-disant konvertierten Eltern erblickt hatten, nämlich — ein Mittel, um ihr Vermögen zu vermehren.

6. Januar 1818: Ich habe eine kleine Brochure[2]) ge-

1) Franziska Freiin *v. Arnstein*, geb. *Itzig* (1758—1818), s. I. 40. Ihr Salon war der erste jüdische, in dem sich die Wiener beste Gesellschaft bewegte.

2) Der Verfasser von „Folies du siècle, Roman philosophique", von M**, Paris, Tillet 1817, 8° ist laut „Barbier Dictionnaire des ouvrages anonymes": *Lelarge* de *Lourdoneise*.

lesen, die sich „*Les folies du siècle*“ betitelt. Es ist ein reizendes Buch, der Autor will darin seine tiefen Gedanken über die Regierungen und besonders die von Frankreich unter dem Schleier einer zahmen Satyre äußern. Dies kleine Werk ist voll Anmut und Esprit.

Der liebe *Rasumoffsky* hat Mlle. *Tisserant* ein Zimmer, ganz nahe dem meinigen angewiesen. Dieses Wohnen unter einem Dache macht uns beide sehr glücklich und erfüllt mich mit unendlicher Dankbarkeit für meinen Schwager. Sie ist jetzt nicht mehr allein, die gute Mèretout, sie verbringt ihre Morgen bei mir, während ich male, sie liest mir vor. Allerdings liest sie schlecht, wie eine Quelle, die fließt oder vielmehr, wie ein Springbrunnen, den der Wind hie und da verschlägt. Und dennoch ist sie es, die meinen Ohren seit zwölf Jahren auf diese Weise eine Menge Lehrhaftes zuführte. Während ich zeichne, bin ich wohl ein wenig zerstreut und höre nicht hin, wenn sie in Verwirrung geratet. Dieses Mittel, sich belehren zu lassen, ist allerdings nicht gerade das beste, ich glaube auch, daß diese Art von Lektüre mein Gedächtnis ganz und gar abgestumpft hat. Ich setze sie aber dennoch fort, weil sie Mèretout ein gewisses Vergnügen bereitet und sie darin ein Mittel findet, sich nützlich zu machen. Ich gewinne dabei immerhin etwas. Oft wären meine Gedanken, während ich zeichne, müßig, auf diese Art aber erhasche ich immer wieder eine Idee oder eine Belehrung und fahre dann fort, darüber nachzudenken, während sie weiterliest.

Heute z. B. war es die Belagerung von *Akka* (Saint Jean d'Acre) im Jahre 1191; meine Aufmerksamkeit wurde durch das Lob gefesselt, das der Autor (Michaud) [1])

1) Josef *Michaud's* „Histoire des croisades“, mit der er bei einer Schriftstellerkonkurrenz den Sieg davontrug.

der Tapferkeit des Herzogs *Leopold* von *Österreich* widmete, der als Erster auf den Wällen sein Banner gepflanzt hatte. Mlle. Tisserant unterbrach sich, um mir zu sagen: „Dies ist ja die Geschichte deines Vorfahren, denn, nicht wahr, ein Thürheim war ja der Bannenträger des Herzogs?“ In der Tat ist diese Begebenheit in alten Dokumenten aufbewahrt und damals war es, daß unsere Familie ihr Wappen gegen das von St. Jean d'Acre, der Dornenkrone, umtauschte, nachdem der fromme Kreuzfahrer diese der Baronskrone vorzog, die ihm der Herzog als Belohnung seiner Tapferkeit verleihen wollte. Ich empfand in diesem Augenblick ein edles Gefühl von Stolz. Ich sagte mir, es sei doch eine schöne Sache, in der Geschichte vergangener Jahrhunderte die Spuren der Tugenden seiner Vorfahren zu finden! Diejenigen, welche nach jener Epoche kommen werden, die sich bemüht, alle Erinnerungen zu zerstören, werden nicht dasselbe von sich sagen können.

Ich habe die Geschichte in meinen Familienpapieren. Aber anders ist es bei ihnen. Da sie von ihren Vätern nur Geld erbten, wie könnte sich ihre Dankbarkeit für ein Gut begeistern, dessen Wert erst gilt, wenn man es verliert und das mit der Seele nichts gemein hat? Aber wird man immer sagen können: Die Tugenden der Ahnen werden stets der Ruhm ihrer Nachkommen bleiben? — Nein, denn der Ruf jedes Einzelnen gehört nur ihm allein. Was gilt einem einzelnen Wesen die Ehre seines Vaters, die Ehre seines Sohnes? Wenn die Aristokratie nichts anderes täte, als sich durch Rekrutierung von Einzelpersonen zu vermehren, die ihre Eigenschaften und Tugenden besäßen (denn Noblesse oblige!), so wäre es ohne Zweifel noch schöner, sich ein glänzendes Renommee zu schaffen, als von dem eines anderen zu

erben; wem aber sollte man dieses Renommee, wenn es nicht erblich ist, hinterlassen? Das Leben ist so kurz, daß, wenn man nur für sich lebte, es besser ist, sich an einem vergänglichen Nebelgebilde zu erfreuen, als ihm nachzulaufen. Ist es nicht für edle Herzen die größte Triebfeder ihrer guten Handlungen, diese als Kettenglieder zu betrachten, die sie sowohl an die Zukunft und an die Vergangenheit anschließen? „Denn der Ruhm des Einzelnen wird zur Ehre *Aller*" (dies stammt aus meinem „Rocher"). Niemals vermag das Geld derartige Gefühle wachzurufen. Das selbstsüchtige Interesse und der persönliche Ehrgeiz werden niemals ganze Familien veranlassen können, in knappen Verhältnissen, ja oft in der Dürftigkeit zu leben, nur damit ein Einziger den Glanz des Namens aufrechterhalten könne. Es liegt etwas Großes, etwas wirklich Edles in einem System, das sich auf die Ergebung des einen und den Schutz des anderen gründet.

Ohne Zweifel kann es vorkommen, daß ein jüngerer Sohn neidisch auf seinen älteren Bruder blickt, der im Überflusse lebt, während sein einziges Erbgut die Entbehrungen der Armut geworden sind; doch, würde sich nicht ein solcher, der die Vorteile eines Roturiers den Entbehrungen seines Adels vorzieht, mit Schande bedecken? Es kann auch aus diesem System erfolgen, daß der so begünstigte Älteste jenen Edelmut verlöre, den seine Familie ihm gegenüber betätigte, aber selbst wenn er ganz und gar ein Egoist werden sollte, so könnte dennoch die Ehre der Familie, deren augenblicklicher Halt er ist, nicht sein persönliches Eigentum verbleiben; alles, was er sich etwa erwerben würde, fiele trotzdem auf alle Glieder seines Namens, ob er sich um diese kümmerte oder nicht. . . .

Ich höre alle Tage sagen, daß der Adel, jenes Überbleibsel des Mittelalters, unter dem Schritt der Zeit, die mit allen veralteten Einrichtungen aufräumt, untergehen muß, und in der Tat sehe ich ganz gut, daß unter dem Drucke der Jahrhunderte, wenn nicht die Menschen, so doch die Dinge in bezug auf moralischen Wert einer Veränderung unterworfen sind und daß wir in einer Epoche der Weltgeschichte leben, wo alles ein neues Aussehen bekommen zu wollen scheint. Wie dem auch sei — gleichwie jeder Söldner in einer eroberten Stadt von seiner Beute dasjenige forttragen darf, was ihm am wertvollsten erscheint, so raffe ich, die ich Erinnerungen mehr schätze, denn Hoffnungen, meine alten Traditionen zusammen und ziehe die alten Einrichtungen den neuen vor, mögen diese auch noch so schön aussehen. Vielleicht werden diejenigen, welche diese bei ihrem Eintritt in die Welt vorfinden, in ihrem reifen Alter glücklicher sein, als wir und unsere Vorfahren, aber dieser Augenblick des Glückes wird kurz sein, denn die Reife jedes Dinges ist nur ein Punkt zwischen Wachstum und Verfall."

14. März 1818: Dreißig Jahre sind es her, daß ich das Licht der Welt erblickte. Mein Gott! Es ist die Hälfte eines langen Lebens, wer weiß, ob es die Hälfte des meinigen sein wird? Diese dreißig Jahre setzten sich aus glücklichen Tagen der Kindheit, aus Freuden der Jugend, aus Träumen, Illusionen, aus dem Blendwerk der Eitelkeit, aus Wonne und Begeisterung zusammen. Welche Blumen! Die Blütezeit ist vorüber, ihre Ernte ist eingebracht, entblättert, vertrocknet, wie in einem Herbarium, sie leben nicht mehr, die armen Blumen, nur in der Erinnerung. Arme Jugend! Wie sehne ich mich nach dir! Und doch hattest du für mich viel

Kummer, viele Tränen trübten deine Frische, und doch, welch' andere Zeit des Lebens könnte mit dir verglichen werden? Kann man die traurige Schönheit der Nacht mit dem Glanz des Tages vergleichen?

Ich glaubte mich auf diesen Übergang vorbereitet zu haben, aber ach, ich fühle es, man überschreitet diese Schwelle nicht ruhigen Herzens. Ich bin ja in der Tat seit gestern nicht älter geworden, aber das Wort ist gefallen, ich habe dreißig Jahre, ich gehöre nicht mehr der Jugend an. „Bah," sagte mir Vincenz *Mayhirt*, „ein Abschnitt bedeutet nichts, man geht darüber hinweg, wie über eine Ländergrenze, ohne es zu bemerken. Nichts hat sich verändert, man findet die gleichen Häuser, die gleichen Wälder, dieselbe Gegend." — „Ja," antwortete ich, „aber einige Meilen weiter, merkt man es recht wohl, daß man in einem anderen Lande ist. Ich habe mich entschlossen," fügte ich bei, „um die Tracht des Landes anzunehmen, welches ich jetzt betreten habe, auf die Koketterie zu verzichten." ... In diesem Augenblick hörte ich männliche Schritte auf der Treppe. „Das ist Herrenbesuch, der kommt," meinte Vincenz. Und augenblicklich warf ich einen Blick in den großen Spiegel und begann meine Haare zu ordnen. „Ha, Ha, Ha," lachte Mayhirt, „ich sehe, daß die Bäume in diesem Lande große Ähnlichkeit mit denen auf der anderen Seite haben." ...

Denselben Tag: Diesen Morgen las ich gewisse Gebete in einem Buche durch, das ganz von der Hand meiner Mutter geschrieben ist (sie schrieb deren fünf für jedes ihrer Kinder). Dieses Buch enthält Bilder, Silhouetten, getrocknete Blumen, alles Spuren aus meiner ersten Jugendzeit. Indem ich eine dieser lieben Reliquien nach der anderen vornahm, flogen zwanzig Jahre

an mir vorbei. Ich weinte, denn es waren lauter Erinnerungen an Personen, die nicht mehr sind, an teure Wesen, die meine ersten Schritte auf dem Lebensweg beschützt und geleitet hatten. Jedes dieser kleinen Denkmale von Schmerz und Freude erweckte mir Gedanken an ein trauriges Ereignis, fast alle sprachen von Trennung und schlossen sich unter dem Hauche der Zeit. Eine einzige kleine Blume hat einige Spuren von Wohlgeruch bewahrt, es ist ein rosa Jasmin, ein Überrest aus dem letzten Strauß, den mir Max *Zandt* am Tage vor seiner Abreise reichte. Ich atmete ihn mit Wonne ein und wie durch Zauber stand jene Zeit vor mir und ich sah vor meiner Seele die süßesten Augenblicke meines Lebens vorüberziehen. Ich machte jeden Tag wieder mit, denn jeder Tag brachte mir einen Blumenstrauß und ich empfand die gleichen Gefühle, wie damals — meine kleine magische Blume bewirkte dieses Wunder. Die übrigen waren alle vertrocknet, man bemerkte keinen Unterschied an ihnen, bei der geringsten Berührung zerfielen sie in Staub, — arme, kleine Blumen, ihr waret gleichwohl einst so frisch!

27. Mai 1818: Zum ersten Male in meinem Leben sah ich heute eine magnetisierte Person, sie lag in magnetischem Schlafe, allerdings noch nicht in jenem Zustande, den man Hellsehen nennt, immerhin hatte das, was sie sagte, den Anschein von Übernatürlichkeit. Diese Somnambule ist eine arme Magd, sehr jung, kränklich und melancholisch, ein Wesen, das viel geeigneter ist, betrogen zu werden, als selbst zu betrügen. Der Magnetiseur ist ein wirklicher Arzt[1]), Enthusiast

1) Johann Emanuel *Veith*, geb. Kuttenplan 10.7.1787, gest. Wien 6.11. 1876, Sohn eines jüdischen Tabakverlegers, wurde am 27. 11. 1812 Dr. med., 1819 Direktor des Tierarznei-Institutes, trat 1816 zum

seinem Charakter nach, sein Gesicht hat einen zynischen Ausdruck. Und doch ist er ein moralischer und gläubiger Mann, wie auch sein Medium. Oh, an dieser gibt es nichts zu zweifeln, ihr Schlaf war kein Betrug, die Wahrheit hat einen Ausdruck, den die Lüge nicht nachmachen kann. Trotz allem wurde mein Unglaube an den Magnetismus keineswegs erschüttert. Ich kann einmal nicht an alles glauben, was die Naturgesetze überschreitet, ich sehe nur eine Art Unordnung dieser Gesetze in einer unerklärlichen Fähigkeit, die das Physische mit dem Moralischen vermengt, die zu gleicher Zeit die Seele über die menschlichen Naturgesetze erhebt und sie andererseits verdirbt, indem sie diese unter die Herrschaft eines tierischen Fluidums beugt. Wenn wenigstens Magnetiseur und Medium beide in Transe wären, würde ich es vielleicht verstehen, daß sie beide, vergeistigt, sich darüber verständigen könnten, sich von den materiellen Fesseln zu befreien und zu jener Welt zu erheben, die wir unsichtbar nennen, weil wir blind sind. Aber, wenn die Seele allein auf der einen Seite ist, die Materie aber auf der anderen — das geht über meinen Horizont!

Karoline *Széchényi* war es, die mich in jenes Haus führte, wo man diese arme Kreatur maltraitierte. Für Karoline ist kein Wunder zu groß, dessen sie nicht den Magnetismus für fähig hält. Ein Kopf, wie der ihrige, ist ein Schatz für jeden Charlatan, sie wäre verzweifelt, wenn sich die Phänomene erklären ließen. Im 15. Jahrhundert hätte sie den Stein der Weisen gesucht, im

Katholizismus über und wurde 1821 in den Redemptoristenorden aufgenommen, 1830 wurde er Weltgeistlicher. Von 1831—45 war er zweiter Domprediger bei St. Stefan. Als Kanzelredner und Fastenprediger genoß er großes Ansehen, ebenso als Arzt. (s. Wurzbach, Bd. 50, S. 81ff.)

18. wäre sie Freimaurerin geworden und heute glaubt sie an den Magnetismus, und ihre Leichtgläubigkeit ist in bester Absicht in Spannung vor allem, was das 19. Jahrhundert ihr an Unsinn und Narreteien bringen wird.

Karoline *Széchényi* war eine Nichte Rasumoffskys durch ihre Mutter Lady *Gillford*[1]), eine Schwester jener Elisabeth *Thun*, die die erste Frau des Fürsten gewesen war. Karoline war das reizendste und zugleich tollste Wesen, das man sehen konnte. Ihre glänzendschwarzen Haare, gleich der Feder des Bergraben, umrahmten in großen Locken ein braunes, sammtweiches Antlitz, dessen Augen einer Zirkassierin, dessen regelmäßige, feine Nase, dessen lieblicher Mund und eine Perlenreihe von Zähnen, die wie ein Blitzstrahl die Wolken ihres leicht erregbaren Unmutes erleuchteten, dieser lieblichen Person einen Reiz verliehen, wie ich ihn noch nirgend angetroffen habe. Der Charakter Karolinens glich dem ihrer Gestalt, nur war er eher pikant, denn angenehm. Als ein verhätscheltes Kind, wie man es nur sein kann, ertrug sie keinen Widerspruch und wollte Freund und Feind ohne Ausnahme beherrschen. Ihre Unbesonnenheit beleidigte oft, aber ihr Herz war vortrefflich und voll edler und erhabener Gefühle. Hätte sie mehr Glück gehabt, so würde sie mehr geliebt worden sein, aber, da sie mit einem alltäglichen, liederlichen, geistlosen und ungebildeten Manne verheiratet war, so lag sie beständig im Hader mit ihrem Schicksal, ihren Pflichten, Neigungen und Prinzipien, verdarb sich dabei die Laune und unterlag den Wechselfällen ihres inneren Kampfes, Ihre Tante die gescheidte

1) Karoline Lady *Gillford*, geb. Gräfin Thun (1769—1800), eine Schwester der Gräfin Rasumoffsky-Thun.

Fürstin *Lichnowska*, geborene Gräfin *Thun*, die an ihr mit einer aufrichtigen Liebe Mutterstelle vertrat, begründete durch ein gewisses Laisser-aller und einen gewissen Mangel von Voraussicht, — eine üble Charaktereigenschaft der Fürstin, die Ursache ihrer fortwährenden Mißgriffe, — das Unglück ihrer Nichte. Trotz ihres hervorragenden Verstandes kurzsichtig, schärfte sie diesen niemals mit der Brille reiflicher Überlegung und fremden Rates, sondern hielt oft alles, was glänzte, für Gold und den Trugschluß für Wahrheit.

So nahm sie, als sich ihr eines schönen Tages die leidenschaftliche und eigensinnige, siebzehnjährige Karoline zu Füßen warf und sie um die Erlaubnis bat, Paul *Széchényi* heiraten zu dürfen, diese Neigung, welche kaum ein Interesse genannt werden konnte, für bare Münze und glaubte, ihre Vorsorge für das Glück ihrer Nichte genugsam erschöpft zu haben, als sie die Eltern dieses jungen Mannes gefragt hatte, ob er ein anständiger Mensch sei. Als diese natürlich bejahten, wähnte sie sich vollständig sicher und schloß den Lebensbund zwischen ihrer Nichte, die noch ein Kind und ohne Erfahrung war, mit einem zwanzigjährigen jungen Manne, der ebenso kindisch, aber schon vollkommen verdorben war. Als nichts mehr zu ändern und der Fürstin der Star gestochen war, schloß sie ihre Augen, um nichts zu sehen, und verweigerte sich infolge einer neuen Inkonsequenz, ihre Nichte auf dem abschüssigen Wege zu leiten, auf den ihre Unvorsichtigkeit diese geführt hatte. Nur zu bald zogen die Vernachlässigung ihres Gatten, die Unbedeutendheit seines Verstandes und Charakters, andererseits der Wirbel der Gesellschaft und der Einfluß ihrer Eitelkeit und Eigenliebe die unselige Karoline in eine Kette von gefährlichen Unbesonnenheiten.



(1765—1841)

Stich nach dem Gemälde von Grassi in der
k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek

Dazu kam noch, daß sie einer leidenschaftlichen Neigung nachgab, die ihr ihr Schwager, Stefan *Széchényi* einflößte. Dieser wurde ihr bald darauf untreu, und Karoline nahm, um ihren Kummer und ihre verletzte Eigenliebe vor den Augen der Welt zu verbergen, einen anderen Liebhaber. Von ihrem Gatten mißhandelt, von seiner Familie chikaniert, von den Vorwürfen ihres Gewissens und den Qualen ihrer zerrütteten Nerven niedergedrückt, suchte sie sich vergeblich mit neuen Liebschaften zu betäuben und starb eines Tages fast plötzlich als reuige Sünderin, aber ohne die Tröstungen der Religion. Dies geschah auf dem Schlosse einer ihrer Freundinnen, wo diese während eines Ausfluges ihrer Gäste Karoline allein unter der Obhut einer Kammerjungfer zurückgelassen hatte. Arme Karoline! Ihr Leben war ein kurzer Frühling, voller Gewitter. Eine schwache, halt- und schutzlose Blume unterlag sie dem Orkan, der an ihr zauste, senkte ihr Haupt und starb. Ich bin hier meiner Erzählung vorausgeeilt. Seiner Zeit werde ich noch von dem Tode der Karoline Széchényi zu sprechen haben.

28. Mai 1818: Meine Schwägerin ist mit einem Sohn niedergekommen. Mein Bruder ist abwesend. Trotz ihrer Unerfahrenheit stand Konstantine während der ganzen Dauer des Ereignisses Leo bei. Ich blieb mit meiner Tante in einem Nebenzimmer und trat erst ein, als der Erbe der Thürheims seinen Eintritt in diese Welt vollzogen hatte. Alles schwamm in Tränen und Freude. Obwohl ich mich nicht weniger freute, wie die anderen, blieben meine Augen doch bis zu dem Augenblicke trocken, da ich das Geschrei dieser kleinen Kreatur hörte, die auf diese Art ihr neues Dasein begrüßte. Diese Voraussicht der Natur hat etwas erhabenes und

trauriges. Wie könnte der Mensch in der Tat dem Leben, dieser Kette von Kummer und Sorgen, wo selbst die Freude die Züge des Schmerzes trägt, mit einem Lächeln entgegengehen?

29. Mai: Mein Bruder ist heute, ohne etwas zu ahnen, zurückgekommen. Erst im Vorzimmer seiner Frau wurde er inne, daß er Vater eines Stammhalters[1]) geworden. War das eine Freude für den Armen! Die Taufe ging mit einer größeren Feierlichkeit vor sich, wie es früher bei der Tochter der Fall war. Es war damals nicht der Mühe wert gewesen, denn es galt ja nur einem Mädchen! Der Kleine wird künstlich ernährt werden, Leo ist sehr betrübt darüber, ihren Sohn nicht, wie ihre Tochter, selbst nähren zu können. Ich bin aber sehr froh, daß die Kleine wenigstens diesen Vorteil über ihren Bruder, der einstmals das Vermögen seines Vaters bekommen wird, hat. So ist sie ihm doch in der Milch der Mutter über und dies sollte immer so bleiben!

Bei der Taufe sah ich auch den General *Starhemberg*[2]), der von der Festungshaft zurückkehrte, einer Haft, die in Anbetracht der Konzessionen, die er sich in Italien erlaubt und die ihm den Namen eines österreichischen Vandamme eingetragen hatten, viel weniger strenge gehandhabt worden war, als er es verdient hätte. Zehn Jahre waren es her, seit ich ihn zum letzten Male gesehen hatte und sechzehn, seit er in mich verliebt gewesen. Er war der *erste* Mann, der mir diese Ehre erwies und noch dazu in meinem vierzehnten Lebensjahre. Für solche Dinge hat man ein dankbares Gefühl. Wie war unser Los während dieser sechzehn Jahre ver-

1) Ludwig Graf *Thürheim*, geb. Wien 27. 3. 1818, gest. unvermählt Schwertberg 19. 7. 1894.

2) Anton Gundakar *Starhemberg* (1776—1842) s. I. Bd. S. 96.

schieden! Das meinige ist fast dasselbe geblieben, aber welche Schicksalsschläge haben ihn erschüttert! Seine Tapferkeit trug ihm das Theresienkreuz, die Achtung der Armee und endlich den Rang eines Generals ein. Seine leichten Sitten und eine zügellose Spielwut rissen ihn aber in einen Abgrund, der ihm einen Teil seiner Ehre, die Achtung der Welt und drei Jahre Freiheit raubte. Sein gefälliges Wesen, seine Liebenswürdigkeit, ein Fond von Güte erhielten ihm jedoch immer noch viele Freunde. Sogar der Kaiser fühlte sich einem Schuldigen gegenüber, den so viele Leute liebten und dessen im Dienste erlittene Wunden Vergebung forderten, zur Milde geneigt. Er verkürzte auch die Dauer seiner Gefangenschaft um ein Bedeutendes. Ich hatte mich, wenn ich seine Missetaten erzählen hörte, oft gegen ihn erklärt, aber heute, da ich ihn so verändert, so unglücklich und so traurig sah, empfand ich für den armen Starhemberg nur Mitleid und Nachsicht. Ich sehe es ein, daß es für die Gerechtigkeit ein großes Glück ist, daß die Frauen nicht Richter werden können. Im übrigen ließ der leichtsinnige Charakter des Grafen ihn sein Unglück bald vergessen. Vierzehn Jahre später wurde er der Vormund meines kleinen Neffen.

2. August 1818: Isabella kam am 3. Juni hier an und ist nun abgereist. Bei ihr war ihr kleiner Sohn (heute Graf Tony *Goëß*[1]), der würdige Sohn würdiger Eltern) und noch ein anderes Kind incognito. Josefine war auch mit uns. Diese Tage, die zu Fünft so angenehm hätten sein können, wurden für Konstantine und mich durch unsere Unruhe und Sorgen wegen des drohenden Zu-

1) Anton Graf *Goëß*, geb. 4. 8. 1816, gest. 20. 5. 1887, Ritter d. gold. Vließes, Geh. Rat und Km., Landeshauptmann und Major a. D., heiratete 14. 5. 1848 Therese Gräfin *Wilczek* (1823—1898).

sammenbruches des Rasumoffskyschen Vermögen sehr alteriert. Dieses Damoklesschwert hing plötzlich über unseren Häuptern, ein Verzug in den Eingängen aus den Gütern brachte die schon schwankende Maschine zum Sturze. Die Gläubiger drängten von allen Seiten, diejenigen, die durch den illusorischen Kredit des Fürsten enttäuscht worden waren, rührten sich und ein Bankerott schien unvermeidlich. Selbst *Kudriaffsky*, der allein aus diesem Labyrinthe den Ausweg hätte wissen sollen, dessen Unehrlichkeit und falsche Maßnahmen diese Verwirrung angezettelt hatten, selbst er verlor den Kopf und verdichtete die Schatten und die Konfusion über dem Abgrunde, den er durch seine Untreue und seine Verschwendung gegraben, noch durch unsinnige Auskunftsmittel. Er wollte meine Schwester dazu veranlassen, auf alle Rechte ihres freieigenen Vermögens zu verzichten, und dieses, sowie ihre Hoffnungen auf die Zukunft als Rettungsplanke im Schiffbruch verwenden. Das wäre so viel gewesen, wie „jeter la manche aprés la cognée" und hätte die Schande höchstens auf einige Monate hinausgeschoben. . . . Derartig war das Bild, welches sich unseren Augen plötzlich bot. Ich war vernichtet und in diesem Augenblicke machte ich mir gar keine Skrupeln daraus, das Mißtrauen meiner Schwester in die Rechtlichkeit eines Mannes zu bestärken, der seit Jahren das Ungewitter sich über dem Haupte seines Wohltäters zusammenziehen sah, ohne es abzuwenden, der sogar durch die Unsinnigkeit seiner Maßnahmen und durch seine persönliche Vergeudung den Eklat noch zu beschleunigen suchte. Unter anderen hatte er unter dem Namen meiner Schwester eine vollkommene Layette aus Paris für sein Kind kommen lassen, das er mit einer Maitresse

hatte. Endlich kam Konstantine der Gedanke, sich dem Grafen *Pergen*[1]), dem besten und loyalsten, wenn auch wenig scharfsichtigsten ihrer Freunde anzuvertrauen. Sie sprach darüber mit ihrem Gatten und Pergen wurde eingeweiht. Dieser erkannte wohl die Gefährlichkeit des Abgrundes, aber nicht seine Tiefe und entdeckte Mittel, um ihn auszufüllen. Auch sah er ein, daß die Ratschläge Kudriaffskys das Übel nur beschleunigt hatten, daß dieser, statt seinen Herrn zur Einschränkung aufzufordern, ihn zum Aufwand immer wieder angetrieben, daß er selbst, seinen Gebieter nachahmend, Schulden auf Schulden gehäuft, die dann mein edelmütiger Schwager auf sich genommen und so die Masse seiner Verpflichtungen ins Unendliche gesteigert hatte. Er fand heraus, daß Kudriaffsky, ohne Rücksicht auf sein Gehalt, dessen Zahlung, da willkürlich erstattet, schwer zu kontrolieren war, 300 000 fl. verschwendet hatte, die er in bar oder auf den Kredit seines Herrn erhalten.

Trotz dieses ganz lächerlichen Betragens, trotz dieser ganz unglaublichen Verderbtheit oder, was wahrscheinlicher ist, trotz seiner Schurkerei, in der Kudriaffsky des öfteren, um Rasumoffsky zu erschrecken, als einziges Rettungsmittel seinen Selbstmord propagierte, trotz gewisser auf den Namen des Fürsten gefälschter Wechsel, die den Betrüger hätten an den Galgen bringen können, hielt Graf Pergen in seiner Verblendung ein Individuum dieses Schlages noch für einen ehrlichen Menschen und ließ ihm eine bedeutende Pension aussetzen, nachdem ihm *Rasumoffsky* außerdem einen lukrativen Posten in der Kanzlei des auswärtigen Amtes zu St. Petersburg verschafft hatte.

1) Josef Graf *Pergen* (1766—1830) s. I, S. 127.

Daraus folgt wohl der Schluß, daß Spitzbuben sehr glücklich sein müssen, einem tugendhaften Menschen vom Schlage Pergens zu begegnen. Erst nach sieben Monaten, nachdem die ganze Schlechtigkeit dieses Meschen aufgedeckt worden war, reiste er ab, der Himmel heiterte sich aus, jeder brachte Opfer, die nützlich verwendet wurden, man entzog sich den Händen der Wucherer, man stellte den Kredit wieder her, führte Reformen ein, kurz man machte überall Ordnung. Was Rußland betrifft, so blieb die Schuld an die Krone noch in der Schwebe und man mußte von der Willfährigkeit *Capo d'Istrias* die Einführung vorteilhafter Maßnahmen erhoffen. Die Ehre und Billigkeit des russischen Kaisers schienen es zu fordern, daß ein treuer Mann, dessen vierzigjährige Dienste nur durch den nichtigen Fürstentitel und durch ein in Anbetracht der Zahlungsunfähigkeit illusorisches Darlehen belohnt worden waren, nicht dem Ruine anheimfiele.

Die Gräfin Molly *Zichy* hatte ebenfalls vom Kaiser *Alexander* eine Million Rubel entliehen, sich aber auf bewunderungswerte Weise der Rückzahlung dieser Schuld entzogen. Nachdem sie nur durch wenige Jahre die Zinsen entrichtet und nach dem Tode Alexanders dessen Nachfolger die Rückstände einforderte, ließ die Gräfin dem Finanzminister *Cancrin*[1]) antworten, daß, wenn der Kaiser *Nikolaus* Kapital und Zinsen wiedersehen wolle, er ihr den Krieg erklären müßte.

Es war wirklich an der Zeit, daß sich unser Horizont, wenigstens vorderhand, aufgehellt hatte, denn meine arme Schwester und mein Schwager drohten ihrem Kummer zu erliegen. Ihr edler, starker und großmütiger

1) Georg Graf *Cancrin* (1774—1845), aus angeblich jüdischem Geschlechte, 1823—1844 russischer Finanzminister.

Charakter hatte sich bei dieser fatalen Gelegenheit bewährt. Die Seelen beider sind von einem Schlage, wie man ihn selten findet. Die Rasumoffskys hat eine Kraft, welche ihre Empfindsamkeit nur noch bewunderungswerter macht, die meiner ausgezeichneten Konstantine ist der Sammelpunkt aller Frauentugenden und noch dazu mancher Eigenschaften, auf die die Männer allein Anspruch erheben. Klugheit, Geistesgegenwart, Edelmut, Voraussicht, gesunder Menschenverstand und Entschlußfähigkeit verbinden sich in ihr mit einer rührendsten Anteilnahme, Nachsicht und einem Geiste der Versöhnung. So beschaffen war ihr Verhalten in obiger Angelegenheit. Alle, die sie handeln gesehen haben, werden mich keiner Übertreibung zeihen; was hat die Arme alles durchmachen müssen! So gewährte uns denn endlich der Himmel, daß wir die letzten vierzehn Tage von Isabellens Aufenthalt in Ruhe genießen konnten.

3. August 1818: Seit drei Wochen sind wir in *Baden* etabliert, wo *Rasumoffsky* die Bäder nimmt. Die ersten vierzehn Tage waren wir noch mit den Schwestern, dann begleiteten wir Isabella noch bis Maria Zell, darauf führten wir Josefine bis Wien, von wo diese nach Schwertberg mit meiner Tante Thürheim reiste.

Isabella sollte nicht mehr lange in Venedig bleiben, dies tröstete uns über den Abschied von ihr. Ihr Söhnchen entzückte uns, es ist ein reizendes Geschöpfchen, das meine Schwester vollständig verzieht, dessen gutes Naturell aber den vereinten Bemühungen seiner Mama und seiner Bonne noch nicht unterlegen ist. Der Verlust ihres ersten Kindes flöst meiner Schwester eine ganz übermäßige Sorge um diesen Sohn ein und eine gewisse Leere in ihrem Herzen und Dasein überträgt alle ihre Gefühle auf dieses Kind. Ein jeder ihrer Gedanken,

— dies ist wörtlich zu nehmen — bedeutet eine Anbetung des Kleinen. Ihr Charakter, dessen Lebhaftigkeit mit der Liebe für ihren Gatten nicht genug beschäftigt war, macht ihre Mutterliebe zu einer ungestümen Leidenschaft. Ich möchte gerne, daß sie Venedig bald verlassen dürfte, denn die Langeweile, die Einsamkeit in ihren vier Wänden — ihr Gatte ist immer im Amte — und das mangelnde Interesse konzentrieren alle ihre Fähigkeiten und Gedanken auf ein einziges Objekt und vermehren ihre natürliche Empfindsamkeit bis zum Übermaße. In den Armen der Langeweile lernt sie die Ruhe nicht kennen. Baron *Meyendorff*[1]) sagte einmal: „Wenn Ihr eine Frau seht, die ihre Kinder leidenschaftlich liebt, so könnt Ihr versichert sein, daß sie keine Liebe für ihren Gatten besitzt. Bei den Frauen muß sich die Liebe auf *ein* Objekt, einerlei welches, festsetzen."

Der Rest unseres Badener Aufenthaltes bot nur wenig Unterhaltung. Baden war damals recht traurig, die schlechte Wiener Gesellschaft verbrachte dort unter den Alluren guter Spießbürger ihren Sommer. Mein Tagebuch sagt, der Ort könnte höchstens einem „Liebhaber für Todsünden" genügen. Die Wiener lebten hier ohne Zwang mit ihren Maitressen und ihren Bastardkindern, die Heiterkeit war aber keineswegs die Genossin ihres Vergnügens. Dem Nationalcharakter gemäß, zeigte die Sittenverderbnis nur ihr ernstes Gesicht, das Laster wies nichts Liebenswürdiges auf und langweilte sich in der Umgebung von tugendhaften Menschen. Ein Ausländer, der zufällig nach Baden gekommen wäre, hätte diese Stadt für einen Sammel-

1) Peter Baron *Meyendorff* (1796—1865), russischer Botschafter in Wien und Berlin.



Schloß Weinberg und die Kirche von Kefermarkt

Nach einer Sepiazeichnung des Fürsten Louis Starhemberg, ca. 1820, im Besitze der Familie des Herausgebers

punkt guter, braver Spießbürger gehalten, die dort ihren Sommer mit Kind und Kegel verbrachten. In der Tat trug das Leben, welches man dort führte, viel zur Erbauung einer erborgten Legitimität bei. — In den ersten Tagen des Septembers verließen wir Baden, um für einige Wochen *Schwertberg* aufzusuchen.

Schwertberg: Diese Epoche hatte ich mit Ungeduld und doch auch mit Angst erwartet. Wohl war ich nach dem Tode meiner Mutter mit meinem Vetter Franz einmal dort gewesen, aber dieser lebte ja jetzt auch nicht mehr und die Erinnerung an ihn mußte die Schmerzen, die mich dort erwarteten, noch vermehren. Als ich in die Nähe des Schlosses kam, als ich den Schloßhof betrat, schien mir alles unverändert; ohne mein Angstgefühl, das mich bedrückte, hätte ich mir fast die Illusion machen können, als wäre alles im gleichen. Dieser Irrtum dauerte jedoch nicht lange. Mein Herz brach mir, als ich die Gesellschaft des Schlosses herbeieilen sah, um uns zu begrüßen — meine Mutter war ja nicht mehr, eine andere hatte ihre Stelle eingenommen! Trotz aller Freundschaftsbezeugungen waren es eben nicht die Freudentränen meiner guten Mama, die mir ehemals meine Rückkehr nach Schwertberg so unendlich lieb gemacht hatten. Wohl waren da mein Bruder Josef, meine Schwester Josefine, meine Tante, aber gerade ihre Anwesenheit ließ mich die anderen Lieben um so schwerer vermissen. Ich konnte meine Augen nicht von der Türe abwenden, aber sie, die gute Mutter kam nicht herein und Tränen erstickten mich fast. Jeder Schritt, den ich tat, jede Person, die ich traf, preßten mir Tränen hervor.

Konstantine dagegen faßte sich viel rascher, als ich. Es machte ihr eine große Freude, Schwertberg ihrem

Gatten zu zeigen, ihm die intime Geschichte jedes Fleckchens zu erzählen, ihn in unsere nichtssagendsten Erinnerungen einzuführen. Dies alles gab ihr eine Geschäftigkeit und ein Interesse, die sozusagen ihre peinlichen Eindrücke verwischten. Sie fühlte sich auch bald recht zufrieden, ja vielleicht glücklicher, denn ehedem in Schwertberg.

Rasumoffsky war von allem entzückt, die Lage des Schlosses, sein Inneres, die herrliche Umgebung, das Leben, das man führte, die Zimmer, die er bewohnte, — alles gefiel ihm. Mit der ihm eigenen Anteilnahme wollte er selbst die geringsten Einzelheiten, die uns merkwürdig erschienen, kennen lernen, er suchte, sozusagen, in unsere Vergangenheit einzudringen. Voll Rührung sprach er von unseren Eltern und mehr als einmal weinte er darüber, daß sie nicht mehr Zeugen seiner Liebe für meine Schwester und seines Bestrebens, diese glücklich zu machen, sein konnten. Ach, warum war es ihnen nicht vergönnt worden, uns alle glücklich zu sehen, Isabella mit einem angebeteten Sohne, Konstantine als zufriedene Gattin, im Überfluße und in der allgemeinen Verehrung lebend, meinen Bruder, der sich an einer glücklichen Häuslichkeit erfreuen durfte und selbst ein guter Christ geworden war, geliebt, geachtet von allen Bekannten und seinen Untertanen, Josefine und ich, die an der allgemeinen Zufriedenheit teilnehmend und gegen jeden Mangel geschützt, eine ehrenhafte Stellung innehatten. Solange die armen Eltern lebten, hatten sie nur die Sorge um ihre Kinder gekannt!

An alle erinnerte ich mich, die zur Umgebung meiner Eltern gehört hatten, an den guten Arzt *Schober*, an die alte Jungfer *Marchand*, an den Abbé *Maas*, an

Pittony, an den jungen *Kurz* und selbst an seinen langweiligen Vater. Sie alle erschienen vor meinen Augen wie Schatten, die sich in Erinnerung bringen wollen, und ihre Bilder standen vor mir, als ob es gestern gewesen wäre. Aber auch alle Szenen, die unbedeutendsten Einzelheiten meiner Kindheit und Jugend beschäftigten meine Phantasie, ich dachte an Hans *Weissenwolff* und seine Inkonsequenzen, an die Heirat Isabellens, an Max *Zandt*, an Franz *Hager*, an die Freundschaft *Mandells*, an Minerl *Hager*, an den kleinen Leutnant *Zadubski* und an den bescheidenen Herrn *Lux*. Und gerade trotz der Lebhaftigket meiner Erinnerung und der Farben, die ich ihr aufsetzte, entdeckte ich immer mehr Beweise, wie die Zeit alles verändert hatte. Die Kinder waren groß, die jungen Mädchen Familienmütter geworden, ich sah Leute, die ich nicht kannte und die mich, wie eine Fremde, grüßten. Nur unsere guten, alten Frauen, unsere Freunde die Armen, jene Leute, die Mama mit Wohltaten überhäuft, die schon zur Zeit unserer Geburt bejahrt gewesen, sie lebten noch, sie liefen herbei, sprachen von unseren Eltern und segneten ihr Angedenken. Wie waren wir, meine Schwester und ich, darüber glücklich!

Mein Bruder und meine Schwägerin waren Rasumoffsky und uns gegenüber voll Aufmerksamkeit. Ihre Achtung vor allem, was die Erinnerung an unsere Eltern betrifft, ist rührend, besonders aber von Leo, die sie doch nicht gekannt hatte. Mein Bruder lenkte eben ihr Herz; die Gebräuche, Einrichtungen und Gewohnheiten, die zur Elternzeit existierten, waren mit der größten Gewissenhaftigkeit beibehalten worden. Bis zu dem minderwertigsten Möbel stand alles auf seinem früheren Platze. Leo betete auf dem gleichen Betstuhle,

wie Mama (er wurde nach dem Tode meines Bruders in die Schloßkapelle gestellt), Judith *Marcotin*, die uns aufgezogen, war die Bonne der Kinder meines Bruders, diese bewohnten die Zimmer von Josef, die alten Diener, selbst jene, die ehedem nicht in Gunst gestanden, waren beibehalten und bezogen eine bedeutende Rente. Auf diese Weise war die Gegenwart gleichsam in den Mantel der Vergangenheit gehüllt und das Glück von heute verschönte sich an dem von gestern.

In diesem ruhigen und angenehmen Dasein fühlte sich mein Bruder glücklich, seine Laune war viel gleichmäßiger und heiterer geworden, wie ehemals. Und dennoch hatte er das Unglück kennen gelernt, und seine Gattin, die immer mehr eine Träumerin, denn eine nachdenkende Frau gewesen, konnte seinem Geiste nicht viel aufhelfen. Da er sich jedoch viel mit seinen Gutsangelegenheiten beschäftigte, so diente ihm die Arbeit als Zeitvertreib und die Ruhe als Glück.

Durch sein Naturell zur Eifersucht hinneigend, bedauerte er es nicht, daß sein mäßiges Vermögen ihm den Aufenthalt in Wien nicht gestattete, wenigstens war dies die geringste Entbehrung, die ihm auferlegt worden war. Nach dem ersten Liebesrausch, in den ihn die Schönheit seiner Frau versetzt hatte, bemerkte mein keineswegs blinder Bruder gar bald die Leere, die in dem so schönen, aber mit so vielen Nichtigkeiten beschäftigten Kopfe herrschte. Die Eitelkeit mußte für ein der Schmeichelei und Anbetung so zugängliches Herz, das aus Erfahrung wußte, wie leicht es der Verführung untertan war, ein verzehrendes Gift sein. Solche Gedanken ließen daher meinen Bruder die Gefahr fürchten und sich glücklich preisen, ferne von jeder Verführung zu leben. Ein in Wien verbrachter



Gräfin Leopoldine Thürheim-Starhemberg (1793—1859)

Nach einem Aquarell der Baronin Therese
Schwiter, geb. Gräfin Thürheim, nach Kriehuber

Winter hatte ihm zudem gezeigt, daß die Eifersucht, die er empfand, ihn nicht vor der bewahrte, die er seiner Gattin einflößte. Die Unterhaltungen, die sie beide in den Wiener Salons mitgemacht, hatten mehr als eine peinliche Alkovenszene im Gefolge, die den Reiz zerstören mußte. Kurzum, das Landleben und die häuslichen Freuden schienen Josef eine größere Gewähr für den Frieden und die Zufriedenheit zu sein, als die lärmenden Vergnügungen der Hauptstadt. Um auf seine Frau seinen einfachen Geschmack zu verpflanzen, suchte er ihren Geist zur Überlegung anzuregen und zu beschäftigen, besonders aber war er bestrebt, ihre kleinsten Herzensregungen mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Ständiger Regen verdarb uns den Aufenthalt in Schwertberg, aber dennoch hatten wir keine Langeweile. Vincenz *Mayhirt* war gekommen, seine Witze erheiterten unsere Abende und machten uns lachen, was für Geist und Körper so heilsam ist. Auch sang er einen guten Baß in dem Quartett, das aus ihm, Josef, mir und einem gewissen Schreiber *Gründlinger* bestand. Letzteren hatte meine Mutter studieren lassen und nach ihrem Tode bekam er täglich seinen Kosttag bei uns. Später trat er in das Pflegamt ein und wurde, glaube ich, wirklicher Pfleger in Schwertberg, bis er endlich einen vorteilhaften Platz auf einer kaiserlichen Herrschaft bekam, was ihn veranlaßte, unseren Dienst zu verlassen, obwohl er meiner Familie alles verdankte. Mein Bruder sollte in peinlicher Weise diese Undankbarkeit empfinden, denn er fiel bald darauf in die Hände eines schurkischen Pflegers, der ihn beinahe dem Ruin entgegenbrachte und ihm schließlich ein arges Defizit zurückließ.

In der Zeit, in der ich oben stehe, war von allem diesen noch keine Rede, und der Gründlinger, den der Fürst *Starhemberg* den „Fisch“ nannte, sang noch lustig mit seinem Herrn, Mayhirt und mir Quartetten, was uns köstlich unterhielt. Georg *Starhemberg*[1]), der Bruder meiner Schwägerin, spielte schneller, als gut Klavier, was aber nicht verhinderte, daß Rasumoffsky ihn auf seiner Geige begleitete. Manchmal gab auch mein Schwager alte Lieder zum besten, die meine Tante[2]) mit Gesang und Klavier akkompagnierte, wobei sie dieselben Fehler beging, die ich vor fünfzehn Jahren bei ihr gehört hatte. Abends spielte man dann Schach zu viert, und zwar mit einer Leidenschaft, die einem vernünftigeren Spiele würdig gewesen wäre. Man blieb so bis nach elf Uhr auf, was für Regentage auf dem Lande spät zu nennen ist, um so mehr, als ich mit Josefine in unserem Zimmer noch lange darnach plauderte.

So vergingen die Tage sehr rasch. Wenn ich mich im Salon auch lustig und scherzhaft zeigte, so kamen mir doch auf meinen einsamen Promenaden oft die Tränen. Da dies aber niemand wußte, so schadete es unserem Glücke in keiner Weise.

Wenn die Gegenwart wolkenlos ist und man sie zu schätzen weiß, wenn der Schmerz, den man der Ver-

1) Georg Graf *Starhemberg*, geb. 22. 1. 1802, gest. 24. 3. 1834, k. k. Km. und Rittmeister, heiratete 27. 10. 1828 Valerie Prinzessin von *Beaufort-Spontin*, geb. 11. 10. 1811, gest. 7. 1. 1887, die sich am 20. 10. 1835 mit Grafen Theodor van der *Straten-Ponthoz* (1809 bis 1889), wieder vermählte.

2) Von Therese Gräfin *Thürheim* existieren „Ariettes composées par Mme. la Comtesse de Thürheim, Chanoinesse de Nivelles“ mit ihrem Porträt in Tondruck von I. T. Prestel. Sie sind mit einer Widmung der Prinzessin Holstein-Beck, die die Lieder publizierte, an die Komponistin eingeleitet. Diese Arietten erschienen 1791 in Basel bei G. Haas und sind jetzt sehr selten.



Mittelstück des Hauptaltars der St. Wolfgangskirche in Kefermarkt

Nach einer Photographie von Bruno Reiffenstein, Wien

gangenheit widmet, aufrichtig und natürlich ist, so können sich die Gefühle der Freude und der Trauer folgen, ohne sich gegenseitig auszulöschen. Das Herz gibt sich keine Mühe, sie an sich zu ziehen oder wegzustoßen und gleitet vom Schmerz zur Freude hinüber oder umgekehrt. Es bedeutet dies, von einem und dem anderen kosten und sich dabei der Gegenwart zu erfreuen, ohne auf die Vergangenheit zu vergessen.

Trotz des schlechten Wetters machten wir zwei Ausflüge, einen nach Eferding, wo uns Georg alles zeigte, und einen nach Weinberg. Der letztere wurde durch den Regen arg gestört, dennoch bot Konstantine und mir der Bannkreis des Schlosses so viele Erinnerungen, daß wir uns über die sonstigen Widerwärtigkeiten hinwegsetzen konnten, um so mehr, als sie uns nicht verhinderten, die Kirche mit ihrem herrlichen Altar[1]) und die Gruft zu besuchen.

1) Gemeint ist der gotische Flügelaltar (dem H. Wolfgang geweiht) in der Pfarrkirche von Kefermarkt, den Direktor Dr. Herm. Ubell des Linzer Museums in seiner schönen Publikation „Der Wolfgangsaltar in Kefermarkt" („Kunst und Kunsthandwerk", Monatsschrift, Wien, Artaria 1913, Heft 1) als eines der größten Kunstwerke bezeichnet, die das deutsche Volk im Laufe der Zeiten hervorbrachte und den er dem Würzburger Bildschnitzer Tilman *Riemenschneider* (1460—1531) zuweist. — Interessant und der Allgemeinheit unbekannt ist es, daß die junge Komtesse Therese *Thürheim* (später vermählte Baronin *Schwiter*), die Lieblingsnichte der Verfasserin dieser Memoiren, sich sehr frühe schon für den Altar interessierte. Selbst ungemein kunstverständig, ging ihr der delabrierte Zustand des Kunstwerkes sehr nahe. Außerdem sollte damals ein Teil des Altares durch einen modernen Aufbau ersetzt werden. Sie trachtete nun, einflußreiche Persönlichkeiten für die Restaurierung zu gewinnen, so den Schüler Kaulbachs Baron *Binzer*, der 1848 eine Zeichnung des Hochaltares anfertigte (jetzt Eigentum der Akademie der bildenden Künste in Wien) und der bis zu seinem Tode ein Freund der Familie Schwiter blieb. Sie machte auch Adalbert *Stifter* darauf aufmerksam, der dann 1853 einen Aufsatz „Über den geschnitzten Hochaltar in der Kirche zu

Ein Heiratsprojekt zwischen Josefine und Georg *Starhemberg* hatte uns schon den vergangenen Winter und jetzt bei unserer Ankunft in Schwertberg beschäftigt. Man hoffte, aber die Erkundigungen über den Charakter und das Vermögen des jungen Grafen veranlaßten uns, den Plan fallen zu lassen. Der Fürst hatte von diesem seinem zweiten Sohn, im Falle er sich verheiraten würde, den Verzicht auf alle seine Rechte erpreßt. Körperlich und geistig unbedeutend und widerstandslos, hatte Graf Georg in einem Anfall von Kindesliebe diesen Verzicht ausgesprochen, um seinem Vater die Möglichkeit zu geben, auf das Fideikommiß ungeheure Schulden zu häufen, Schulden, die auch heute noch lange nicht beglichen sind und deren Höhe sich in diesen achtundzwanzig Jahren verdoppelt hatte.

Georg schien sich seit einem Jahr mit Josefine viel zu beschäftigen, aber dabei blieb es auch. Das Los, welches er meiner Schwester hätte bieten können, war auch so wenig beneidenswert, daß uns der Verzicht auf diese Hoffnung leicht wurde. Dennoch war ich oft über das fernere Schicksal Josefinens ganz verzweifelt. Sie war ja ebenso gestellt, wie ich, aber abgesehen davon, daß meine Lage doch viel glänzender war, ließ mich mein Charakter den Ehestand nur wenig vermissen, während sie den heißen Wunsch hatte, sich zu verheiraten. Es war dies geradezu ihre Vokation und sie fühlte sich unglücklich, ihr nicht

Kefermarkt" im 13. Jahresbericht des Linzer Museums schrieb. Alles dies veranlaßte endlich eine, wenn auch ungenügende Restaurierung des herrlichen Kunstwerkes. Die Gräfin Therese Thürheim vollendete selbst vom August 1853 bis Juni 1854 eine künstlerisch aufgefaßte Zeichnung des Altares, die Zeugnis von ihrem Verständnisse für schwierige, perspektivische Probleme gibt.



Schreibzimmer der Gräfin Leo Thürheim-Starhemberg in einem Turm des Schlosses Schwertberg

Nach einem Aquarell von J. P. Henry, 1844, im Besitze der Familie des Herausgebers

nachgeben zu dürfen. Die Unabhängigkeit, die ich so sehr genoß und schätzte, bildete für Josefine in keiner Weise eine Entschädigung.

Als ich von Schwertberg nach Wien zurückkehrte, wurde mir der dortige Aufenthalt durch die Nachricht vom Tode Isabellas *Waldstein-Rzewuska* vergällt. Man hatte mir diese Kunde verheimlicht, damit ich Schwertberg genießen könne. Im Alter von siebenunddreißig oder achtunddreißig Jahren war Isabella einem bösartigen Fieber in Polen unterlegen, wo sie ihre Mutter besucht hatte. Diese machte in einer echt polnischen Überschwenglichkeit, sobald sie die Gefahr ihrer Tochter erkannte, das Gelübde, sie nicht früher mehr zu sehen, bevor sie nicht geheilt worden sei. Auf diese Weise starb denn Isabella, ohne von ihr Abschied nehmen zu können. Sehr schwer trennte sich meine gute und fromme Freundin von dem Leben, denn sie fühlte sich wirklich glücklich. Sie bat ihren Beichtvater, ihr alles das oft und oft einzuprägen, was ihr den Abschied vom Leben erleichtern könnte.

Wenige Wochen vor ihrem Tode hatte die Gräfin *Rzewuska* einen herrlichen Saal in ihrem Schlosse herrichten lassen, um dort den Kaiser von Rußland zu empfangen, der den Ort passieren sollte. In diesem Saale sollte aber kurz darauf der Katafalk ihrer Tochter aufgestellt werden. Nach dem Wunsche der Verstorbenen erhob sich auf ihrem Grabe eine Kapelle als Stiftung für einen Nonnenorden.

Der Verlust meiner Freundin betrübte mich tief. Das Schicksal hatte uns allerdings oft getrennt, aber, wenn ich sie wiedergesehen, fand ich sie immer unverändert für mich. Ich fühlte mich zu ihr, wie zu keiner meiner übrigen Freundinnen, hingezogen.

Nur mit größtem Widerstreben hatte sie diese Reise nach Polen unternommen, um so mehr, als sie ihr innigstgeliebtes Töchterchen zurücklassen mußte, aber diese Reise schien ihr und ihrem Gatten infolge der Verschwendung ihrer Mutter nötig, welch' letztere nicht nur ihr eigenes Vermögen, sondern auch die Mitgift ihrer Tochter, die diese nie hatte erhalten können, vergeudete. Die Gräfin *Rzewuska*, eine echte Polin, wie man sie nur sehen kann, hatte so verwirrte und unkluge Gedanken, daß sie dem Kaiser von Rußland, um ihn zur Rückzahlung einer Summe zu veranlassen, die er ihr schuldete, Feste gab, die ihr ungeheure Summen kosteten und den Kaiser nur in seiner Meinung bestärken mußten, daß die Zahlung gewiß nicht dränge.

Diese Reise kostete der Gräfin Waldstein nicht allein das Leben, sondern sie vermochte auch das damit beabsichtigte Ziel nicht zu erreichen. Ihr Gatte kehrte, ohne das Vermögen seiner Frau bekommen zu können, zurück, und erst seine Tochter trat kurz vor ihrem Tode, zwanzig Jahre später, in dessen Besitz. Sie war damals eine Gräfin *Deym* und starb 1847.

An die Familie *Rzewuski* knüpft sich ein eigenes Verhängnis, die Polen behaupten, daß dies von der Zeit herrühre, da ein Rzewuski sein Vaterland gelegentlich der ersten Teilung Polens an Rußland verriet. Sie wollen von da an beobachtet haben, daß alles mögliche Mißgeschick diese Familie traf und daß kein Rzewuski alt wurde. Und in der Tat — der Vater Isabellas tötete sich selbst, sein Sohn wurde ermordet, ein Sohn von letzterem in der Krim niedergemetzelt, ein anderer, ebenso wie seine Tochter (Gräfin Calista Rzewuska, die den Prinzen Teano a. d. H. Caetani geheiratet hatte) starben jung an der Schwindsucht. Es bleibt nur mehr

Leon *Rzewuski*, der sein Schicksal abwartet, falls ihn nicht sein tiefeingewurzelter Egoismus gegen das Unglück unverwundbar macht.

4. November 1818: Diesen Morgen besichtigte ich eine Sammlung von Merkwürdigkeiten, die ein (bayerischer) Professor von Dublin während seines siebenjährigen Aufenthalts in *Grönland* zusammengebracht hatte. *Gieseke*[1]) ist sein Name. Alles, was er einem zeigt, ist hochinteressant, noch mehr aber, was er erzählt. Die Grönländer, sagte er uns, sind die gutmütigsten Leute der Welt, niemals bekriegen sie sich. Während der sieben Jahre sah er nie einen Streit. Ihre Differenzen beheben sie auf folgende Art: Derjenige, der sich beleidigt glaubt, sucht eines Tages seinen Gegner in seiner Hütte auf. Dieser empfängt ihn mit ausgesuchter Freundschaft, regaliert ihn mit Seehundfleisch und anderen Leckerbissen und wenn die Mahlzeit zu Ende ist, singt der Gast alle seine Beschwerden, ohne seinen Feind zu schonen, vor, worauf dieser dasselbe tut. Ist dies vorüber, so prüfen sie die wechselseitigen Anklagen und derjenige, welcher geringer beleidigt erscheint, ist Sieger. Damit ist der Streit geschlichtet. Welch' unschuldige Gebräuche! Was müßten diese armen Grönländer wohl denken, wenn man ihnen die Art und Weise erklärte, wie man in zivilisierten Ländern Streitigkeiten, deren Ursache sie nicht einmal verstehen würden, austrägt, wenn man ihnen erzählte, daß die Europäer sich in einem solchen Falle nicht allein die Kehle abscheiden, sondern daß sie, wenn man sie daran

1) Karl Ludw. *Gieseke*, geb. zu Augsburg, starb 1832 in England, zuerst Schauspieler in Wien, studierte dann Mineralogie, wurde Professor in Halle und 1813 Professor der Naturgeschichte in Dublin. Seine Reisebeschreibung von Grönland (1805—09) erschien 1820.

verhindert, sogar im 19. Jahrhundert den Ausweg gefunden haben, um ihr Leben das Los entscheiden zu lassen[1]). Und dies nennt man bei uns, den Prozeß machen!

Um zu meinem Berichte zurückzukommen, so lassen es die Grönländer keineswegs an Mut fehlen. Seht sie nur, an ein schmales und sehr langes Boot gebunden, so daß dieses gebrechliche Fahrzeug und der Mensch ein Ganzes bilden, sich allein in dem unendlichen, mit Eisschollen bedeckten Meere bewegen, seht sie im Wirbel der Wogen verschwinden und dann wieder aus dem Abgrunde erscheinen und ihren Weg unentwegt weiter verfolgen, wie wenn sie sich über dieses Schaukeln im Wasser lustig machen wollten! Im übrigen sind diese guten Leute recht indolent, sie lieben die Beschäftigungen, welche auf ihren Unterhalt und die Mittel, ihn sich zu verschaffen, abzielen, ganz und gar nicht. So kommt es ihnen nie in den Sinn, sich zu waschen oder ihr Eigentum zu reinigen, so verabscheuen sie jede unnötige Bewegung.

Herr Gieseke erzählte uns auch, daß er in jenen Gegenden, die fast immer mit Schnee und Eis bedeckt sind, manchmal am Fuße eines Eisberges auf einem ebenen, vegetationslosen Flecke eine christliche Kirche mit einem Hause nebenan gesehen habe. Es ist dies die Wohnung eines Missionärs, eines Mannes, der in einem gemäßigten Klima, vielleicht unter dem milden Himmel von Frankreich geboren wurde und der, tausend Meilen von seinem Vaterlande entfernt, hierher gekommen ist, einem Adler gleich, der über die Meere

1) Dieses Losziehen ist in mehreren Regimentern gebräulich. Der einzige Sohn des Grafen Stefan *Zichy* war das Opfer eines derartigen Duells. (Notiz d. Verf.)

fliegt, um da und dort auf Seelen Jagd zu machen, in die Hütten verkümmerter Menschen, die noch halb Seehund sind, die Trostworte des Erlösers zu bringen, ihnen eine Zukunft zu weisen und ihre Gedanken der Vorstellung von einer Entgeltung im Jenseits zuzuführen. Und hier, durch Eis und Dunkelheit dringen die Gebete des armen Grönländers zu Gott, der ihm das Paradies versprochen!

Am 12. November kam Kaiser *Alexander* nach Wien, um dort etwa zehn Tage zu verbringen. Dieses Ereignis mußte über das Los Rasumoffskys und meiner Schwester die Entscheidung bringen; über diese traurigen Tage schreibe ich wie folgt:

Unsere Existenz hängt von einem Worte des Kaisers ab. *Capo d'Istria*, den *Rasumoffsky* diesen Morgen gesehen hat, scheint nicht soviel Hoffnung zu hegen, als er in seinen Briefen andeutete. Soviel ich weiß, hat er noch keine günstige Gelegenheit gefunden, um den Kaiser für meinen Schwager umzustimmen. Vielleicht haben die Vorurteile, die man Alexander in Rußland gegen seinen alten, dem Vaterlande nahezu entfremdeten Diener eingeimpft hat, den Grafen bewogen, mit dem Vortrage dieser Angelegenheit zu warten, die ja Rasumoffsky am besten mündlich führen und damit am wirksamsten den schlechten Eindruck verwischen könnte. Seit dem Jahre, da die Sache in den Händen des Grafen ruht, ist sie noch um keinen Schritt vorwärts gekommen und so sinken unsere Hoffnungen im entscheidenden Augenblicke um ein bedeutendes. Zweifelsohne konnte Capo d'Istria nicht mehr Eifer an den Tag legen, da er es nicht getan hat. Und dennoch, — ein Jahr ist ein langer Zeitraum, um nicht darin einen günstigen Augenblick für seinen Freund zu finden!

Sollte ich mich in meiner Begeisterung für Capo d'Istria getäuscht haben? Wäre sein Verstand Herr seines Herzens?

15. November 1818: Konstantine hat gebeten, dem Kaiser Alexander als seine Untertanin vorgestellt zu werden. Gestern warteten wir den ganzen Tag, doch nahmen andere Visiten seine ganze Zeit in Anspruch; heute um sechs Uhr abends ist er endlich gekommen. Meine arme Schwester starb fast vor Angst in ihrer Schüchternheit, um so mehr, als ihr Capo d'Istria geraten hatte, diese Gelegenheit zu benützen, um den Kaiser für ihren Gatten zu interessieren. Die Liebenswürdigkeit, die natürliche Konversation und das gütige Auftreten Alexanders beruhigten meine Schwester gar bald, aber unglücklicherweise sprach der Kaiser von mir, so daß man mich kommen ließ und so den günstigen Moment vorübergehen lassen mußte. Als sich jedoch Alexander nach dreiviertel Stunden erhob, folgte ihm Konstantine bebend und bei der Türe wagte sie einige flehende Worte zugunsten ihres Gatten an den Herrscher zu richten, wobei sie bemerkte, daß Capo d'Istria es übernommen habe, den Inhalt der Bitte Seiner Majestät genauer auseinanderzusetzen. Der Kaiser hörte voll Güte zu und versicherte Konstantine, indem er ihre Hände ergriff, mit einigen Phrasen seines Wohlwollens. Rasumoffsky stand einige Schritte rückwärts und ich war im Hintergrunde des Zimmers stehen geblieben. Wie peinlich ist es doch, von jemandem eine Gnade zu erbitten, besonders, wenn man siebenundsechzig Jahre alt ist! Wäre ich ein Mann, würde ich es mir so einzurichten verstehen, in meinen alten Tagen von niemandem, als von Gott etwas zu erwarten. In die Könige dieser Erde habe ich kein großes Vertrauen.

Selten sind sie groß und beinahe unmöglich ist es, daß sie gut sind. Alexander wäre es, wenn er nicht Autokrat wäre. Ich las Mitleid in seinen Augen, aber nach seiner Rückkehr in die Umgebung von Knechten und Schmeichlern wird dieser edle Funken unter dem eisigen Hauche erlöschen.

18. November: Alle unsere Hoffnungen sind zerstört, es bleiben uns nur Niedergeschlagenheit, Unruhe und Kummer. Armer Rasumoffsky, arme Konstantine! Am 16. waren sie von Kaiser Franz zu Hof geladen worden; die Kälte, womit *Alexander* meinen Schwager dort behandelte, mußte in ihm schon eine üble Vorbedeutung wachrufen. *Capo d'Istria* hatte seinen Vortrag gemacht, der Kaiser hatte aber die Petition nicht gelesen, sondern für den Abend aufgeschoben. Am 17. schrieb der Graf ein Billett, worin er seinen Besuch ankündigte, darin aber durchblicken ließ, daß er nichts Gutes zu berichten haben werde. Ich für meine Person mußte zu einer großen Hochzeit, von deren Besuch ich mich nicht dispensieren konnte. Als ich heimkehrte, fand ich in einer Ecke des Zimmers Konstantine und Rasumoffsky in Tränen schwimmend. Der Kaiser hatte *alles* abgelehnt... Die einzige Antwort Alexanders war gewesen, daß er einen Brief seines Finanzministers *Gurieff*[1]), den er eben bekommen, dem Grafen zum Lesen hinschob. Dieses Schreiben, das von arglistiger Bosheit strotzte, sollte den Kaiser im voraus gegen jede Bitte, die Rasumoffsky etwa stellen könnte, einnehmen. Der Autokrat sah darin nichts als Pflichteifer, unterbrach Capo

1) *Gurieff* (Gurjew) war ein Mann, der die Gewohnheit hatte, die Pensionen der Witwen und Waisen zu beschneiden, angeblich um Ersparungen einzuführen, in Wirklichkeit aber, um als Entgelt von der Regierung eine jährliche Belohnung zu erhalten. (Notiz d. Verf.)

d'Istria mitten in seinem Bemühen, seinen Freund zu rechtfertigen und schnitt ein anderes Thema an. . . . Die Beweise der Freundschaft und des Interesses, die der Graf meiner Schwester und meinem Schwager entgegenbrachte, konnten unter solchen Umständen nur ein kaum lindernder Balsam sein, der die Wunde nicht zu schließen vermochte.

Am Abend hieß es denn, den Kelch bis zur Neige auszutrinken! Bei Molly *Zichy* fand nämlich eine unselige Reunion Auserwählter zu Ehren Kaiser Alexanders statt. Wir mußten erscheinen. Ah, ich werde in meinem Leben diesen peinlichen Abend nicht vergessen, lieber möchte ich todkrank sein, als dies nochmals durchzumachen und während langer Stunden Zeuge der Leiden, der Demütigung und Marter meiner armen Freunde zu sein. Mit einem durch alle möglichen Vorgefühle erschütterten Herzen waren sie in den Salon Mollys eingetreten. Der Kaiser war noch nicht erschienen, erst eine Stunde später kam er. Seine Anwesenheit und die Kälte gegen *Rasumoffsky* ließen meine Schwester allen Halt verlieren. Für jeden hatte Alexander ein liebenswürdiges Wort, für Konstantine — *nichts*, für Rasumoffsky — einen *vernichtenden* Blick. Man ließ sich an einem runden Tische nieder, um den Tee einzunehmen. Der Kaiser war für alle reizend und alle schienen von ihm entzückt und in bester Stimmung zu sein; das kummervolle Herz meiner Schwester, die dem Herrn ihres Schicksales gegenüber saß, konnte in ihm nur den Mann erblicken, der sie und ihren Gatten unglücklich machen wollte. Sie allein fühlten sich verlassen und ungerechterweise verdammt und dies von einem Herrscher, der durch seine Güte, sein gnädiges Wohlwollen Bewunderung und Enthusiasmus um sich verbreitete.

Nur mit Mühe hielt Konstantine ihre Tränen zurück und als Alexander mit der ihm eigenen Courtoisie die Teeschale, die für meine Schwester bestimmt war, aus den Händen der Hausfrau nahm, um sie zu überreichen, brachte diese einfache Höflichkeit die Arme so aus der Fassung, daß sich ihre Augen mit Tränen füllten. Ich weiß nicht, ob es der Kaiser bemerkte, die übrigen waren jedenfalls viel zu sehr mit sich beschäftigt, um es zu sehen. Wie oft habe ich mitten in der Gesellschaft Tränen vergossen, ohne daß es jemand bemerkte, glücklicherweise, muß ich dazusetzen. Der Egoismus ist kurzsichtig!

Was *Rasumoffsky* betrifft, so irrte er einsam und verlassen im Salon herum, möglichst ferne von dem Stuhle, auf dem Alexander saß. In seinen abgespannten Zügen lagerte ein Ausdruck tiefster Trauer, der ihn zu einem achtzigjährigen Greise stempelte. Mit Ergebung hatte er den Verlust seines gesamten Vermögens erduldet, aber die Ungnade, die Verachtung seines kaiserlichen Herrn erschütterten ihn. Der einzige Blick Alexanders hatte ihm die bei diesem berühmten Diplomaten so ausgesprochene Fähigkeit genommen, sich zu verstellen. Ich konnte ihn nicht ansehen, ohne dem Weinen nahe zu sein, ich konnte aber auch den Kaiser nicht ansehen, ohne *empört* zu sein. Wie haßte ich diese Herren, deren Blick tötet! Wie dünkte es mich eines Autokraten, der geliebt sein will, unwürdig, einen alten Mann ohne Tadel durch einen Blick aus allen Himmeln in den Tod zu stürzen!

Beim Souper sprach *Alexander* mehrere Male mit Konstantine in gnädiger Weise. Man sieht daraus, wie das gute Herz des Kaisers mit den Vorurteilen, die man ihm eingeflüstert hatte, im Streite lag. Endlich stand

man auf, ging nach Hause und diese schreckliche Soirée hatte ihr Ende erreicht.

20. November: Dem Rate *Capo d'Istrias* und *Pergens* folgend schlug Rasumoffsky der Krone ein neues Arrangement vor. Er verlangte nicht mehr, als eines seiner Güter dem Staatsschatze verkaufen zu dürfen, der mit der Hälfte des Erlöses seine halbe Schuld einlösen könnte, während der Fürst den Rest nach und nach in vom Kaiser zu bestimmenden Terminen abzahlen wollte. Auf jeden Fall hatte der Kaiser auch gar nicht das Recht, vor dem Jahre 1820 alles zurückzufordern. Aus der anderen Hälfte des Gutserlöses konnte Rasumoffsky seine Wiener Schulden begleichen. Dieser Vorschlag ist viel klarer und viel mehr dem geraden und uneigennützigen Charakter meines Schwagers angepaßt, wie der erste. Der Fürst erschien nicht mehr als Bittender, sondern als ein Mann, der sein Wort einlösen will. Unglücklicherweise war es *Kudriaffsky* gewesen, der den ersten Plan ausgeheckt hatte. . . . Der Einfluß dieses Unglücksraben war immer von traurigen Folgen!

Wir sollten noch eine Soirée bei Molly *Zichy* überstehen, Konstantine nahm aber unter dem Vorwande eines Unwohlseins nicht daran teil, die Arme war von ihrem Kummer in der Tat ganz niedergedrückt. *Rasumoffsky* ging allein. *Alexander* mochte wohl die Ursache des Leidens meiner Schwester erraten haben, er erkundigte sich bei meinen Schwager voll Interesse nach ihrem Zustande und heute morgen ließ er nachfragen, wie sie sich befände.

Man glaubte, daß der Einfluß unserer *Kaiserin* nützlich sein könnte. Aus diesem Grunde erbat die Gräfin *Merveldt*, die Freundin der Cousine Rasumoffskys, damit der Verdacht der Russen nicht erweckt werde, eine

Audienz, um darin unsere traurige Lage zu schildern und die Kaiserin zu beschwören, zu unseren Gunsten mit dem Kaiser Alexander zu sprechen. Die gute Herrscherin versprach in gnädigster und wohlwollendster Weise, es zu tun. Sie ist die Güte selbst.

21. November: Da die Kaiserin heute abend im Cercle mit meiner Schwester nicht von der Angelegenheit sprechen konnte, näherte sie sich Therese Merveldt und vertraute ihr hinter dem Fächer an, daß sie die Kommission besorgt habe. Leider verstand es diese seelensgute Fürstin trotz aller besten Absicht niemals, jemandem durch ihren Einfluß zu helfen. Man bedarf eben dazu ebensoviel Kopf, wie Herz!

Alexander war gegen Konstantine gnädig, *Capo d'Istria* hatte ihm den neuen Vorschlag unterbreitet und er schien darüber nicht unzufrieden zu sein, doch verschob er die Prüfung desselben auf den nächsten Tag. Leider begleitet der Graf seinen Gebieter nicht nach Petersburg, da er seinen alten Vater in Corfu besuchen will. Die letzten Stunden, die er hier verbringt, sind aber mit Geschäften ausgefüllt. Sehr schlimm ist es, daß er am Petersburger Hofe nicht dabei sein wird, wenn es gilt, den Widersachern Rasumoffskys die Stirne zu bieten. Immerhin hat sich unser Mut etwas gehoben.

22. November: Gestern waren wir in der Soirée des Fürsten *Metternich*, woran auch der russische Kaiser teilnahm. Er zeigte sich von einer ausgesuchten Höflichkeit Konstantine gegenüber und sprach auch mit *Rasumoffsky* in gnädiger Weise. Wie ist es, meiner Meinung nach, demütigend, sein Glück von dem Lächeln eines Mannes abhängig machen zu müssen, den die Natur doch als unseresgleichen geschaffen hat! Und Alexander hat wenigstens noch einige hervorragende, gute

Eigenschaften, wie oft aber erweist man verabscheuungswürdigen Männern, die man Majestäten nennen muß, Ehre und Unterwerfung! Ah, ich fühle mich wirklich nicht für die Hofluft geschaffen! Ich muß wohl in mir eine tiefeingewurzelte Überzeugung haben, daß die Monarchie noch die wenigst schlimmste Regierungsform ist, um Royalistin zu bleiben (wie ich es trotz meiner geringen Vorliebe für die Könige tatsächlich bin).

Vor der Abreise Alexanders bemühte sich *Rasumoffsky* gleich den anderen, noch einen gnädigen Blick zu erhaschen und schien auch in den Augen der Mehrzahl der Gesellschaft glücklicher zu sein als sie, denn der Kaiser ließ ihn sogar in sein Arbeitszimmer eintreten und sprach gnädig mit ihm. Mein Schwager benützte diese Gelegenheit, um sich zu entschuldigen, daß er mit der Erlangung einer Entscheidung so gedrängt und den kurzen Aufenthalt des Kaisers in Wien so in Anspruch genommen habe. Auch drückte er seinen Wunsch aus, wieder in den diplomatischen Dienst einzutreten. Alexander erwiderte darauf: „Aber Sie haben ja das *volle* Recht, auf einen so hohen Posten Anspruch zu erheben, daß es nicht leicht sein wird, einen solchen für Sie zu finden", worauf Rasumoffsky bescheiden versetzte, er kenne keinen, den er nicht annehmen würde, um seinem Herrn dienen zu können. Der Kaiser schien über diese Worte sehr erfreut und mein Schwager verließ ihn voll Hoffnung. . . jedoch, fast im Augenblicke, als er in den Wagen stieg und *Capo d'Istria* oben den Kaiser um eine Antwort für den Fürsten bat, diktierte ihm Alexander selbst seinen Entschluß, worin er nicht das geringste bewilligte und die ganze Sache dem Finanzministerium überließ. „Und *so*", sagt mein Tagebuch, „reiste er ab und *so* ließ er uns zurück."

Zur gleichen Zeit, da der Kaiser es verweigerte, einen Mann dem Unglücke zu entreißen, der unter drei Herrschern treu gedient hatte, gab er Molly *Zichy* eine Million Rubel für einige gute Soupers. Dies kommt daher, daß die Herrscher und wohl die ganze Welt die Leute, welche sie zu unterhalten verstehen, lieber haben, wie die, welche ihnen Dienste erwiesen.

Für jetzt werde ich dieses Kapitel[1]) über die Kümmernisse meines armen Schwagers schließen, der Undank und die Schurkerei *Kudriaffskys*, dessen Malversionen nun vollkommen aufgedeckt wurden, waren nicht die geringste Kränkung, die das edle und großmütige Herz meines Schwagers bedrückten. Man kam darauf, daß Kudriaffsky über 300 000 fl. *keine* Rechnung legen konnte; er hatte sie einfach für sich verwendet. Dennoch verließ er Wien, wo er ungeheure Schulden hinterließ, um die er sich nur wenig kümmerte. „Wenn meine Gläubiger arm sind," sagte dieser schlechte Mensch, „so werden sie mich in Rußland, wo alles bezahlt werden muß, nicht verfolgen und sind sie reich, so werden sie es nicht wagen und können es verschmerzen."

1) Nach Brückner's „Le Comte A. Razouwosky" II/3, S. 235 f. richtete Rasumoffsky am 22. 2. 1817 eine Petition an Kaiser Alexander, worin auch seine Schulden aufgezählt waren. Diese betrugen 175 000 Dukaten an den russischen Staat und 140 000 Dukaten in Wien selbst. R. erbat entweder den Aufschub der Fälligkeit der ersteren Schuld, seine neuerliche Ernennung zum Botschafter oder eine Pension im halben Betrage seiner Aktivitätsgebühren. Erst die 1819 erfolgte Reise des Fürsten nach Rußland brachte ein vorläufiges, günstiges Ergebnis der Angelegenheit zustande, was dem späteren Teil dieser Memoiren zu erzählen, vorbehalten bleibt.

XXIV. 1819

Wie man sieht, schloß das Jahr 1818 für uns mit Kummer und Ungewißheit, dem Jahre 1819 war es indessen vorbehalten, die Lösung unserer bösen Vorahnungen zu bringen.

Der Graf *Capo d'Istria* war uns geblieben, aber meine Begeisterung für ihn war in der letzten Zeit etwas verblaßt. Ich fühlte mich durch seinen Eifer für seine Freunde keineswegs befriedigt; was ich darüber hörte — denn ich hatte ihn noch nicht wiedergesehen — stimmte mit meiner Auffassung über den Begriff freundschaftlicher Hingebung nicht überein.

Als ich ihn jedoch sprach, änderte ich wenigstens teilweise meine Meinung. Er trat mir wie ein Freund mit ausgestreckten Händen entgegen, so daß sich meine strenge Miene aufhellte und meine Begeisterung für ihn sofort wieder hervorbrach. Wie hatte er sich verändert! Sein Antlitz sah aus, als ob zwanzig Jahre darüber hinweggegangen wären, indessen besaß er immer noch diesen tiefen, traurigen Blick, dieses gütige Lächeln, so daß man ihn, wenn man ihm zuhörte, liebt, während man nur glaubt, ihn zu bewundern.

Am Sylvestertage hatte er bei uns das Diner eingenommen und auch die letzte Stunde des Jahres verbrachte ich mit ihm bei Rosalie *Rzewuska*. Man spielte Lotto und jeder brachte einen Gegenstand mit. Rosalie las bei jeder Nummer, die gezogen wurde, einen kleinen

Kommentar vor, der an dem Lose befestigt war. Diese Verse[1]) waren geistvoll, aber selbstverständlich ein wenig gedrechselt, um geistreich zu erscheinen, sie wurden auch kaum von einer kleinen Anzahl der Anwesenden verstanden und unterhielten niemanden, besonders aber nicht den Grafen, dessen Liebhaberei gewiß nicht das Wortspiel war. Er setzte sich an meine Seite und wir unterhielten uns im allgemeinen Lärme recht gut. Ich hatte eine kleine Bonbonniere, er eine Lampe gewonnen. „Tauschen wir", schlug er vor und ich gab ihm meinen Gegenstand und nahm die Lampe. „Das ist beinahe eine Allegorie", meinte ich scherzend, „Sie geben mir das Licht für einen kurzen Genuß." — „Sehen Sie nur," versetzte er, „was Sie mir da geben", und er überreichte mir einen elfenbeinernen kleinen Totenkopf, der in drolliger Weise zwischen den Bonbons versteckt worden war[2]). Ganz erschrocken nahm ich den Totenkopf aus seinen Händen und wollte ihn nicht mehr zurückgeben. Dieser Gegenstand bedrückte jedoch meine Gedanken und, als ich schon zu Bette lag und die erste Stunde des neuen Jahres schlagen hörte, erhob ich mich, öffnete das Fenster und warf dieses unselige Neujahrgeschenk auf die Straße hinab. Dabei hatte es dreizehn Grad Kälte und ich war im Hemd; hätte ich eine Lungenentzündung bekommen, man würde jedenfalls von einem bösen Omen gesprochen haben! . . . Ach, nicht

1) Die Gräfin *Rzewuska* (1788—1865) war die Verfasserin. Diese war die Tochter der Fürstin Rosa Lubomirska, die in Paris in den Schreckenstagen, 30. 6. 1794, guillotiniert wurde. Rosalie war damals als kleines Kind mit ihrer Mutter im Gefängnisse und wurde von einer Verwandten, Isabel Lezenska, fortgebracht. (Stryenski, Deux victimes de la Terreur, Paris, 1899 und Stammbaum im Anhang.)

2) Es war dies eine Mystifikation ganz nach dem Geschmacke der Gräfin Rosalie *Rzewuska.* (Notiz d. Verf.)

ich war es, deren Leben bedroht war, aber zwölf Jahre später vollzog sich das Ereignis, dessen übles Vorzeichen der Graf heute von mir empfangen hatte. *Capo d'Istria* wurde bekanntlich 1831 ermordet.

Solange dieser in Wien weilte, sahen wir ihn oft, doch weniger, als ich es gewünscht hätte. Es war nicht mehr dasselbe, wie in Franzensbrunn. In Wien wollte ihn jeder haben, er war ein berühmter Reisender oder, wie man es in England nennt „a Lion"[1]). Konstantine fand, daß er mit ihrem Gatten nicht mehr so freundlich sei. „Ich meine damit nicht," sagte sie, „daß sein Eifer erkaltet ist, denn er ist ein ebenso gerechter Mann, wie die Angelegenheit meines Mannes gut und billig ist. Ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit und Ehre verpflichtet ihn, seinen einstigen Gönner zu protegieren, aber sein Herz ist nicht mehr so zugänglich, wie ich es annehmen durfte, jedenfalls ist er weniger mitfühlend." Wir hatten eben Capo d'Istria in unserer grenzenlosen Begeisterung für einen Übermenschen angesehen, man kann ihn noch immer mit den besten Menschen auf eine Stufe stellen, ohne daß er deshalb gerade der allerbeste zu sein braucht.

Ich wußte nicht, wie ich ihn verteidigen könnte, denn ich empfand ebenfalls in seiner Nähe ein gewisses Unbehagen, seine Stimme allein faszinierte mich noch. Zweifel plagten mich und ich beobachtete ihn nur schüchtern, da ich fürchtete, ihn verurteilen zu müssen. „Ach," äußert sich mein Tagebuch, „wenn ich ihn nicht strenge zu richten wage, so ist dies weniger eine Folge meiner Furcht, ihm unrecht zu tun, als des unüberwindlichen Widerwillens, meinem Ideal den Strahlen-

1) In Frankreich ist ein „Lion" das Männliche von derjenigen Frau, die man ehemals „une Merveilleuse" nannte. (Notiz d. Verf.)

kranz rauben zu müssen, womit ich es umgeben hatte. Ich bedarf des Glaubens an die Vollkommenheit. Würde ich sie bei ihm verschwinden sehen, so müßte ich mir eine Schimäre aufstellen. Ich beobachte den Grafen aufmerksam, ich stelle ihn auf die Probe, manchmal verdamme ich ihn, manchmal möchte ich ihn um Vergebung wegen meiner Ungerechtigkeit anflehen, ja ich ertappe mich dabei, daß ich ihm im gleichen Augenblicke die schmeichelhaftesten Dinge und die verletzendsten Sarkasmen sage. Ich sah schon öfters Tränen in seinen Augen, wenn ich mit ihm sprach. Würde er mich ebenfalls beobachten, er möchte mich wohl sehr eigentümlich finden. Ach, so müßte ich vielen Leuten, ja vielleicht der ganzen Welt erscheinen, ausgenommen den begeisterten Seelen, die gleich mir den inneren Drang fühlen, die Vollkommenheit anzubeten, die unfähig sind, etwas zu bewundern, was nur mittelmäßig ist. Was die Manieren des Grafen anlangt, so kann ich mich nicht beklagen, er benimmt sich mir gegenüber besser, als gegen andere, ja besser, wie in Franzensbrunn, er zeichnet mich geradezu in schmeichelhaftester Weise aus. Vielleicht habe ich in seinen Augen das Verdienst, kein Bittsteller zu sein."

Eines Abends war der Graf bei uns. Junge Leute waren eingeladen, *Capo d'Istria* redete nur wenig. Als aber die Gäste fortgegangen, blieb er noch lange mit uns und sprach, wie damals in Franzensbrunn. Indem er sich ganz offenherzig über sein Lieblingsthema verbreitete, entwickelte er mit der ihm eigenen Klarheit und Beredsamkeit seine Gedanken über den gegenwärtigen und zukünftigen Zustand Rußlands und über den Einfluß, dessen sich der Charakter des Kaisers und des Volkes, das er dazu berufen glaubt, die kommenden

Jahrhunderte zu lenken, den Fortschritten der Zivilisierung einer Nation gegenüber bedient. „Der Kaiser", sagte er, „hat einen richtigen Verstand und ein aufrichtiges Herz, aber keinen weiten Blick, er kann nicht über einen begrenzten Zeitraum hinaussehen, er will wohl das momentane Glück seiner Untertanen, er tut nichts anderes, aber er arbeitet nicht für seine Nachfahren. Und dennoch vermöchte dieses Glück gerade die Grundlage und der Same für künftigen Segen werden. . . . Die russischen Großen sind verderbt, durch den Despotismus schlecht geworden und durch eine übereilte Zivilisation entnervt, sie besitzen nicht mehr die Tugenden der Barbaren, haben aber auch deren Laster nicht abgestreift. Nur das Volk allein hat die geistige Tatkraft und die Einfachheit der Sitten von Naturvölkern beibehalten. Selbst die Knechtschaft hat ihm als Schutzwall gegen die für ihren Fortschritt verderbliche fremde Zivilisation Dienste geleistet. An die Scholle gebunden, durchschritt das russische Volk Jahrhunderte, ohne etwas von den neuen Ideen zu ahnen, die sich in anderen Ländern entwickelten und einen Umsturz hervorbrachten. Dem Kaiser und Gott zu gehorchen, ist das einzige Gesetz, das sie kennen. Dieses Bewußtsein der Untertänigkeit, das für die Nation eine Art Religion ist, kann einmal zur Triebfeder heldenhaftester Hingebung werden. Auf diesen jungfräulichen Boden, auf diese Mannhaftigkeit des Volkes muß sich die künftige Größe Rußlands gründen, aus seinem eigenen Körper soll es den lauteren Samen der Zivilisation und des Glückes entnehmen und nicht bei fremden Nationen eine verdorbene Jauche suchen."

Wenn ich Capo d'Istria so zuhörte, wie er über die Aussichten eines Landes sprach, das er heute vollkom-

men beherrscht, so schienen sich mir die Jahrbücher der zukünftigen Geschichte aufzurollen oder vielmehr, ich vermeinte in der Werkstätte zu sein, wo man die Zukunft der Völker macht.

Wenige Tage darauf reiste der Graf ab. Konstantine war in der letzten Zeit zufriedener mit ihm, ich ebenfalls, dennoch hatte er in meinen Augen nicht mehr den früheren Glanz erlangt. Ich stellte eben damals zu große Anforderungen an die menschliche Natur, die Erfahrung hatte mir noch nicht gezeigt, wie man den richtigen Maßstab anlegt.

Der Fasching stand auf seinem Höhepunkte und unterhielt meine Schwester und mich ziemlich gut. Selina *Mead*, die Nichte Rasumoffskys und von ihrer Tante der Fürstin *Lichnowska* aufgezogen, Gabriele Gräfin *Saurau*, geborene Gräfin *Hunyady*[1]), die schönste Frau Wiens und ich stritten uns um die Eroberung *Wallmodens*, des Mannes, der seit zwanzig Jahren à la mode war. Christiane Lichnowska nannte uns „les trois sultanes". Als Rivalen hatte ich die Jugend und die Schönheit. Da wir voreinander unsere Operationspläne nicht verheimlichten, so amüsierte uns dieser Spaß köstlich.

Graf Ludwig *Wallmoden*[2]) war nicht mehr der jüngste Liebhaber, aber er war der liebenswürdigste und seine Eroberung galt als eine glänzende Tat. Als Enkel der

1) Gabriele *Saurau*, geb. Gräfin Hunyady von Kéthely, gest. 1821, s. II, 94.

2) Ludwig Graf *Wallmoden-Gimborn* (1769—1862), berühmter österreichischer General, machte mit Auszeichnung die Schlacht von Wagram mit, 1821—23 war er Oberbefehlshaber der österreichischen Armee gegen Neapel. Sein Bruder Karl heiratete 1833 Zoé Gräfin *Grünne*-Pinchart. Er war G. d. K. und starb 1883 als letzter der gräflichen Linie.

berüchtigten Gräfin Wallmoden [3]), der Maitresse König *Georg* II. von *England*, floß königliches Blut in seinen Adern. Seine ausgezeichnete Bravour, die hervorragenden Eigenschaften seines Charakters und seine ganz ausnehmend eleganten Umgangsformen erinnerten an seine berühmte Abstammung. Seine Ritterlichkeit und Eleganz waren ein Erbteil seines Großvaters. Seit seiner frühesten Jugend in österreichischen Diensten hatte er in den Salons eine ebenso rasche Karriere gemacht, wie auf dem Schlachtfelde. Zur Zeit, von der ich spreche, war er bereits Feldmarschalleutnant und Kommandeur des Maria Theresienordens. Trotz seiner achtundvierzig Jahre gab es wohl keinen jungen Mann in der Gesellschaft, der ihn nicht als Rivalen bei schönen Frauen gefürchtet hätte. Dieser Umstand verhinderte übrigens nicht, daß die männliche Jugend, besonders die Offiziere, eine begeisterte Verehrung für ihn hegten, die ihn zum Schiedsrichter in ihren Ehren- und oft auch Herzensaffären machte. Dies kam daher, daß der „Feldherr", wie man ihn nannte, nicht allein der vollkommenste Edelmann, sondern auch der gutmütigste Mensch auf Gottes Erdboden war. Dies ist er heute noch mit seinen sechsundsiebzig Jahren und Gott möge ihn noch lange so lassen, denn er hätte den Model verloren, aus dem er ihn formte.

Der Graf Ludwig Wallmoden hatte zwei Brüder, von denen der eine, der sogenannte Vicomte, ein gutmütiger, schwerfälliger Mensch war, den sein älterer Bruder, der General, etablierte und mit einer Gräfin *Grünne* verhei-

1) Amalie Sofie *Wallmoden* Gräfin *Yarmouth*, geb. ca. 1710, gest. zu Hannover 1765, heiratete Adam Gottlieb von *Wallmoden*. Sie war seit 1735, gleich der Gräfin Suffolk, Maitresse des Königs, aber nach Vehse (Gesch. d. Hauses Braunschweig, Hamburg 1853, I, S. 272 ff.) harmlos, bloß darauf bedacht, dem König zu Gefallen zu leben und Stellen, sowie Pairsdiplome zu verkaufen.



(1769—1862)

Nach dem Stich von J. G. Mansfeld in der
k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek

ratete, von der er keine Kinder hat, so daß die Familie Wallmoden erlischt. Der andere Bruder war schön wie Apollo vom Belvedere, aber schweigsam und melancholisch; man wußte nie etwas von seinen Gedanken. Wenige Jahre nach der Zeit, von der ich spreche, veranlaßten ihn der Spleen oder eine andere, mir unbekannte Ursache, sich die Adern mit einem Federmesser zu öffnen. Als man eintrat, fand man ihn in einem Meere von Blut, vergeblich suchte man ihn zu retten, denn, so oft man ihn verbunden hatte, riß er sich die Bandagen herab und starb.

Meine Koketterie mit dem „Feldherrn" unterhielt mich den ganzen Winter und hatte keine anderen Folgen, als daß sie, wenn ich ihm begegnete, immer wieder da anfing, wo sie aufgehört hatte[1]).

Ein anderes, etwas ähnliches, aber mehr künstlerisches Interesse fing mich zu zerstreuen an, gerade zur Zeit, als Wallmoden abgereist war, es war dies die Ankunft von Sir Thomas *Lawrence*[2]), der vom Prinzregenten von England nach Wien entsendet worden war, um dort mehrere Persönlichkeiten zu malen, die in jener Epoche figurierten, welche Europa die Ruhe und das Gleichgewicht wiedergegeben hatte.

1) Eine Reihe von sentimentalen Briefen Wallmodens an die Gräfin Thürheim, die noch erhalten sind, beweist, daß der Graf damals zu ihren Füßen lag.

2) Sir Thomas *Lawrence* (1769—1830), wurde nach dem Tode Reynolds englischer Hofmaler und 1820 Präsident der Londoner Akademie. 1814 malte er alle Fürsten, die damals London besuchten, ferner u. a. 1819 den Papst Pius VII., 1825 König Karl X. von Frankreich. Als sein bestes Bild gilt Georg IV. in bürgerlicher Kleidung. — Der französische Maler Baron Louis Auguste *Schwiter* (1805—1889), Gatte der im Vorworte genannten Baronin Schwiter-Thürheim, gab eine Sammlung der besten Stiche Reynolds und Lawrences in Paris heraus.

Dies hieß, sie gleichsam unsterblich zu machen, denn der Pinsel von Sir Lawrence verewigte ihr Andenken mindestens ebenso, wie ihr Ruf es hätte tun können. Sicherlich gibt es heute in dieser Sammlung des Prinzregenten, die im Schlosse von Windsor aufbewahrt wird, manches Porträt, dessen Original ohne diesen Zufall niemals der Nachwelt überliefert worden wäre. Ich weiß nicht, durch welche Nachlässigkeit derjenigen, die beauftragt worden waren, Sir Thomas die Porträts anzuweisen, welche er zu machen hatte, es geschah, daß dasjenige *Rasumoffskys* nicht auf die Liste kam; er hatte sicherlich das Recht dazu, da er zweimal den Frieden zu Paris unterzeichnete. Seine Bescheidenheit, die Schüchternheit meiner Schwester, die Gleichgültigkeit seiner Freunde sind Schuld daran, daß niemand auf dieses ungerechte Übersehen aufmerksam machte und so befindet sich Rasumoffsky nicht in der Sammlung zu Windsor. Ich werde mich darüber nie trösten können. Folgendes sagt mein Tagebuch über die Verdienste und die Persönlichkeit Sir Thomas *Lawrence*:

„Seine Farbengebung ist bewundernswert, Lawrence kann sich bezüglich seiner zauberhaften Kunst, auf der Leinwand Leben zu erwecken, an die Seite der größten Künstler stellen. Sein Talent, die Ähnlichkeit zu treffen, ist unerreicht. Er gibt nicht allein die Züge seiner Modelle, sondern auch ihre Charaktere wieder, man möchte geradezu sagen, daß deren Seelen ihm ebenso zu Modell gestanden seien, wie ihre Körper. Die lebhafte Wiedergabe der Augen, die Wärme der Farben, der Zauber seiner Mitteltöne verleihen seinen Köpfen Leben, das „Clair-obscur“ und die Durchsichtigkeit seines Hintergrundes lassen sie fast aus der Leinwand hervortreten. Er arbeitete aber auch am Hintergrund



Sir Thomas Lawrence (1769—1830)

(Selbstporträt)

mit einer unendlichen Sorgfalt. Man kann nicht dasselbe von der Zeichnung der Körper und Arme sagen, dazu scheint er mir die Anatomie nicht genügend studiert zu haben. Oft sind seine Stellungen schlecht gewählt und ungraziös. Sir Thomas fehlt das Studium der Alten, Italien wird ihn vervollkommnen, er muß jetzt dorthin reisen, um den Papst für den Prinzregenten zu malen. Ist dies nicht eine bizarre Laune des Jahrhunderts?

Mit dem Talente Sir Thomas', seinem Verständnisse für die Farben, seiner Begeisterung für die Kunst und seiner wahrhaften Bescheidenheit ist es wohl anzunehmen, daß seine Zeichnung in Italien Vollendung finden und daß er seine Fehler ablegen wird, die er in seinem Vaterlande nicht erkennen konnte, wo man das schöne Ideal kaum studiert[1]).

1) Um die etwas unvollständigen Angaben der Verfasserin über die Tätigkeit Lawrences in Wien zu ergänzen, führe ich hier M. Feuillets de Conches Bemerkungen über den berühmten Maler (Paris 1842) in deutscher Übersetzung an: Nachdem Feuillet zuerst der Porträts Erwähnung tut, die Lawrence im Auftrage des Prinzregenten beim Aachener Kongresse malte (Kaiser Franz I., Erzherzog Karl, Herzog von Cambridge, General Tschernitscheff, Baron Hardenberg, General Uwaroff, Baron Gentz, Graf Bathurst, Marquis Londonderry, Georg Canning und der Graf v. Liverpool) fährt er fort:

„Sobald Lawrence seine Arbeiten in Aachen vollendet, setzte er seinen Triumphzug nach Wien fort, wo er den Fürsten *Schwarzenberg* und einige andere österreichischen Generale malte. Er vollendete dort auch das edle Antlitz *Capo d'Istrias.* Seine Zeit war jedoch von den offiziellen Porträts nicht so sehr in Anspruch genommen, daß er nicht auch andere Spuren seiner Anwesenheit als Künstler zurückgelassen hätte, die Erzherzogin *Karl*, die Fürstin *Metternich*, das Kind des Erzherzogs *Karl*, das Kind des Grafen *Fries* dienten ihm ebenfalls als Modell, er malte sie in Öl. Sein Stift war ebenfalls nicht müßig und er machte reizende Zeichnungen von der Fürstin *Rasumoffsky*, von der Gräfin (Lulu) *Thürheim*, (siehe Titelbild Band I), von der Gräfin *Saurau*, von Lady Selina *Mead*, von der

Lawrence besitzt außer seinem Talent auch alle Eigenschaften eines Mannes von Welt. Er lieh mir ein ganz reizendes und sehr ähnliches Porträt von *Capo d'Istria*, das ich ihn hatte malen gesehen und das ich unter *seinen* Augen kopiere. Sir Thomas spricht nur englisch, was mich im Gespräche sehr geniert, da ich diese Sprache kaum sprechen kann. Ich ziehe es aber vor, lieber trotz aller Eigenliebe und der Sprachschwierigkeiten radzubrechen, als auf das Vergnügen zu verzichten, mich mit einem Manne zu unterhalten, dessen Geist, dessen Begeisterung für die Kunst und dessen poetische Auffassung mir eine ganz neue Art von Genuß bieten.

Meine Koketterie Lawrence gegenüber trug meiner Selbstliebe eine Schlappe ein, die mich aber trotzdem nicht heilte. Im Augenblicke, als die Schülerin ihren Lehrmeister zu ihren Füßen glaubte, erhob er sich und begab sich in die Rosenketten einer Debutantin in der Koketterie, deren Probestück ein Meisterstreich wurde. (Allerdings war sie sehr jung.) Selina *Mead* entführte mir meine Eroberung und kam dann selbst, um mir ihren Triumph stolz zu verkünden. Meinen Ärger einzugestehen, den ich empfand, würde ein heute ziemlich unnützes, beschämendes Geständnis bedeuten.

Mein Tagebuch erzählt unter dem 25. Mai 1819:

„Ich hatte meinen kleinen Hund, der noch von meiner Mutter stammte, verloren. Von ganzem Herzen beweinte ich ihn, jeden Tag vermißte ich diese arme, kleine *Brunette*, alle Augenblicke fehlt er mir und ich

Fürstin *Lichnowska*, von Frl. *Ricci*, von dem Grafen und der Gräfin *Esterházy*, vom jungen Prinzen *Schwarzenberg* und vom *König* von *Rom*. Das letztere wurde das beste von allen. Nach diesen Arbeiten begab er sich nach Rom."

fühle es, daß ich von einem Wesen weniger geliebt werde. Mögen diejenigen, welche mich nicht verstehen, über den Kummer, einen Hund verloren zu haben, spotten, ich tadle sie nicht, aber ich erröte auch nicht über meine Schwäche. Das arme, kleine Tier war ein Andenken an meine Mutter, sein Leben hatte es auf ihren Knien zugebracht, es hatte seine Herrin beweint, denn nach dem Tode meiner Mutter blieb es durch zwei oder drei Tage traurig, bebend und ohne Nahrung. Seine Verzweiflung war so arg, daß es nach dem traurigen Ereignisse in den Park lief, ohne daß man es verfolgte, und dort beinahe zwischen den Stangen eines Gitters erstickt wäre, durch die es sich hatte durchdrängen wollen. . . Ich bin überzeugt, daß die Empfindung der Hunde sich in nichts von der unsrigen unterscheiden würde, wenn sie die Fähigkeit besäßen, sie durch Worte auszudrücken. Außerdem ist es unser Fehler, wenn wir ihre Sprache nicht verstehen, denn — sagt *Montaigne* — wir, die wir mit einem Verstande ausgestattet sind, der uns so stolz macht, hätten Zeit genug gehabt, sie zu erlernen. Wie oft habe ich meine kleinen Kümmernisse der armen Brunette erzählt, wie hörte sie aufmerksam zu! Ich sah ihr die Tränen an, wenn ich weinte. Übrigens, mir kann es gleich sein, woher mir diese Sympathie kommt, wenn ich sie nur anders finde. Tun mir die Liebkosungen eines armen Hundes nicht mehr wohl, als der banale Trost eines Gleichgültigen, den meine Trauer ermüdet?

27. April: Heuer ist der Frühling sehr voreilig, alles ist schon grün und in Blüte und nun kommt ein Nordwind, der uns den Winter wiederbringt. Die Natur bebt vor Kälte unter ihrem Prachtgewande. Des Morgens wandle ich im Garten, von Flieder und Krokus umgeben, auf dem frischesten Rasen und über meinem

Haupte wölben sich junge, grünende Birken, die Natur hatte ihr Freudenkleid angelegt. Aber die Sonne leuchtete ihr nicht und der Nordwind zog sie in Trauerkleider an. Auch ich, die ich vor Kälte zitterte, fühlte über diesen Frühling ohne Wärme Trauer im Herzen. Es ist also wahr, daß der Frühling Sonne zum Leben braucht? Und die Jugend? — Sie braucht Liebe. —

In diesen Tagen machte *Wallmoden* bei der Herzogin von *Sagan* eine angeblich tödliche Krankheit durch, worauf er nach Prag transportiert wurde. Alle seine Freunde waren darüber lebhaft beunruhigt, auch ich. Als ich eines Morgens mit ängstlicher Spannung Nachrichten erwartete, trat meine Kammerjungfer mit einem gespensterbleichen Antlitze in das Zimmer und sagte mit halberstickter Stimme: „Der Graf Wallmoden. . .“ — „Ist tot?“ schrie ich, — „läßt sich empfehlen, — ist angekommen und wieder ganz hergestellt.“ —

Meine Freude, den General wiederzusehen, wurde mir durch einen neuen Kummer vergällt, die Reise *Rasumoffskys* und meiner Schwester nach Rußland, die nun fest beschlossen worden war. Durch die wenig günstigen Nachrichten aus Petersburg war sie nicht mehr aufzuschieben. Um den Verkauf eines seiner Güter durchzusetzen und um sich am russischen Hofe Freunde zu schaffen, mußte Rasumoffsky selbst anwesend sein und sich zuerst nach Moskau auf seine Güter, dann nach St. Petersburg begeben. Vernünftigerweise wollte ihn meine Schwester begleiten und ebenso selbstverständlich willigte ich eifrig darin ein, mit ihnen zu reisen. Immerhin empfand ich einen ungeheuren Widerwillen, in das Land der Barbaren und an einen Hof von Sklaven zu gehen, die vor einem Günstling kriechen, einen gefallenen Liebling aber mit Füßen treten. Die

Kränkungen, welche mein Schwager und meine Schwester dort zu erdulden haben würden, nahmen mir im voraus den Atem; trotz allem faßten sie ihren Entschluß mit Mut auf und die Abreise wurde für den kommenden August festgesetzt. Das Opfer, welches Konstantine der Vernunft und ihrer Liebe zu ihrem Gatten brachte, war um so größer, als Graf *Goëß*, mein Schwager, gerade zum *Vizekanzler* von Italien ernannt worden war und gegen Ende des Sommers mit Isabella nach Österreich zurückkehren sollte.

Bevor *Rasumoffsky* eine so lange Reise, gefolgt von einem Aufenthalte im hohen Norden, unternahm, schickte ihn sein Arzt nach *Baden*, damit er dort eine Badekur vollende. Diese sechs Wochen gehörten zu unseren angenehmsten; da wir uns einen ganzen Winter langweilen sollten, war unser Wunsch berechtigt, auf lustige Weise von der Gesellschaft Abschied zu nehmen. Josefine wohnte bei uns, Christiane *Lichnowska* und ihre Kleinen[1]) nahmen ebenfalls eine Wohnung in Baden, ebenso Karoline *Széchényi*. Fürst *Windisch-Graetz* etablierte sich auch mit seiner Frau und die junge Welt vereinigte sich abwechselnd bei uns oder bei Windisch-Graetz. Die Zimmer wurden nie von Leuten leer, die sich unterhalten wollten und die Heiterkeit liebten.

Auch *Wallmoden* hatte den ersten Teil unseres Aufenthaltes in Baden verbracht, wo wir ihn oft sahen. Die Leute sagten, er sei in mich verliebt, ich wußte jedoch, daß er in den Netzen einer Art Courtisane gefangen

1) Die eine war ihre Nichte Selina *Mead*, die andere eine angebliche Bastardtochter ihres Gatten, die Christiane für das Kind ihres Mannes hielt. Sie hat es nie geliebt, hielt es aber für ihre Pflicht, für es zu sorgen, als Buße dafür, daß sie selbst nicht mehr, als ein Kind gewünscht hatte. (Not. d. Verf.)

lag, einer Frau *Ruchoffska*. Ohne diese Gewißheit würde ich der Meinung der Leute beigepflichtet haben. Er reiste ab und, nachdem ich mich schon im voraus über seinen Abgang betrübt hatte, tröstete ich mich sofort darnach.

Wir machten damals mehrere sehr hübsche Ausflüge in der Umgebung, unter anderen nach Guttenstein mit *Rasumoffsky*, Wenzel *Liechtenstein* einem sehr netten Reisebegleiter, *d'Aspre*[1]), Felix *Schwarzenberg* und Eduard *Stadion*[2]). Alle waren liebenswürdig, besonders der letztere. D'Aspre war vielleicht der Lustigste von allen, aber seine belgischen, familiären und etwas gewöhnlichen Manieren trübten in Verbindung mit einer ziemlich streitsüchtigen Laune den Eindruck seiner guten Eigenschaften und machten den Umgang mit ihm ein wenig schwierig. Heute ist er ein alter, recht grämlicher und sehr langweiliger General geworden. Aber, könnte er von mir nicht etwas Ähnliches sagen? Immerhin war ich damals, gerade so, wie er, sehr liebenswürdig.

Mit Vergnügen erinnere ich mich an unsere heiteren Reunionen in Baden, sie dauerten so ziemlich von Morgen bis zum Abend. Sehr zeitig frühstückten wir im Park, wo sich um uns nach und nach die Gesellschaft zusammenfand. Oft lud *Rasumoffsky* einige Leute zum Diner ein, dann promenierte man und abends vereinigte sich unsere Truppe entweder im Salon *Windisch-Graetz* oder *Rasumoffsky*, wo wir Katz und Maus spielten, wie

1) Konstantin Freiherr *d'Aspre*, geb. 1789, gest. Padua 1850, österreichischer General und Km.; sein Vater Belgier, war nie verheiratet gewesen, seine Mutter war die Prinzessin Adele *Jablonowska*. (Notizen d. Verf.)

2) Eduard Josef Philipp Graf *Stadion*, geb. 22. 9. 1797, damals Leutnant bei Konstantin-Kürassieren, gest. 13. 4. 1844, heiratete 28. 1. 1832 Konstanze *Rachowin* von *Rosenstern* (gest. 5. 6. 1861).



(1787—1862)
Nach einer Lithographie von Prinzhofer in der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek

wirkliche Kinder. Man hätte uns für ein Collègue oder ein Pensionat an einem Ferialtage halten können, wenn man uns Blindekuh oder lebende Scharaden spielen sah, wobei es nicht selten vorkam, daß die Hälfte der Gesellschaft auf allen Vieren herumkroch. Der Graf Gregor *Orloff*[1]), der recht liebenswürdig war, gab uns auch einen Ball. Der Fürst *Windisch-Graetz*[2]), von dem ich oben sprach, hatte, ich glaube ein Jahr zuvor, die Prinzessin Eleonore *Schwarzenberg*, eine sanfte und reizende Dame geheiratet, die seitdem das Muster einer Gattin und Mutter geworden ist. Ihr Gatte, der sie ohne Liebe genommen hatte, konnte sie damals noch nicht nach ihrem wahren Werte schätzen, später ließ er ihren Tugenden aber volle Gerechtigkeit widerfahren. Beide leben noch. Fürst Alfred Windisch-Graetz „preux chevalier et noble prince", wie es im Sange heißt, hat die Tugenden und die Offenherzigkeit eines mittelalterlichen Helden treu bewahrt, er besitzt davon den Stolz, die Tapferkeit und die ritterlichen Manieren. Heute ist er Maria Theresienritter und General der Kavallerie.

Der Prinz Heinrich XIX. von *Reuß*[3]) gehörte zu unseren zuverläßlichsten Freunden, ich glaube, von ihm bereits gelegentlich meines Karlsbader Aufenthaltes gesprochen zu haben. Dort hatte er eine Leidenschaft für

1) Gregor Wl. Graf *Orloff* (1777—1826), Schriftsteller.
2) Alfred Fürst *Windisch-Grätz*, der bekannte österreichische F. M., geb. 11. 5. 1787, gest. 21. 3. 1862, heiratete 12. 6. 1817 Eleonore Fürstin *Schwarzenberg*, geb. 21. 9. 1796. Windisch-Grätz war damals Oberst und Kommandant des 8. Kürassierregiments Großfürst Konstantin (der früheren Dampierre Kürassiere, s. I, S. 267).
3) Fürst Heinrich XIX. von *Reuß-Greiz*, geb. Offenbach 1. 3. 1790, gest. Greiz 31. 10. 1836, quittierte als k. k. Rittmeister, heiratete Prag 7. 1. 1822 Gasparine, Tochter des Fürsten Karl Kaspar *Rohan*-Rochefort-Montauban, geb. 8. 8. 1800, mit der er 2 Töchter hatte.

die Herzogin von *Sagan*, die unter ihren Liebhabern einen Gatten suchte und ihre Augen auf den armen, Reuß geworfen hatte. Es wäre wirklich schade gewesen, wenn ein so ungemein gutmütiger, so edler und so hochgeborener Mann das dritte Opfer dieser Armida geworden wäre, die schon zwei Gatten hatte. Glücklicherweise unternahm es sein Vetter Heinrich L. (soviel ich weiß), ihn zu retten. Die Herzogin hatte bereits unseren Freund nach Italien mitgenommen, schon waren ihre Netze zugezogen, schon hatte das Gift gewirkt und der von Liebe verblendete Prinz bemerkte es nicht, wie Lord *Stuart* „L'amant en titre" sich im vorhinein schon über die Rolle lustig machte, die er für den zukünftigen Gatten aufgehoben. Reuß wollte gerade Herz und Hand verschenken, als ganz unerwarteterweise der Retter dieses „Reinolds" auf der Bildfläche erschien, der ihm den Zauberspiegel vorhielt. Dies soll heißen, daß er sich selbst ein Rendezvous mit der Herzogin bestellte und es so einrichtete, daß sein Vetter über die Situation nicht im unklaren sein konnte. Dieses Radikalmittel wirkte und die beiden Vetter verließen Florenz, ohne Abschied genommen zu haben. Bald darauf war *Schulenburg* auf der Spur der Flüchtigen und wurde der dritte legitime Gatte der Herzogin von Sagan. Ein im voraus ausgemachter Zehrpfennig schien ihm ein Hoffnungsanker im Falle eines Unglückes zu sein. In der Tat wurde die Herzogin dann katholisch und ließ sich von Schulenburg scheiden.

Als ich den Prinzen Reuß in Baden sah, war er von seiner Leidenschaft vollkommen geheilt und erzählte mir die Kur seines Vetters, die so gut gelungen war. Er heiratete später eine Prinzessin *Rohan*.

Meine Schwester *Goëß* sollte die letzten drei Wochen unseres Verweilens in Österreich mit uns verbringen,

eine traurige Ursache hinderte sie aber daran, denn ihr erst wenige Monate altes Söhnchen wurde krank und starb in Treffen, einem Schlosse der Goëß, wo meine Schwester während ihrer Reise nach Wien Aufenthalt genommen hatte. Sie empfand diesen Verlust auf das schmerzlichste und kam erst nach unserer Abreise nach Wien.

Die letzten Tage vor unserer Abreise verbrachten wir sehr angenehm, die ganze Gesellschaft hatte sich noch einmal in der Landstraße um uns versammelt. Mein Bruder und seine Frau kamen Abschied zu nehmen, Josefine hätte sie nach Schwertberg begleiten sollen, aber da meine Schwester Goëß erst nach unserer Abreise nach Wien kam, so war sie gezwungen, auf den Landaufenthalt zu verzichten, um sich in den traurigen Stadtmauern einzuschließen, wo sie Isabella doch nur wenig helfen und in ihrem Schmerze nur wenig trösten konnte. Auf diese Weise wird immer das Unglück der einen der Wermutstropfen, der den Lebensbecher der anderen vergiftet, ohne daß diese den bitteren Inhalt des Kelches, wenn sie ihn auch zur Hälfte getrunken haben, vermindern können.

Im Augenblicke, als wir Wien verließen, schrieb ich noch in mein Tagebuch: „Ach, wie wird uns diese unselige Reise nach Rußland ein doppelter Strich durch die Rechnung infolge des Todes meines kleinen Neffen! Wir hatten uns wenigstens mit der Hoffnung geschmeichelt, daß Isabella Konstantine ersetzen und der Sammelpunkt für unsere Gesellschaft werden würde, wo Josefine ebenso viele Annehmlichkeiten hätte finden können, wie im Hause Rasumoffsky. Isabella hätte auch einige Zeit in Schwertberg verbracht . . . nun aber raubt sowohl der einen, als der anderen unsere

Abreise unseren Halt, wenn auch nicht unsere Liebe. Oh über diese abscheuliche Reise! Wie ist es ärgerlich, davonzugehen, wenn man irgendwo im Warmen sitzt, dies allein bedeutet schon Unglück. Gibt es denn eine angenehme Lage, die man ebenso wieder vorfindet, wie man sie verlassen hat? Es fehlt dann immer einer oder irgend etwas. Die Zeit rückt nie vorwärts, ohne Verheerungen anzurichten und sei es auch nur das Schwinden der Jahre! —

STAMMBAUM DER RZEWUSKI DES WAPPENS KRZYWDA

Michael *Florian* Beyda *Rzewuski*, kgl. poln. Oberst u. Hofschatzmeister, † zu Lemberg 1683, vermählt 1. m. Anna, T. d. Adam *Dzierżeck* d. Wappens Nieczuja u. d. Elis. Czuryło d. W. Korczak II., 2. m. Angelika, T. d. Martin *Oborski* d. W. Roch II. u. d. Isab. Ossolińska d. W. Topór, 3. m. Anna, T. d. Paul *Potocki* d. W. Pilawa u. d. Eleon. Sołtyk, die sich mit Kasp. *Kunicki* d. W. Bończa in 2. Ehe wiedervermählte. Aus diesen 3 Ehen stammten *9 Kinder*, nämlich:

Aus I.: a) Elisabeth Febronia, ∞ 1720 Joh. *Koniecpolski* d. W. Pobog,

b) Mariane, Benediktinerin bei Allerheiligen (Lemberg),

c) Stanislaw, siehe *Älteres Haus*,

d) Adam, siehe *Jüngeres Haus*,

e) Moritz, Starost zu Drohowyże,

f) Josef, Starost zu Olchowiec, ∞ Mariane Angelika, T. d. Eustach *Wybowski* d. W. Habdank u. d. Mariane Zawadzka, die sich in 2. Ehe 1720 m. Nikol. *Kurdwanowski* d. W. Półkozic wiederverm. (*Sohn* aus 1. Ehe: Vincenz, Starost zu Olchowiec).

Aus II.: g) Angelika, ∞ N. *Karczewski* d. W. Jasieńczyk.

Aus III.: h) Eleonore Anna, ∞ Karl Alex. RGrafen *Krasicki* v. Siecin d. W. Rogala auf Dubiecko, Rokietnica u. Tuliglowy, † 1717,

i) Franz, Starost zu Czułczyce, kgl. poln. Oberst, ∞ 1. Anna, T. d. Math. *Kunicki* d. W. Bończa u. d. Anna Bonechowska, 2. Anna, T. d. *Josef* Adam *Lubowiecki* d. W. Kuszaba u. d. Ursula RGräfin Krasicka v. Siecin d. W. Rogala, die in 1. Ehe m. Johann *Tarło* d. W. Topór, † 1749, vermählt war.

ÄLTERES HAUS: PODHORCE.

c) *Stanislaw* Math. Beyda *Rzewuski* auf Rozdól u. Rejowiec kgl. poln. Großfeldherr, Wojewode zu Bełzk, † Lemberg 4. 11 1728, beigesetzt zu Rozdól, ∞ 1. Dorothea *Cetner* d. W. Przerowa 2. Ludovika, T. d. Kaspar *Kunicki* d. W. Bończa u. d. Ludovika Bieniewska d. W. Radwan.

Kinder aus II. Ehe: a) Severin, Wojewode in Wolhynien, † zu Olesko 1. 1. 1755, ∞ 1. Barbara Magd. *Elisabeth*, T. d. Franz *Szembek* u. d. Magd. Tarło d. W. Topór (geschieden und wieder verm. m. *Joh.* Klemens *Branicki* d. W. Gryf, † 9. 10. 1771, abermals geschieden u. wiederverm. am 13. 11. 1736 m. Woldemar RGrafen v. *Löwendal*, † 27. 5. 1755), 2. Antonie, T. d. Josef *Potocki* d. W. Pilawa auf Krystynopol u. d. Theresie Theophila Cetner d. W. Przerowa, seit 3. 5. 1747 St. Kr. O. D.

b) Wenzel, siehe *unten*,

c) Marie Anna, ∞ *Stanisl.* Stefan *Potocki* d. W. Pilawa, † Krystynopol 1732,

d) Sabina, ∞ Michael *Ledóchowski* d. W. Szalawa,

e) Anna, Benediktinerin bei Allerheiligen in Lemberg.

b) *Wenzel* Beyda *Rzewuski* auf Kowel u. Zelechów, k. poln. Großfeldherr, Kastellan zu Krakau, Ritter d. Weißen Adler-O., * Rodzól 29. 10. 1706, † Siedliszka 27. 10. 1779, ∞ daselbst 24. 7. 1732 m. Anna, T. d. Josef Fürsten *Lubomirski* d. W. Szreniawa auf Lańcut u. d. Theresia v. Wandalin-Mniszech d. W. Kończye, † Lemberg 22. 5. 1763, St. Kr. O. D.

Kinder: a) Josef, k. poln. Generallt.,

b) Stanislaw, siehe unten *Ältere Linie*,

c) Severin, siehe unten *Jüngere Linie*,

d) Maria *Ludovika*, St. Kr. O. D., * 1744, † Czarnobyle 6. 2. 1816, ∞ Podhorce 1. 1. 1766 Johann *Nikolaus* Xaver Grafen *Chodkiewicz* d. W. Kościesza und Gryf auf Petryków, † Czarnobyle 26. 2. 1781. (Deren Tochter Rosalia Gräfin *Chodkiewicz*, * ca. 1771, guillotiniert zu Paris 30. 6. 1794, ∞ ca. 1787 Alexander Fürsten *Lubomirski* [† 1808], Sohn d. Stanislaus L. [1704—1793] u. d. Luise Honorine Pociej; die Tochter aus genannter Ehe Rosalie s. unter Wenzel Rzewuski [1784—1831]).

e) *Theresia* Karola, St. Kr. O. D., * 1749, † 3. 5. 1787, ∞ 8. 4. 1764 *Karl* Stanisl. Fürsten *Radziwiłł* d. W. Trąby Herzog v. Nieświcz u. Olyka auf Zmigrod, † Biała 22. 11. 1790.

ÄLTERE LINIE:

b) Stanislaw Ferd. Beyda *Rzewuski*, Landstand in Galizien, Ritter d. Weißen Adler- u. d. St. Stanislaus-O., * 1737, † 16. 6. 1786, ∞ 13. 6. 1758 m. *Katharina* Karola, T. d. *Michael* Kasimir Fürsten *Radziwiłł* d. W. Trąby, Herzogs v. Nieświcz u. Olyka u. d. Franziska Therese Ursula Fürstin Wiśniowiecka d. W. Korybut, * 19. 1. 1740, † 1789.

Kinder: a) Adam, siehe *unten*,

b) Anna, * 15. 8. 1761, † 18. 8. 1800, ∞ 1782 *August*

Hyacinth Grafen von dem Broele genannt *Plater* auf Kraslaw, Freytagshoff u. Graentzhoff, † in der Ukraine 13. 5. 1803,

c) Severin, ∞ m. Ludovika, T. d. Erasmus *Pruszyński* d. W. Rawicz u. d. Angelika Pruszyńska d. W. Rawicz (*Sohn:* Florian, kais. russ. Oberst u. Adelsmarschall im Kreise Mińsk),

d) Franziska, ∞ 1. Chrysostomus *Rdułtowski* d. W. Drogomir, 2. Michael *Obuchowicz*,

e) Theophila, * 1766, † Lucka 20. 4. 1831, ∞ 1. 22. 2. 1784 Franz *Xaver* Fürsten *Lubomirski* d. W. Szreniawa, † 1802, 2. *August* Hyacinth Grafen von dem Broele genannt *Plater* auf Kraslaw, Freytagshoff u. Graentzhoff, † in der Ukraine 13. Mai 1803.

a) *Adam* Laurenz Beyda *Rzewuski*, kais. russ. Senator u. Adelsmarschall i. Gouvernement Kiew, * 1760, † 1825, ∞ Justine, T. d. Chrysostomus *Rdułtowski* d. W. Drogomir u. d. Franziska Rzewuska d. W. Krzywda.

Kinder: 1. Heinrich, siehe unten *Älterer Ast.*

2. Adam, siehe unten *Mittlerer Ast.*

3. Ernst, siehe unten *Jüngerer Ast.*

4. Eveline, † 1881, ∞ 1. Wenzel *Hański* d. W. Korczak, † 1837, 2. 1849 Honoré Marquis de *Balzac*, den berühmten Dichter (1799—1850).

5. Justina, ∞ N. *Moniuszko.*

6. Paula, ∞ Johann *Ryżniczow.*

7. Rosalia Karola, ∞ 1. Hieronymus *Sobański* d. W. Innosza, 2. N. *Czyckowicz*, 3. Julius *La Croix* in Paris.

ÄLTERER AST:

1. Heinrich, seit 18. 11. 1856 Graf Beyda *Rzewuski*, kais. russ. wirkl. Staatsrat u. Adelsmarschall i. Kreise Żytomir, * Slawuta 5. 5. 1791, † 26. 2. 1866, ∞ Julia, T. d. Michael *Grocholski* d. W. Syrokomla u. d. Mariane Śliżień.

Töchter: a) *Maria* Anna Katharina, * 14. 7. 1827, † Bern 25. 7. 1897, ∞ 1. 3. 1. 1845 *Adam* Josef Erasmus Grafen von *Hutten-Czapski* d. W. Leliwa auf Nowosiołki, Źuprany, Malaty, Naruszewicze und Nacz, 2. *Rudolf* Johann Friedrich Grafen von *Mülinen*, * 29. 9. 1828, † Graz 17. 2. 1898.

b) Hedwig, ∞ Stefan *Ciecierski* d. W. Rawicz auf Ciechanowiec u. Ostrożany, † 1888.

MITTLERER AST:

2. Adam, seit 18. 11. 1856 Graf Beyda *Rzewuski* auf Borszczajówka, Dziunkowo u. Pohrebyszsze, kais. russ. General der Kav. u. Gen.-Lt., * 1801, † im August 1889, ∞ 1. Alexandra, T. d. Peter

Wasilewitsch Fürsten *Lapuchin*-Zerebzow u. d. Katharina Nicolajewna von Strzetnie, † 1852, 2. Anna, T. d. Demetrius Wasilewitsch Fürsten *Worontzow*-Daschkow u. d. Elisabeth Wasilewna Paschkow, 3. Hedwig, T. d. Theodor *Jaczewski* d. W. Leliwa u. d. Lewald Jezierska.

Kinder: Aus II. Ehe: a) Katharina, * St. Petersburg 30. 3. 1858, ∞ Wierzchownia 26. 10. 1873 Adam Karl *Wilhelm* Prinzen *Radziwiłł* d. W. Trąby auf Chocieszewice, † Wien 22. 8. 1911.

Aus III. Ehe: b) *Stanislaw* Alex. Marian Witold Konrad Wenzel Bronislaw Leontius Adam Anton, * Wierzchownia 1864,

c) *Adam* Witold,

d) *Leon* Marian Ludwig Theod. Vikt. Justin.

JÜNGERER AST:

3. Ernst, seit 18. 11. 1856 Graf Beyda *Rzewuski*, kais. russ. Kosaken-Oberst, * 1812, ∞ Konstanzia, T. d. Dionys *Iwanowski* d. W. Łodzia auf Kuryłówka u. d. Felicitas Zaleska d. W. Prawdzic, † Narajówka 18. 1. 1880.

Kinder: a) Adam, siehe *unten*,

b) Maria, ∞ Kasimir *Stadnicki* d. W. Szreniawa auf Sieniawa,

c) Ernesta auf Wezortysze, ∞ *Felix* Stanislaw Anton *Meleniewski* d. W. Topacz.

a) Adam Graf Beyda *Rzewuski*, kais. russ. Leutnant a. D., † Philippopel 1878, ∞ Maria, T. d. Wladimir Grafen *Potocki* d. W. Pilawa u. d. Henrika De Près, † 1907 auf Podwysocka (sie ∞ in 2. Ehe auf Daszów 1882 Witold Prinzen Swiatopołk *Czetwertyński*, † daselbst 25. 7. 1909.

Kinder: a) Wenzel, ∞ ein Fräulein *Dieshof*,

b) Ernesta.

JÜNGERE LINIE:

(Die in den Memoiren genannte Linie)

c) *Severin* (s. S. 322) Wenzel Beyda *Rzewuski* auf Podhorce, Ritter d. Weißen Adler- und des St. Stanislaus-O., * Krakau 1743, † Wien 11. 12. 1811, 1774 Kronhetman u. poln. Staatsmann, 1792 als Vaterlandsverräter verbannt u. von den Polen verachtet, endete durch Selbstmord u. begründete nach den vorliegenden Memoiren, Bd. II, S. 290, das Fatum seiner Deszendenz, ∞ ca. 1783 Konstanzia, T. d. Stanislaw Fürsten *Lubomirski* d. W. Szreniawa auf Lańcut u. d. Elisabeth Fürstin Czartoryska[1]) d. W. Pogonia, * 1763, k. k. Palast- u. St. Kr. O. D.

1) Elisabeth Cz. war die Kusine des Königs Stanislaus Aug. *Poniatowski* (1732—1798) v. Polen und ist die in den vorliegenden Memoiren öfters genannte „*Marschallin Lubomirska*". S. über sie C. Stryienski, Memoiren der Gräfin Anna Potocka-Tyszkiewicz (1776—1867), p. 46 f. Leipzig, Schmidt 1899.

Kinder: a) Wenzel, siehe *unten*,

b) Maria *Isabella*, St. Kr. O. D., * 17. 10. 1785, † 29. 8. 1818, ∞ 9. 5. 1812 *Ferdinand* Ernst Gabriel RGrafen *v. Waldstein*-Wartenberg, großbrit. Oberst, * 24. 3. 1762, † 26. 5. 1823,

c) Maria, * 1786, ∞ 1816 *Jaroslaw* Felix Grafen *Potocki* d. W. Pilawa, * 1784, Kommand. d. Malteser R.-O., russ. Geh. Rat u. Hofmarschall, † 1838,

d) *Wenzel* Kasimir Beyda *Rzewuski* auf Podhorce, k. k. Leutnant a. D. (als Orientalist besonders unter d. Namen Emir al Omrach, Tadz-el-faher bekannt), * 1784, fiel im Gefechte von Daszów, von seinem Diener *ermordet*, 1831, ∞ ca. 1805 Alexandra Konstanzia Theresia *Rosalia*, T. d. Alexander Fürsten *Lubomirski*, d. W. Szreniawa, Grafen v. Wiśnicz u. Jarosław u. d. Rosalia Gräfin Chodkiewicz (s. S. 322) d. W. Kościesza u. Gryf, * zu Paris 3. 9. 1788, † Warschau 11. 1. 1865, St. Kr. O. D. (Sie ist die Verfasserin bedeutender, unveröffentlichter Memoiren, deren Herausgabe ihr Enkel Herzog Onorato v. Sermoneta, Rom, vorbereitet.)

Kinder: a) Stanislaw, * 1806, † Krakau 1831 an der *Schwindsucht*, ∞ Mai 1831 Josefa, T. d. Josef *Walicki* d. W. Łada u. d. Klementine Skarbek-Kozietulska d. W. Habdank, † Krakau 20. 5. 1880, (sie ∞ in 2. Ehe 6. 4. 1834 Zdzislaw Grafen Saryusz-*Zamoyski* d. W. Jelita, * 1810, † Wien 13. 8. 1855),

b) Leon, k. k. Km. u. seit 15. 6. 1841 *Graf*, Ehrenr. d. souv. Malt.-R.-O., * 13. 4. 1808, † Krakau 21. 10. 1869, ∞ 1850 m. Taida, T. d. Ludwig Grafen *Małachowski* d. W. Nałęcz auf Białaczowo u. d. Ludovika v. Komar d. W. Lilija, Ehrend. d. souv. Malt.-O. (Leon war ein berühmter poln. Schriftsteller, über den der obige Herzog O. v. Sermoneta eine Monographie herausgab),

c) Kalixta, * 15. 8. 1810, † 20. 7. 1842 (lungenleidend), ∞ London 29. 1. 1840 Michael *Angelo* Caetani, 13. Herzog v. Sermoneta und San Marco, Fürsten v. Teano, * 20. 3. 1804, † Rom 12. 12. 1882,

d) Witold, * 1815, fiel im Kaukasus gegen die Tscherkessen 31. 7. 1837.

JÜNGERES HAUS: ROZDÓL.

d) Adam (siehe 4. Kind Florians Rz.) Beyda *Rzewuski*, Kastellan in Podlachien, † 1717, ∞ Antonie, T. d. Michael *Zbrożek* d. W. Poraj u. d. Antonie Frycowska d. W. Prus I.

Sie war eine treue Bourbonin und nahm in ihrem herrlichen Schlosse Lanzut unzählige Emigranten auf. Der König von Polen Stanislaus August nannte sie in seinen Briefen „Aspasia". Der Bruder ihres Gatten Adam Fürst *Czartoryski* (1734—1823), der sogenannte „Fürst-General", heiratete die II. Bd. p. 45 dieser Memoiren erwähnte Fürstin Isabella Cz.-Flemming (1743—1835). Der „Marschallin Lubomirska" eine Tochter heiratete Stanisl. Potocki, den Vater des Gatten obiger Anna Potocki Alexander, während die andere Tochter obige Konstanzia Rzewuska ist.

Kinder: a) Michael, siehe *unten*,

b) Antonie, ∞ Peter *Miączyński* d. W. Suchekomnaty, † 1776.

a) Michael Beyda *Rzewuski*, Wojewode in Podolien, † 1769, ∞ 1. Ursula, T. d. Anton *Stamirowski* d. W. Połkozic u. d. Katharina Chodorowska d. W. Korczak, 2. Franziska *Theresia*, T. d. Franz *Cetner* d. W. Przerowa u. d. Anna Tarło d. W. Topór, s. 3. 5. 1744 St. Kr. O. D.

Kinder: Aus II. Ehe: a) *Franz* Michael, Landstand in Galizien, Ritter d. Weißen Adler-O.,† 1783, ∞ 1755 Juliane, T. d. Rafael *Skarbek* d. W. Habdank auf Rozniatów u. d. Therese Bogusz d. W. Półkozic, † 1802, St. Kr. O. D., auf Brzozkowice, Bursztyn u. Rozdól,

b) Adam, Abt u Wągrowiec, † 1776,

c) Johann, Untertruchseß des Grhzt. Lithauen, Ritter d. Weißen Adler-O., * 1733, † Wien 17. 9. 1759,

d) Kasimir, seit 21. 4. 1819 *Graf* Beyda *Rzewuski* auf Rosdól, Landstand in Galizien, k. k. Geh. Rat, Kommand. d. ungar. St. Stefans-O., † Lemberg 7. 7. 1820, ∞ Ludovika *Pelagia* Therese, T. d. *Franz* Sales Ignaz Grafen *Potocki* d. W. Pilawa auf Humania u. d. Anna Potocka d. W. Pilawa a. d. H. Stanislawów (sie war in 1. Ehe mit *Michael* Georg Grafen Wandalin-*Mniszech* d. W. Kończyc vermählt, geschieden, † Wiśniowiec 14. 3. 1806).

Tochter: Ludovika, k. k. Palast- u. St. Kr. O. D., † 20. 4. 1839, ∞ 1794 *Anton* Josef RGrafen v. Brzezie *Lanckoroński* d. W. Zadora auf Komarno, Jaworów, Chodorów, Jagielnica u. Źwaniec, k. k. Km., Geh. Rat, Oberstldhofm. in Galizien, † 27. 5. 1830,

e) Anna, St. Kr. O. D., auf Lubienie, ∞ Josef *Humiecki* d. W. Junosza, † 9. 1. 1753,

f) *Antonie* Petronella, St. Kr. O. D., ∞ 18. 8. 1765 Hyacinth Grafen *Malachowski* d. W. Nałęcz auf Chmielów, † auf Bodzechów 21. 3. 1821,

g) Katharina, Dominikanerin zu Lemberg.

(Größtenteils nach gefl. Angaben d. Hr. Dr. Joh. Bapt. Witting, Wien.)

NAMENSVERZEICHNIS

Ein * bedeutet, daß auf dieser Seite Personaldaten des betr. Namens im Kommentar vorkommen.

Die mit einem † bezeichneten Personen haben ein Portrait.

Die verheirateten Frauen kommen meist nur unter dem Namen ihrer Gatten, aber mit ihrem beigefügten Mädchennamen vor.

Die als Quelle zitierten Autoren sind hier meist nicht genannt.

Nach Möglichkeit wurden bei den meisten Namen Zeitdaten beigefügt.

Abbreviaturen: A.T = Ahnentafel, St.T. = Stammtafel, * = geboren, ∞ = vermählt, † = gestorben, F.M. = Feldmarschall, G. d. K. = General der Kavallerie, F.M.L. = Feldmarschalleutnant, G.M. = Generalmajor, Prz. = Prinz, Pzssin. = Prinzessin, Hzg. = Herzog, Hzgin. = Herzogin, Fst. = Fürst, Fstin. = Fürstin, Gf. = Graf, Gfin. = Gräfin, Fhr. = Freiherr, v. (nach einem Namen) = vide, Kg., Kgin. = König, Königin.

VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN

Im zweiten Band:

INHALTSVERZEICHNIS

4. UNABHÄNGIGKEIT

5. DIE GROSSE WELT

Gedruckt für Georg Müller Verlag in München in Old Face-Schriften von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. Buchausstattung von Paul Renner. Gebunden von der Leipziger Buchbinderei A.-G. vorm. Gustav Fritzsche in Leipzig. Einhundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisches Bütten abgezogen, in der Presse numeriert und in Ganzleder gebunden.

